



George
Tabori

**Gefährten
zur linken
Hand**

Roman

Herausgegeben
und mit einem
Nachwort von
Wend Kässens

Aus dem
Englischen
von Ursula
Grützmacher-
Tabori

Steidl

Titel der englischen Originalausgabe: »Companions of the Left Hand«,
zuerst erschienen im Verlag Houghton Mifflin Company, Boston 1946

Copyright© 1946 GeorgeTabori

1.Auflage 1999

© Copyright für die deutsche Ausgabe: Steidl Verlag, Göttingen 1999

ISBN 3-88243-626-3

Sommer 1943. In Europa wütet der Krieg. San Fernando, einen unscheinbaren Badeort an der italienischen Adriaküste, scheint er vergessen zu haben. Sogar ein englisches Ehepaar ist noch dort, zu ungefährlich, um interniert zu werden. Ein staubiges Hotel, ein verfallender Badesteg, in dieser verblichenen Sommerfrische hofft Stefan Farkas, Autor gefeierter Boulevard-Stücke, Kraft und Selbstvertrauen zurückzugewinnen. Wie immer in seinem Leben nimmt er den Platz des unbeteiligten Zuschauers ein, mit gelangweiltem Blick von der Kaffeehausterrasse auf das Treiben im Ort. Bald erfährt Farkas von den Strömungen unter der beschaulichen Oberfläche, von einem mißhandelten Kommunisten, von der bitteren Armut der Steinebrecher und Fischer, vom tapferen Protest der Wäscherinnen.

Farkas Distanz wandelt sich zu zynischer Gelassenheit, als mit dem Waffenstillstand zwischen Italien und den Westalliierten in San Fernando der Aufstand gegen die faschistische Herrschaft ausbricht. Nach der »glorreichen Revolution« scheint die Zeit für einen Augenblick den Atem anzuhalten, doch anstatt der erwarteten Briten treffen deutsche Truppen ein und schlagen die Erhebung nieder. Und jetzt erfaßt der Strudel des Krieges auch Stefan Farkas und er begreift: »Es gibt Zeiten, in denen das einzig Nützliche der Tod ist.«

George Tabori, geboren 1914 in Budapest, emigriert 1935 nach London, arbeitet seit 1969 in der Bundesrepublik. Für seine Romane, Dramen und Drehbücher, die er in Englisch schreibt, erhielt George Tabori 1992 den Georg-Büchner-Preis.

Im Steidl Verlag sind seine Romane erschienen: »Tod in Port Aarif«, »Ein guter Mord« und »Das Opfer«.

George Tabori

Gefährten zur linken Hand

Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Wend
Kässens

Aus dem Englischen von Ursula Grützmacher-Tabori

Steidl

Titel der englischen Originalausgabe: »Companions of the Left Hand«,
zuerst erschienen im Verlag Houghton Mifflin Company, Boston 1946
Copyright© 1946 GeorgeTabo ri

1.Auflage 1999

© Copyright für die deutsche Ausgabe: Steidl Verlag, Göttingen 1999

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Lektorat: Wend Kässens

Umschlaggestaltung: Klaus Detjen

unter Verwendung eines Fotos von Frederick H. Evans

Satz, Druck, Bindung:

Steidl, Düstere Straße 4, D-37073 Göttingen Printed in Germany

ISBN 3-88243-626-3

FÜR MEINEN VATER

Und die Gefährten der rechten Hand (und wie glückselig sind die Gefährten der rechten Hand!) werden unter dornenlosen Lotusbäumen und schön geordneten Talhabäumen wohnen und unter ausgebreiteten Schatten und bei einem immer fließenden Wasser, und mit Früchten im Überfluß, die nie weniger und nie verboten werden. Bei Huris werden sie wohnen, auf erhöhten Kissen gelagert... Die Gefährten der linken Hand aber (und wie unglückselig sind die Gefährten der linken Hand!) werden in glühendem Winde wohnen und siedend heißem Wasser und unter dem Schatten eines schwarzen Rauches, der weder kühl noch angenehm ist...

Koran

Die 56. Sure: Der Unvermeidliche

DIE REISE

Die Fliege auf der Scheibe kroch nach Norden; der Zug fuhr nach Süden, aber die Fliege wußte weder von Nord noch von Süd; sie war dabei, Staubbällchen fortzubewegen, als der Reisende, rosiges Gesicht, weißes Haar, plötzlich mit der *Giornale d'Italia* vom Morgen zuschlug und sie zerquetschte. Zwei winzige Beinchen blieben zuckend an der Scheibe kleben, der Rest war über eine Börsennotierung geschmiert. Der Reisende betrachtete reumütig die Scheibe, schaute auf den Regen dahinter und auf die Zeitung hinunter; all dies ließ ihn an den Tod denken. Unterdessen fuhr der Zug über den letzten Viadukt vorm Verlassen der Hügellandschaft: Gleich würde das berühmte Panorama auftauchen, das ihm von früheren Reisen so vertraut war, der Steilhang zum Meer, der Wald zur Linken und der graue Hügel mit der dräuenden Masse der Abtei rechts; nach acht Stunden Fahrt endlich das Meer, friedlich und ohne größere Bedeutung, seiner Weite beraubt durch die nahe Bucht. Dies war der Moment, wenn Väter ihre Familien ans Fenster riefen, die Kinder hochhoben und mit dem Finger zeigten: »Seht mal - San Fernando!«, befriedigt, daß die Hochglanzplakate der Reisebüros und die Ansichtskarten, die jemand vor langer Zeit geschickt hatte, der Wirklichkeit entsprachen. Aber der Reisende, der zusammengekauert auf seinem Plüschsitz saß, dachte an den Tod ; nicht an das Gerippe mit Kapuze und Sense, auch nicht an den Begriff, der an sich leer und fremd war, obwohl eine Ungewißheit in ihm pulsierte, die möglicherweise ›Tod‹* meinte. Es war ein unbestimmtes und melancholisches Gefühl, eines Tages nicht mehr da zu sein, ein Gefühl von unerledigten Geschäften, vom letzten zupackenden Griff, vom Strampeln eines Ertrinkenden; das Gefühl, nie mehr Sonne, Wärme, Zigarren und Cognac genießen zu können. Es war wie ein Vaku -

Alle mit einem * versehenen Stellen sind im Original deutsch. Anm. d. Ü.

um, als hätte er eine Grenze überschritten, eine imaginäre Linie zwischen Dunkelheit und Licht, darauf wartend, etwas zurückzulassen und irgendwo anders anzukommen; aber es gab keine Vorwärts- oder Rückwärtsbewegung, und er fühlte sich trotz des stetig ratternden, voraneilenden Zuges, als steckte er zwischen zwei Welten.

Draußen stand, mitten auf einer Wiese, ganz allein und alt, ein einzelner Olivenbaum. Der Reisende erinnerte sich an den Baum. Als er das letzte Mal hier vorbeifuhr, hatte er dem Baum nachgesehen, wie er aus seinem Blick verschwand. Jetzt beugte er sich vor, um zurückzusehen, winkte, ertappte sich dabei und fand es gar nicht komisch, dieses Winken. Die Todesahnung blieb. Er fühlte unter den silbernen Manschettenknöpfen seinen Puls, hatte ein Krankenhausbett, eine Schwester, sich selbst mit eingefallenen Wangen, Fläschchen, Pillen und Schmerzen vor Augen. Irgendwo in einer schwarzumränderten Anzeige stand sein Name ›Stefan Farkas‹ mit einem Kreuz und einem Datum, einem Spruch, einer Würdigung. In einem leeren Zimmer hingen verloren seine Kleider; auf parfümierten Regalen stapelten sich seidene Hemden, und Krawatten lagen einsam in einer Schublade. Auf seine Schuhe warteten Verwandte und Dienstboten; auf seinen Büchern wurde der Staub dick. Von da an würde er als ›verstorbene‹ gelten: Sein Name würde aus Urkunden getilgt, Akten und Konten würden gelöscht, und der Postbote Cobert würde nie mehr kommen. In einer dunklen Wohnung säße sein verkrüppelter Bruder, unfähig, Trauer zu zeigen; eine bleiche Frau - Anna - würde leise in ihrem Bett weinen und Gizella in schicker Trauerkluft diskret schniefen und der Madonna fromme Augen machen. Für ihn würde es nur noch tiefe, bodenlose Dunkelheit geben, nie wieder Wissen und Fühlen, nicht einmal das Nichts, obwohl er sich doch irgendwie vorstellen konnte, in einer Holzkiste zu liegen, zwei Meter unter dem bescheidenen Grabstein, den ihm dankbare Freunde errichtet haben. Hier ruht Stefan Farkas. Nur wäre er nicht mehr Stefan oder Farkas. Er dachte sich eine Grabschrift aus: ›Er ärgerte eine stumpfe Welt‹; es machte ihn traurig und unruhig. Er versuchte, die plötzliche Angst vor dem Tod abzuschütteln: Er berührte den Plüschsitz, atmete tief durch, sprach sich

unzusammenhängende Zauber- und Trostworte zu, holte schließlich seine Brieftasche vor und sah nach, ob seine Rückfahrkarte darin war.

Er ließ das Fenster herunter und den warmen Geruch des Regens herein. Vor zehn Jahren in einem Karlsbader Badezimmer, erinnerte er sich, hatte sein Herz plötzlich eine Sekunde ausgesetzt; als er nach der kalten Kachelwand tastete, sagte er bei sich, jetzt habe ich zu sterben begonnen. Das war zehn Jahre her, und er lebte immer noch; in zehn Minuten würde er an seinem Zielort San Fernando, der alten Sommerfrische an der Adria, eintreffen. Dort wollte er hin, weil er sich anderswo in Europa einsam und ausgeschlossen fühlte. Er hoffte, Kraft und Selbstvertrauen wiederzugewinnen und Ekel und Angst ablegen zu können. Es war Sommer; seine halbgeschmauchte Zigarre zog gut. Das Hühnerauge am linken Zeh tat nicht mehr weh, nur das kleine Bläschen an der Zunge brannte, wann immer er damit an die unteren Zähne kam. Die von einem Zahnarzt in Wien auf einen Eckzahn gesetzte Porzellankrone war nicht ganz fest; darunter puckerte ein alter Abszeß und schmeckte säuerlich, wenn er die Lippen einzog. Der Rand seines Seidenkragens fühlte sich kühl an unter seinem Doppelkinn, seine Schulterblätter schmerzten vor Müdigkeit, und wenn er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand aneinanderrieb, fühlten sie sich trocken an. Ganz offensichtlich lebte er, und gar nicht so schlecht, trotz Nikotin in der Lunge, Glukose in den Adern, trotz des Krieges, trotz Gizella, nahender Senilität und tausend anderer Wehwehchen. Und doch hatte er zum zweiten Mal an diesem Tag das Gefühl, als wäre der Zug ein Leichenwagen. In seiner Brusttasche steckten, zusammen mit der schweinsledernen Zigarrendose, ein paar tausend Lire in bar und mehr in Schecks; ein Paß, der besagte, daß er fünfundfünfzig Jahre alt war und keine besonderen Merkmale hatte - keine Narbe, kein Muttermal, keinen fehlenden Finger; ein Brief von A. aus dem Jahre 1919, den er seit mehr als zwanzig Jahren als Talisman bei sich trug, ein Brief mit einem Gedicht: »Verflucht sei, der an meine Stelle tritt«. In einer Außentasche waren sechs englische Pennies, denn er liebte es, mit Kleingeld zu klimpern. Im Gepäcknetz ihm gegenüber lagen zwei elegante kleine Koffer, beklebt mit bunten Hoteletiketten, manche zerfleddert, die ihn an allein verbrachte Nächte erinnerten oder an fruchtlose Bemühungen, in den Schoß zurückzukehren. In den

Koffern lagen Hemden, Anzüge, Socken, Bürsten, die *Pensées* von Pascal, ein Schreibblock, Lavendelparfum von Yardley, zwei Pillendöschen, zweihundert Gorona-Zigarren und irgendwo ein zerknitterter Brief von Gizella, seiner Geliebten. »Lieber Stefan, mir ist, als würdest du mich für immer verlassene Draußen, jenseits der zwei toten Fliegenbeinchen, fiel warmer, weicher Regen auf Zypressen und Gräber, Grabsprüche. Kreuze, unkrautüberwucherte Gärten, baufällige Kirchen; auch über dem Meer regnete es. Er schnipste seine *Zigarette* aus dem Fenster; sie fiel auf nasses Gras und erlosch sofort. Der Zugführer, ein kleiner, schmutziger, unrasierter Mann mit Goldzahnlächeln, kam herein und sagte: »Nächste Station - San Fernando. « Der Reisende sagte nichts.

DIE ANKUNFT

Der Bahnhof war naß und verlassen, als der Zug einfuhr. Ein paar dunkle, schmutzige Bauernjungen hielten hinter dem Tor Maulaffen feil. Ein alter Träger schlurfte am Zug entlang und wartete, daß jemand ausstieg. Niemand eilte, wie in alten Zeiten, mit Schokolade, Pfefferminz, Orangen oder Erdnüssen herbei, und es warteten keine sonnengebräunten jungen Frauen mit unter ihren bedruckten Sommerkleidern leicht hervorstehenden Bäuchen auf ihre Männer, die übers Wochenende aus der Stadt nach Hause kamen. Seit dem Krieg war der sonnige, aber altmodische Glanz San Fernandos verblaßt. Weder Väter mit bleichen Kindern und ungepflegten Frauen noch junge Paare kamen, die es kaum erwarten konnten, in die kühlen gewölbeartigen Schlafräume des alten Regina oder den cremefarbenen Luxus des Paradiso einzutreten. Der Ort ist kahl geworden, dachte Farkas. Aber Antonio war da.

Er stand in seiner feschen Uniform an einem sorgsam ausgewählten Platz (gleich neben dem Urinal) vor seiner Amtsstube, salutierte stramm, betrachtete den Zug mit strenger Miene. Seine Stiefel blinkten schwach im Regen; er sah heroisch aus auf dem leeren Bahnsteig, nicht unähnlich dem römischen Soldaten von Pompeji, ein Monument der Pflichterfüllung. Sein Schnäuzer war dünner als beim

letzten Mal vor sieben Jahren, dachte Farkas. Über Antonio lehnte seine Frau, Signora Clara, aus dem Fenster des oberen Stockwerks, eine kleine, dünne Frau mit einem enormen Haar türm aus kunstvoll geflochtenen ölichen Zöpfen und Wellen, geradezu furchteinflößend. Dort saß sie immer, wenn der Nordexpress einfuhr, beobachtete, wie Antonio salutierte und der Zug die kreischende, drängelnde Masse aus Körperteilen, Taschen und Kindern ausspuckte. Die Leute bemerkten sie gar nicht, wie sie dort saß, ein Miniaturmonster, umrahmt von zwei langen Spitzengardinen und ein paar gelben Topfblumen. Aber Farkas kannte sie natürlich; einmal hatte er sich eine Dreiecksgeschichte (Bahnhofsvorsteher-Frau-Speisewagenkellner) mit ihr ausgedacht, in der er den Kontrast zwischen dem Bahnhof und dem internationalen Flair eines Zugrestaurants hervorhob. Er schrieb sie nicht nieder, aber an Signora Clara erinnerte er sich, und als er aus dem Zug stieg, sah er hinauf und lüftete leicht den Hut.

Sonst stieg niemand in San Fernando aus; Antonio blickte zunehmend heroisch drein. Farkas beauftragte den alten, offensichtlich tauben Träger, sein Gepäck zu einem Wagen und zum Hotel Paradiso zu bringen. Es gab einen kleinen Wortwechsel, da der alte Mann ihn nicht richtig verstand und immer wieder geheimnisvoll murmelte: »Keine Sonne heute, keine Sonne.« Schließlich fuhr der Zug an und ratterte im Regen davon; Antonio, der seine heroische Haltung lockerte, ging würdevoll zu Farkas hinüber, um ihm zu helfen. Er erkannte ihn sofort und wurde ganz aufgeregt. »Ah, Signor Farkas«, sagte er, riß die Hacken zusammen und salutierte. »Willkommen in San Fernando.« Die letzte Bemerkung wurde begleitet von einer weit ausladenden Geste, die ausdrücken sollte, »Kommt in meine Residenz, Eure Exzellenz gefolgt von einem Schwall heftiger Worte zum Träger, der Widerworte gab. Farkas wurde gereizt. Er haßte Fahrten von mehr als drei oder vier Stunden und wollte in sein Zimmer im Paradiso, um heiß zu duschen und sich vor dem Abendessen auszuruhen. Während der Streit weiterging, wobei Antonio abwechselnd auf die Koffer, auf Farkas und unbestimmt in Richtung Meer wies, sah Farkas den Wind ein paar leere Papiertüten über die Gleise treiben.

Schließlich beendete Antonio seinen Streit mit dem alten Träger, der in die Hände spuckte, die Koffer aufnahm und nach draußen wankte.

Antonio begleitete Farkas höflich, die Hände hinter seinem gebeugten Rücken verschränkt. »Und wie ist es heutzutage in der großen Stadt?« fragte er interessiert, ganz wie in alten Zeiten. Antonio verachtete Städte, denn er sah Jahr für Jahr ihre Bewohner bleich, krank und entnervt ankommen und zog den Schluß daraus, daß San Fernando den Städten ohne Zweifel überlegen war. Farkas murmelte müde und fröstelnd eine Antwort und kroch eilends in einen Wagen, der auf dem Platz hinter dem Bahnhof stand. Dann fuhren sie los; er konnte sich zurücklehnen, zog den Schal dichter um seinen Hals, denn es wurde kühler, je näher sie dem Meer kamen. Der Fahrer, der nicht aufhörte, sein kleines, ausgemergeltes Pferd anzuknurren, trug einen schmierigen schwarzen Hut, keinen Kragen und stank nach Wein.

Sie fuhren die alte Straße entlang, die nach den sieben Jahren zunächst unverändert schien. Sie wand sich in Kurven von dem hochgelegenen Bahnhof durch die Weinberge hinunter zum Dorfplatz, gesäumt mit Limonenbäumen und einigen stillen Villen, die hinter vernachlässigten üppigen Gärten mit hohen Mauern verborgen waren. Links lag der romantische Wald mit wilden, dunklen Büschen, wo die ärmeren Einwohner und junge Urlauber hingingen, um Liebe zu machen. Eine Zeitlang war kein Mensch auf der Straße zu sehen, aber später, als sich der Wagen der Stelle bei der Kirche näherte, wo die Straße eine scharfe Biegung nach links machte, waren zwei Frauen in weiten Regenmänteln und mit Schirmen unterwegs. Die Fahrt war sehr ruhig: kein Hupen, keine Lautsprecher, keine schreienden Kinder. Das freute Farkas; er dachte an die ausgedehnte Nachmittagsruhe, die er sich gönnen würde, und schloß die Augen.

Dann, unter weiterem Knurren des Kutschers, bogen sie ab. Die Gärten waren zu Ende; sie kamen zu den Geschäften und Hotels. Farkas hielt nach dem alten Café zur Rechten Ausschau; er dachte an seinen Kakao mit Schlagsahne, die Croissants, die fette, kleine Kellnerin, die Betonterrasse, von der durch einen Spalt in der Mauer des Hinterhofs das Meer zu sehen war. Das Café war geschlossen; er lehnte sich wieder zurück, knöpfte seinen karierten Reisemantel zu, denn gleich würden sie an Ort und Stelle sein. Jetzt waren ein paar Menschen auf der Straße.

Es ist schäbiger und älter geworden, San Fernando, dachte er. Vielleicht lag es am Regen; vielleicht, wie er sich später zurechtlegte,

war auch er schäbiger und älter geworden. In den gelben Kalksteinmauern des Regina waren Risse, die, da war er ganz sicher, früher nicht dort gewesen waren. Die Bäume sahen aus, als stünden sie versehentlich dort und als entschuldigten sie sich dafür. Dann sah er den Himmel, schwermütig verhangen mit Wolkenfetzen, die sich auf dem Pflaster des Dorfplatzes spiegelten. Farkas wußte natürlich, daß es töricht war, nach langer Zeit an einen Ort oder zu einer Frau zurückzukehren. Die alten Emotionen hatten sich überlebt; was einst mit einem Strahlen erfüllt war, war jetzt wie eine Hülse. Wie eine Schüssel, die der Kellner vergessen hat abzuräumen, dachte er. Ein alter, unrasierter Mann im Schlafanzug lehnte sich aus einem Fenster, als sie hinauf zum Paradiso fuhren. Einmal war er mit Daniel unter diesem Fenster vorbeigegangen, als sie aus dem Wald vom Tennisspielen gekommen waren.

AUFTRITT UND ERINNERUNG

Farkas kam nie einfach irgendwo an, er trat auf. Dies war unumgänglich; in Wien, Prag oder Budapest war er zu bekannt, um nicht Aufsehen zu erregen. »Ach, der Farkas!«^{*} seufzten die Leute und drehten sich leicht erregt um, wenn Farkas hereinkam, makellos und lässig gekleidet, mit wunderschönem, glänzend weißem Haar. Er wußte natürlich, daß er die höchste Berühmtheitsstufe erreicht hatte.

Sein Auftritt in der Halle des Paradiso war jedoch eine Art Antiklimax. Er kam sich vor wie Lohengrin, der in *Die lustige Witwe* gerät. Zum einen lag die Hotelhalle im Halbdunkel; das Licht war noch nicht an. An den Tischen gegenüber der Drehtür saß kaum jemand. Farkas sah im Hintergrund undeutlich drei uniformierte Männer und eine ältere Frau die Treppe hinaufgehen. In der Mitte dieser düsteren Leere stand Fritti in Erwartung von Farkas; er knipste sein altes Fritti-Lächeln an und watschelte wichtiguerisch wie ein Seelöwe auf den Gast zu. »*Mon cher Signor*«, rief er aus, »*quel plaisir!*« Auch er ist älter und schäbiger geworden, dachte Farkas, wie alle anderen.

Fritti war ein riesiger Mann; alles an ihm schien überdimensional: die struppigen Augenbrauen, die violette Nase, die Hände, die Stimme, die Rülpser. Farkas hatte die Theorie aufgestellt, daß Fritti von der Vorsehung als Zwilling gemeint worden war, dann aber aus Versehen als doppelte Portion geboren wurde. Farkas fühlte sich nie ganz wohl in Frittis Gegenwart, denn er erdrückte einen mit seiner Masse, seinen Gesten und seiner Stimme, so daß man sich wie umzingelt vorkam. Außerdem hatte er einige sehr strikte Vorstellungen, was das Auftreten eines Hoteldirektors betrifft, das - geschmeidig und vertraulich - einen gewissen barocken Charme beinhaltete, der nicht ganz zu ihm paßte. Sein Lächeln zum Beispiel: lieblich wie das einer Biedermeiermaid. Er knipste es glatt und mechanisch an und aus; mit den Jahren wuchs es ihm an wie ein Extraglied. Wenn er lächelte, verzog sich sein breites Gesicht zu mehreren Doppelkinnen mit kleinen Fettkissen und sah aus wie eine Mondlandschaft. Dann seine Hände: Farkas war fasziniert von Frittis Händen, die runzlig und groß waren wie Elefantenohren.

»Je später der Tag, desto besser die Gäste!« rief Fritti aus und wedelte anmutig mit den Händen ; er nahm Farkas am Ellbogen und führte ihn zur Rezeption. »San Fernando ist sehr geehrt. Neunundzwanzig!« schnauzte er einen schlaftrigen Pagen, der in einer schmierigen, einst weißen Uniform dabeistand, von der Seite an. »Ihr altes Zimmer«, knipste Fritti sein Lächeln an. »Dasselbe alte Zimmer. Und derselbe Signor Farkas. Sie haben sich kein bißchen verändert.«

»Nein?« fragte Farkas.

»Kein bißchen.« Fritti hüllte ihn in ein breites Lächeln. »Sie erinnern sich an Enrico?«

»Guten Abend, Signor Farkas«, sagte der Portier. »Willkommen.«

»Guten Abend, Enrico«, sagte Farkas. »Natürlich erinnere ich mich an ihn.«

Auch Enrico sah schäbiger aus. Er war klein, sehr kahlköpfig, hatte müde, entzündete Augen. Er kann kaum noch kahler geworden sein, dachte Farkas, er war schon vor sieben Jahren ganz kahl. Aber der Hals über dem steifen Kragen war hagerer geworden und die Augen röter. Genauso hatte Enrico hinter dem Tresen gestanden, als Farkas mit Gizella hier war. Als sie einander ansahen, dachten beide an

Gizella. Ich muß ihr schreiben, dachte Farkas und nahm seinen Schlüssel.

»Und, wie geht's im Paradiso?« fragte er, als Fritti ihn dahinschwebend zum Fahrstuhl begleitete.

»Tja«, meinte Fritti, knipste sein Lächeln aus und sagte »Zweiter« zum Liftjungen, an den Farkas sich nicht erinnerte.

»Ach, fragen Sie nicht, *mon cher ami*.« Das Lächeln war wieder da; Frittis Augen drehten sich zur Decke. »Dieser Krieg scheint nie enden zu wollen. Es ist ein Unglück für uns - wir brauchen Frieden. Ein Teil meines Personals ist weg im Krieg, das Essen ist weg im Krieg, meine Gäste sind auch weg. Ich hätte den Laden dichtgemacht, aber die Regierung hat mich gebeten, es nicht zu tun.« Der Fahrstuhl summte. »Ach, Signor Farkas, erinnern Sie sich an die alten Zeiten?« Er blies sich auf. »Die alten Zeiten, die schönen Frauen, das Essen, die Lichtspiele, der Prinz Valona mit seinen Nieren und der Bischof von Siena, Gott segne ihn.« Der Fahrstuhl hielt. »Alle wichtigen Leute waren da. Sie werden wiederkommen, Maestro, nicht wahr?«

Das konnte Farkas so nicht stehenlassen. »Nur daß sie nicht mehr wichtig sind.«

Zuerst wirkte Fritti verdutzt; Doppelkinn und Fettkissen gerieten in Bewegung; dann, als erinnerte er sich seiner Pflichten, fing er an zu lachen. »Ja, das stimmt« dann verschwand das Lächeln abrupt. »Hier sind wir«, sagte er und öffnete die Fahrstuhltür.

Farkas sagte ihm, er wolle auf dem Zimmer zu Abend essen. Als er dort war und allein, ging er eine Weile auf und ab, betrachtete das große altmodische Doppelbett aus Messing, den kleinen Schreibtisch am Fenster, den Tisch, die weinroten Sesselchen und den wuchtigen Schrank. Er ging ins Badezimmer, knipste das Licht an und inspizierte im Spiegel sein Gesicht. Dann ging er zurück und trat hinaus auf den Balkon. Unter ihm auf dem Platz wurde es dunkel. Über den Baumkronen sah er die Loggien des Sanatoriums, den hohen Schornstein des türkischen Bades und zur Rechten die gelben Kalksteinmauern des alten Regina. Ein Mann überquerte den Platz; Farkas versuchte, ihn wiederzuerkennen, aber ohne Erfolg. Es hatte aufgehört zu regnen; zum ersten Mal roch er das Meer. Von unten, von der überdachten Terrasse des Restaurants, das ein bescheidenes

Licht auf den Platz warf, drangen Stimmen herauf. Vielleicht war der Ehrenwerte Don Teofilo da und spielte mit Pater Giuseppe oder Doktor Schmidt Schach. Vielleicht hätte ich nicht kommen sollen, dachte Farkas. San Fernando wirkte so schäbig; ein trister, einsamer Ort. Nebenan wurde ein Vorhang zugezogen.

Dies war sein altes Zimmer, Nr. 29; es kannte so viele Geheimnisse, die er fast vergessen hatte - beinahe wie die alte Wohnung daheim. Als sie zum ersten Mal hier waren, mit einem Haufen unnötigen Gepäcks und einer Gouvernante namens Julie, lebte Vater noch, aber er konnte sich kaum daran erinnern, außer daß Vater ihn geohrfeigt hatte, weil er jemandem nicht guten Morgen gesagt hatte.

Dann, eines Sommers, kamen nur die Brüder, Daniel und er selbst, überlegen und kritisch, mit Büchern und Tennisschlägern. Morgens war es wunderbar; die strahlend frische Sonne und das angenehme Gefühl von weißem Leinen auf ihren warmen Körpern, während sie ans Meer zum Tennis spielen gingen und von dort aus zum altmodischen Badehaus; ausgedehnte, reichhaltige Mittagessen auf der kühlen Terrasse des Paradiso mit irgendeinem alten Kellner, der um sie herumscharwenzelte; die ersten, hastig im Wald gerauchten Zigaretten und das erste Glas mit schwarzem Kaffee, wonach Daniel schlecht wurde, so daß Farkas ihm den Kopf über die Badewanne halten mußte. Das waren schöne Tage. Daniel sah so hübsch aus in seinem weißen Pullover, mit der Leinenhose und mit seinen hellen, widerspenstigen Locken.

Eines Vormittags saßen sie auf dem Korso und erholten sich vom Tennisspiel; Stefan Farkas konnte den Wind von den Weinbergen spüren. Da kam eine Frau vorbei, eine kleine Frau mit wasserstoffblonden Haaren und großen vorstehenden Augen, und ging den Korso entlang. Daniel sah ihr nach.

»Das ist eine Nutte«, erklärte Stefan, wohlwissend, daß Daniel keine Vorstellung hatte, was das Wort bedeutet.

»Ha, ja«, stimmte Daniel zu und wurde rot.

»Hast du welche in Wien kennengelernt?« fuhr Stefan sadistisch fort.

»Ein paar schon«, sagte Daniel.

»Aber weißt du überhaupt, was eine Nutte ist?«

Daniel wirbelte mit starrem Blick seinen Tennisschläger herum; seine Ohren waren feuerrot. »Natürlich weiß ich das«, sagte er.

»Na, und was?« Stefan genoß seinen Triumph.

»Tja.« Daniel schluckte hart, dann aggressiv: »Willst du mich ins Kreuzverhör nehmen? Natürlich weiß ich, was -«

»Schön, was?« beharrte Stefan.

»Na ja«, sagte Daniel, »wir nennen es anders.«

Stefan piekste ihn in die Rippen und lachte. »Anders? Das kann man nicht anders nennen.«

»O doch, kann man«, beharrte Daniel. »Wir nennen es *walda*.«

»Ihr nennt es was?« fragte Stefan argwöhnisch, für einen Moment unsicher, ob Daniel ihn an der Nase herumführte oder es wirklich wußte.

»*Walda*«, sagte Daniel triumphierend. »Nur *walda*. Dir sagt das natürlich nichts. Du warst ja lange nicht in Wien.«

Später, in der Nacht, lange nachdem sie das Licht ausgemacht hatten und Stefan schon halb schlief, drehte sich Daniel zu ihm um. »Stefan«, flüsterte er, »ich habe gelogen, Stefan.«

»Laß mich zufrieden«, sagte Stefan. »Ich will schlafen.«

»Nein, Stefan, es ist wichtig«, sagte Daniel. »Sehr wichtig. Das Wort *walda* gibt es gar nicht, und ich habe keinen blassen Schimmer, was eine Nutte ist, Stefan. Was ist das?«

Dann war da das Aber-Spiel; sie spielten es im folgenden Sommer. Daniel war sechzehn, Stefan achtzehn: Daniel war noch hübscher und größer geworden, und seine Schüchternheit machte ihn zum Liebling der Mädchen. In diesem Sommer waren sie dicke Freunde: Sie gingen Arm in Arm, und Daniel gab einem kleinen Franzosenbengel eins auf die Nase, weil er Stefan »fettes Schwein« nachgerufen hatte. Da war was dran, er sah tatsächlich einem Schweinchen ähnlich, mit seinem kurzen Hals, der Stupsnase und dem rosigen Gesicht. Jeden Nachmittag um sechs kleideten sie sich aufwendig an, meistens identische Sachen: weiße Flanellhosen, dunkelblaue Blazer und manchmal eine Segelmütze.

Während sie entschlossen, mit gelangweiltem Blick, im Gleichschritt vom Paradiso herunterkamen, die Zigaretten zwischen

den Lippen hängend, begann Stefan mit dem Aber-Spiel. Er sagte grimmig: »Hier wären wir, zwei Sportskanonen mit Bronzhaut und ungemein interessanten Gesichtern, in teuerster Knize-Kluft; auf dem Weg nach Monte Carlo haben wir einen kurzen Abstecher hierher gemacht. Unsere Alfa Romeos warten in der Garage auf uns, und unsere Yacht mit Mary Pickford an Bord wird jeden Moment anlegen; dann folgt ein Dinner mit Champagner, danach eine Riesenorgie.«

Daniel fing an zu kichern und wartete auf die Pointe.

»Und wenn wir mit elastischen Schritten an diesen miesen Spießern vorbeigehen«, fuhr Stefan fort, »erhebt sich in der beeindruckten Menge ein diskretes Gemurmel. Wer sind diese beiden jungen Halbgötter, fragen sich alle, besonders die Pinelli-Schwestern.«

Er brach ab, sah Daniel an, und dann brüllten beide gleichzeitig »Aber!«, und Daniel fuhr fort, »Aber in Wirklichkeit ist es so, daß wir zwei O-beinige, picklige, durch und durch lächerliche Rotzbengel in miserabel geschnittenen Anzügen sind, die aussehen, als wären sie von einem entfernten Onkel geerbt, zwei unbedeutende junge Männer mit Fahrrädern statt mit Alfa Romeos, einem Ruderboot statt einer Yacht, die zu einem kläglichen, einsamen Spaziergang auf dem Korso aufbrechen, während alle einigermaßen hübschen Mädchen im Wald herumschmusen. Aber«, wiederholte er, und sie lachten, schlügen sich gegenseitig auf den Rücken, schielten kichernd nach jungen vorbeikommenden Mädchen und spuckten aus, wenn sie einen Priester sahen.

DER ZEUGE

Und dann, im dunklen Zimmer stehend, erinnerte er sich fast zwangsläufig an den Abend, bevor er nach San Fernando abreiste. Er war zu Daniel und Anna gegangen, um sich zu verabschieden.

Anna öffnete ihm die Tür.

Farkas konnte ihr Gesicht im düsteren Korridor kaum erkennen. Der Korridor war immer düster gewesen, nur ein schwaches Licht fiel durch die gestrichenen Scheiben der Haustür. Er sah im großen

Spiegel sein graues Spiegelbild und mußte daran denken, wie er eines Tages davorgestanden und einen Pickel auf seinem Kinn inspiziert hatte. Er warf seinen Hut auf einen Stuhl und nahm ihren Arm.

»Er schläft«, sagte Anna. »Um acht bringe ich dich zu ihm. Möchtest du eine Tasse Kaffee?«

»Nein, danke«, sagte er. »Ich kann nicht lange bleiben.«

Sie öffnete die Tür zum Arbeitszimmer; sie traten in den dämmrigen Raum. Die Vorhänge waren zugezogen; durch einen Schlitz fiel ein einzelner Lichtstrahl auf den Schreibtisch vor dem Fenster. Sie trat einen Schritt vor; er hörte, wie ihre Hand an der Wand entlangstrich, dann war das Licht an, ein trübes, gelbes Deckenlicht. Endlich drehte sie sich um; jetzt konnte Farkas zum ersten Mal deutlich ihr Gesicht sehen. Sie hatte sich seit dem letzten Mal kaum verändert: Es war dasselbe ruhige, disziplinierte Gesicht mit demselben verlegenen, unglücklichen Ausdruck, den sie immer vor ihm und anderen Menschen zu verbergen versucht hatte. Ihre Züge waren eine Spur schärfer geworden. Sie war ungeschminkt; auf dem herzförmigen Gesicht lag eine graue, aber nicht ungesunde Blässe, so, als ob eines Abends vor einigen Jahren die Zeit stehengeblieben wäre und sich ein feiner pudriger Staub auf ihr Gesicht gelegt hätte. Wie beim letzten Mal waren ihre Bewegungen behutsam und bedacht; wie damals war sie auch jetzt auf eine schöne, zurückhaltende Weise traurig.

Sie errötete, als er sie musterte, und wandte ihr Gesicht ab. Ihre kleine, knochige Hand berührte befangen ihr Haar. Liebe, arme Anna, dachte er; sie konnte seine Gedanken lesen, schließlich aber gelang es ihr, ihm in die Augen zu sehen.

»Setz dich, Stefan«, sagte sie.

Wie vor fünf Jahren stand vor dem Vorhang der Schreibtisch mit Bücherstapeln, Schreibmaschinenpapier und der Schreibmaschine mit den übergroßen Tasten, von der er schon gehört hatte; wie damals stand der kleine quadratische, mit Filz bezogene Kartentisch mitten im Zimmer, darauf alle die albernen Kupferaschenbecher, die Vater gesammelt hatte; da waren die drei unbequemen Sessel und darüber, wie dräuende Riesen, die beiden hohen, gelben Bücherregale mit ihren schimmernden Glastüren. Nichts schien verändert; es war dasselbe Zimmer wie damals, als Vater gestorben war und Daniel mit Anna

einzag. Vater hatte hier nach dem Mittagessen seinen Kaffee laut schlürfend getrunken und war dann in dem bequemen Schaukelstuhl, der zwischen zwei Bücherregale gezwängt war, eingedöst, während er, Stefan, am Schreibtisch saß und Zeitung las und Daniel stumm rauchte. Es war dasselbe Zimmer: Farbe und Atmosphäre waren unverändert; es hatte dieselbe feine, staubige Düsternis, die auf Annas Gesicht lag. Die Beleuchtung war nie gut gewesen. Jetzt, fünf Jahre später, spürte Farkas wieder die pietätvolle Ewigkeit der Möbel, jedes Stück sah verloren und verraten aus und schien unverbrüchlich auf etwas, vielleicht auf Vaters Auferstehung, zu warten. Farkas bedauerte bereits, daß er gekommen war.

»Wie geht es ihm?« fragte er.

Anna spielte mit einem Aschenbecher, einer Miniaturnachbildung des Brüsseler Manneken-Pis.

»Fast unverändert«, sagte sie vage. »Fast unverändert seit ein paar Jahren. Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?« fragte sie, mehr zu sich als zu ihm. »Ah ja, natürlich, vor fünf Jahren. Oder sind es sechs?«

»Fünf«, sagte Farkas. »Damals konnte er sich kaum bewegen.«

»Ja«, sagte sie und betastete wieder ihr Haar. »Jetzt kann er sich gar nicht mehr bewegen. Er hat einen neuen Stuhl, wo er tagsüber sitzt, mit angelehntem Kopf. Vor fünf Jahren, sagst du? Warte; damals konnte er noch den Kopf bewegen, richtig sprechen und essen?«

»Ich wußte nicht, daß es so schlimm steht«, sagte Farkas.

»Schlimm?« Sie sah auf. »Ja, das ist wohl richtig. Obwohl wir die Veränderung kaum bemerkt haben. Es ist langsam gegangen, ganz, ganz langsam. Die Lähmung schritt von Muskel zu Muskel fort. Eines Morgens - damals konnte er kaum noch sprechen - sagte er: ›Anna, mein Liebling‹ (du weißt, wie höflich er ist), ›Anna, mein Schatz, ich glaube, ich kann den Kopf nicht mehr bewegen.‹ Dann, viel, viel später, ging es auf den Kiefer über. Das schlimmste war, als es seine Zunge traf. Er hat so gern gesprochen. Weißt du noch?«

»Ja, Anna«, sagte Farkas. Ich hätte nicht kommen sollen, dachte er. Er hätte es, wenn Menschen Mitleid verdienten. Anna sprach mit einer ruhigen, unbestimmten Stimme, die zum Zimmer und ihrem Gesicht paßte. Er wußte, es war ihr peinlich, Mitleid zu erregen; sie

wollte distanziert klingen, als wäre Daniel nicht ihr Mann, sondern ein historisches Ereignis, etwas Entferntes und Unpersönliches.

»Er hatte so eine schöne Stimme«, fuhr sie fort. »In den letzten paar Jahren hat er mir viele Gedichte vorgelesen. Dann war seine Stimme weg. Wann genau? Du sagtest, du hattest ihn vor fünf Jahren gesehen; es muß etwa ein Jahr später gewesen sein. Eines Morgens wachte er auf und sprach unter großen Schwierigkeiten, als wäre seine Zunge taub oder sein Hals zugeschnürt. Er konnte die Worte nur herausquetschen, da rief ich den Arzt. Abends war es schlimmer geworden. Das letzte, was er langsam, schmerzlich stöhned, sagte, war ›Anna, mein Liebling‹, aber er konnte die Vokale kaum aussprechen. Seitdem ist er stumm.«

Sie sah ihn schnell an.

»Sprich weiter, Liebes«, sagte Farkas.

»Nun ja«, sagte sie; ihre Hand hob sich und fiel dann herab. »Wir mußten ihm eine Schreibmaschine bauen lassen. Das habe ich dir, glaube ich, geschrieben? Er hat sich schnell daran gewöhnt; du weißt, wie großartig er ist, großartig!« Ihre Hand bewegte sich kurz zu den Augen. »Jetzt sieht er einfach einen Buchstaben an, und ich drücke ihn für ihn. Das klingt schwieriger, als es ist; es geht ziemlich flott. Am Tag schaffen wir zweihundert Wörter.«

»Das ist ziemlich viel«, sagte Farkas, bemüht, nicht ironisch zu klingen.

Sie errötete wieder.

»Dir muß das schrecklich langsam vorkommen«, sagte sie mit leicht erhobener Stimme. »Hast du nicht mal in drei Tagen ein *ganzes* Theaterstück geschrieben?«

Daran erinnert sie sich also, dachte er.

»Ich glaube, ja«, erwiederte er. »Und danach war es auch: schrecklich. Wie geht es mit Daniels Arbeit voran?«

Sie wurde lebhaft. »Sehr gut«, sagte sie schnell. »Wirklich sehr gut. Das *Inferno* ist fertig, und jetzt steckt er mittendrin im *Purgatorium*. Ach, Stefan, seine Übersetzung ist so gut, einfach wunderschön, viel besser als die von Babic. Er hat eine ganz neue Sprache erfunden, denkt sich neue Wörter aus und benutzt alte in ganz neuem Licht. Und

die Sprache hat die Ehrfurcht und den Rhythmus und den Reichtum, der Dante eigen ist. Pauker hat das Manuskript gelesen, war sehr angetan und wollte es veröffentlichen, wie es ist, aber Daniel will das nicht, ehe er das Ganze fertig hat.«

»Wann wird das sein?« fragte Farkas.

Nach einer langen Pause antwortete sie mit einem kleinen Lachen.

»Das kommt darauf an«, sagte sie. »In fünf Jahren«, fügte sie hinzu. »In zehn Jahren.« Sie blickte von ihm fort. »Nie.«

Sie nahm das kleine Brüsseler Manneken wieder hoch.

»Das ist ihm nicht wichtig, und mir auch nicht. Die Arbeit macht ihm Spaß, wenn er auch oft unglücklich ist, weil er sie nicht laut lesen kann und es nur langsam vorangeht. Aber war Beethoven nicht auch taub, als er das Quartett in a-Moll schrieb? Es ist nicht wichtig. In diesem Haus geht alles langsam, und das einzige Wichtige ist das *Purgatorio*.«

»Du solltest manchmal raus«, sagte er. »Du siehst blaß aus.«

»Aber ich gehe raus«, sagte sie schnell und berührte wieder ihr Haar. »Mit Pauker und anderen Freunden. Ich mache lange Spaziergänge auf dem Gellerthügel, und jetzt im Sommer gehe ich schwimmen.« Sie log. Er wußte, daß sie nicht über sich sprechen wollte.

»Gibt es etwas, das ihr braucht? Daniel oder du?« fragte er. »Ich meine...«

Sie unterbrach ihn.

»Nein danke, Stefan«, sagte sie. »Du warst sehr gut -ein wahrer Bruder. Daniel ist sehr unglücklich über deine Schecks. Du kennst ihn ja. Ich wünschte, ich könnte etwas Richtiges arbeiten, damit wir dir weniger zur Last fallen, aber es ist sehr schwierig - ich kann Daniel nicht allein lassen, außerdem wüßte ich nicht, was ich tun könnte; ich bin ziemlich unnütz.«

»Du bist die wunderbarste Frau der Welt«, sagte Far-kas. »Man sollte dich heiligsprechen.«

»Ach was«, reagierte sie aggressiv. »Das bin ich nicht.«

Er stand auf und ging zu ihr. Ihr Gesicht war gerötet. Er setzte sich auf ihre Sessellehne und nahm ihre kalte Hand.

»Doch, das bist du«, sagte er.

Sie zog ihre Hand weg. Ihr Gesicht war starr.

»Ich bin gern mit einem Heiligen verheiratet«, sagte sie. »Ich weiß, was du denkst. Ich habe bemerkt, wie du mein Gesicht gemustert hast.« Sie sah schräg zu ihm auf. »Du dachtest, wie hübsch ich mal war und wie langweilig ich jetzt bin, und ich habe dir leid getan. Das ist nicht nötig. Es geht mir gut. Ich führe ein behagliches Leben, und ich helfe Daniel; er ist der wunderbarste Mensch, den ich kenne. Wir arbeiten zusammen; er ist sehr, sehr höflich. Jeden Morgen, wenn wir anfangen und seine Augen von Taste zu Taste springen, muß ich immer zuerst tippen: ›Guten Morgen, Anna, mein Liebling.‹ Und wie er mich ansieht. Er hat nichts weiter als sein liebevolles Wesen und sein Paar blaue Augen, aber wenn er mich ansieht, sagt er mir mehr, als Dante es tun könnte. Wir haben unsere Geheimsprache; seine Augen können alles sagen, was ich nur wissen will. Nachts vor dem Schlafengehen lese ich ihm vor; er schließt die Augen und hört zu, und manchmal sieht er mich an. Niemand kann mich so ansehen wie er.«

Niemand, dachte Farkas, und die alte Furcht kam wieder. Ich hätte nicht kommen sollen.

»Erzähle mir doch von dir«, sagte sie unvermittelt. Sie ließ nun ihre Hand in seiner. Mit der anderen nahm sie ein zerknülltes Taschentuch aus der Tasche, das alte Symbol weiblichen Leids. Sie tupfte ihre Nase ab.

»Ach«, sagte Farkas. »Immer das alte Umherwandern. Ich bin unterwegs nach Italien.«

»Italien«, sagte sie; es tat ihr weh.

»Ja, San Fernando«, fuhr er fort. »Ich brauche Erholung, und die Schweiz ist noch langweiliger als früher.«

»San Fernando?« fragte sie. »Immer auf Trab«, fügte sie wie eine vorwurfsvolle Mutter hinzu. »Wir haben von dem Riesenerfolg gelesen, den dein neues Stück überall hatte. Ich habe Daniel ein paar der Kritiken vorgelesen. Er war sehr stolz auf dich.«

Unsinn, er verachtet mich, dachte Farkas.

»San Fernando«, sagte sie wieder und lächelte.

Während er ihre Hand hielt, war ihm bewußt, daß auch sie an diesen Moment in San Fernando dachte, an den Sommer, den sie dort gemeinsam verbracht hatten, bald nach dem letzten Krieg, an Daniel, der mit um ihn herumwuselnden Ärzten in seinem Zimmer saß, an die sonnigen Spaziergänge, die er und Anna gemacht hatten, und an die Nacht, als sie sich küßten und Anna flüsterte: »Wenn Daniel wüßte...«

»Hast du es ihm je gesagt?« fragte er plötzlich.

Sie war nicht überrascht von der Frage.

»Nein«, sagte sie und machte eine Pause. »Du mußt mir eine Ansichtskarte aus San Fernando schicken.« Sie zog ihre Hand weg. »Ich gehe ihn jetzt wecken.«

Er erhob sich und sah, wie sie mühsam aufstand. Auch ihre Figur hatte sich nicht verändert: dieselbe knochige, knabenhafte Anna mit kleinen Brüsten, wenig Hüfte. Sie steckte das Taschentuch wieder weg. »Er betrachtet mich immer sehr genau«, erläuterte sie. »Auf dem Tisch sind Zigaretten, Stefan, bedien dich.«

Sie blieb an der Tür stehen.

»Noch etwas«, sagte sie. »Sei nicht zu locker mit ihm, aber auch nicht zu ernst. Er haßt Verstellung. Pauker sprühte vor Fröhlichkeit, wenn er herkam, als hätte Daniel ein Ekzem oder einen Schnupfen. Es bringt nichts. Er weiß, wie es um ihn steht.«

»Ich weiß«, sagte Farkas.

»Rede so viel wie möglich«, fuhr sie fort. »Er hört gern zu, dabei kann er sich erholen. Sprich von dir, deinen Stücken und Reisen und erkundige dich nach seiner Arbeit. Sag ja nicht, daß er gut aussieht, und bitte frage ihn nicht, ob er irgendwas braucht.«

»Ich weiß«, sagte Farkas leicht ungeduldig.

»Es macht dir doch nichts aus?« fragte sie, öffnete schnell die Tür und drehte sich kurz zu ihm um; dann war sie weg.

Er stand einen Moment zögernd da; wie in den letzten Jahren, wenn er hergekommen war, überfiel ihn eine Verkrampfung, als wäre er wieder ein kleiner Junge. Es widerstrebte ihm, in die alte Wohnung zu kommen, wo sie zusammen aufgewachsen waren und wo das Leben mit Vaters Tod und Daniels furchtbarer Krankheit geendet hatte. Es war, als wäre die Vergangenheit versteinert, als hätte sich nichts

verändert, als hätte sich nichts anderes ereignet als der langsame Prozeß des Sterbens, als wäre auch die Wohnung Stück für Stück lahm und taub geworden wie Daniels Körper.

Er ging langsam an den Bücherregalen entlang und beugte sich hin und wieder vor, um einen Titel zu entziffern. Die große Enzyklopädie stand noch da und auch die rotgebundenen Klassiker, hier die französischen und die englischen Bücher, dort die deutschen und spanischen. Vor vierzig Jahren hatte er hier gestanden und nach *Bouvard et Pécuchet* gelangt, während Daniel Schularbeiten machte; an die Glastüren gelehnt, hatte er die Bücher aufs Geratewohl aufgeklappt. Er sah sich um: Er empfand das Zimmer wie einen fossilisierten Querschnitt durch die Vergangenheit, mit Einsprengseln, die ihm durch den Kopf drifteten. Jeder Stuhl und jede Ecke, die feine Staubschicht, die Aschenbecher, der Teppich - alles hatte seine Geschichte, Geschichten, die er vergessen wollte. Dort auf dem Teppich hatten er und Daniel mit Jules Vernes roten Büchern ein Fußballstadion gebaut, wobei Rabelais als das eine und *The Penguin Island* als das andere Tor dienten. Er warf einen Blick auf den Teppich und erinnerte sich, wie sie sich gestritten hatten, weil er nicht weiterspielen wollte, und sah den hübschen, mit seinen Goldlocken und großen Augen cherubischen Daniel, blaß, aber zu stolz, um zu weinen.

»Bitte, Stefan«, hatte er gesagt und mit dem großen schwarzen Knopf an seinem Mittelstürmer herumgespielt, »noch ein Spiel, bitte.«

Farkas ging weiter, berührte die polierte Oberfläche des Regals und betrachtete die vielen persönlichen Fotos an der Wand neben dem hohen Kachelofen: das längliche Bild vom mißmutigen Vater, den Kopf zu einem seltsam eiförmigen Gebilde verzerrt, wie er mit einer komischen kleinen Fahne in der Hand auf der Treppe des Kölner Doms stand, eine Kelen-Karikatur von Vater, die ihn halb nackt zeigte, einen Halo um den Kopf; Porträts halb vergessener Freunde, eines Piloten mit großem Schnauzbart und lüsternem Grinsen, an dessen Name er sich nicht erinnern konnte, und einer manirierten Schauspielerin mit riesigem Busen, gewandet in üppige viktorianische Rüschen.

Eines Morgens hatte er hier auf Daniel gewartet, der von der Front zurückerwartet wurde. Und dann kam er, mit seiner viel zu großen, schlechtsitzenden Uniform, mit dünnem, altem Hals; die Ohren standen unter der schmutzigen Feldkappe ab, während er mit Hilfe eines Stockes schweren Schritts herankam, Vater mit dem Armeesack hinter sich. Hier am Tisch aß Daniel seine erste Mahlzeit; Stefan bemerkte, wie alt Daniel geworden war: Sein goldfarbenes Haar war stumpf geworden, und unter den Augen waren dicke Tränensäcke. Daniel erzählte von seiner Verwundung, während Vater zuhörte und bewegte mit den Augen blinzelte. Dann waren sie beide allein; er stand hier, unter dem Porträt der fetten Schauspielerin, neben dem Kachelofen, und war sich seines eigenen rasierten rosigen Gesichts, seines Monokels und Seidenhemds bewußt.

Daniel konzentrierte sich auf seinen Teller, den er mit einem Stück Brot auswischte; seine Finger waren frostrot und zitterten. Als er fertig war mit dem Essen, sah er auf und sagte: »Vater hat mir von deinem neuen Stück erzählt. Klingt toll, ein großer Erfolg. Wovon handelt es?«

Stefan erwiderte unbehaglich: »Die übliche Dreiecksgeschichte, du weißt schon.«

Daniel machte ein Gesicht, als verstünde er nicht ganz, lächelte aber höflich und sagte: »Ich habe im Krankenhaus ein paar Gedichte geschrieben. Würdest du sie lesen wollen?«

»Selbstverständlich, Daniel«, erwiderte er. »Aber ich muß mich jetzt beeilen - Proben, verstehst du -, heute abend oder vielleicht morgen.«

»Ja, natürlich«, sagte Daniel und wurde bleich wie damals, als er gebettelt hatte: »Bitte noch ein Spiel, Stefan.«

Und dort, auf dem bequemen Sessel zwischen den beiden Bücherregalen, hatte Daniel gesessen, eingesunken und verängstigt, nach seiner Rückkehr vom ersten Spezialisten; Vater hatte an der Wand neben dem Schreibtisch unter der schmutzigweißen Büste von Beethoven gelehnt und Anna, so hübsch, mit roten Augen, neben Daniel gehockt. »Sein Bein wird steif werden«, verkündete Vater, und Stille breitete sich aus. An einem anderen Tag saß Vater am Schreibtisch, Daniel ruhte im Schlafzimmer; Anna hatte Vater gerade mitgeteilt, daß sie Daniel heiraten werde. Sie trug ein weißes Kleid;

Vater lauschte mit funkelnden Brillengläsern ihrer ruhigen, verlegenen, eigensinnigen Stimme und fragte dann: »Stefan, was meinst du dazu?«, und er sah sie an. Und beide dachten daran, wie sie hier einst, vor so schrecklich langer Zeit, als Daniel noch an der Front war und Vater in Wien, neben dem Schreibtisch gestanden hatten, nackt und zitternd, weil es kalt im Zimmer geworden war, und wie er sie ins Schlafzimmer getragen hatte. »Sie wird eine Krankenschwester, keine Ehefrau sein«, hatte er damals geantwortet. »Das ändert nichts«, hatte sie, zornig und mit gerötetem Gesicht, erwidert.

Und hier am Tisch hatte Vater kurz vor seinem Tod mit ihm gesprochen. »Daniel ist krank und hilflos, Stefan, du bist reich und erfolgreich. Du wirst ihm helfen, ohne ihn zu demütigen.« Vater erklärte sich stets im allerersten Satz.

»Natürlich«, hatte Stefan geantwortet.

»Hast du je seine Gedichte gelesen?« fragte Vater mit müder Stimme.

»Noch nicht, er hat sie mir nicht gezeigt.«

Vater sah ihn an. »Weißt du, Stefan«, sagte er, fast zerstreut, »als Daniel geboren wurde, wolltest du, daß ich ihn in die Donau werfe.«

Jeden dritten Monat hatte er Anna einen Scheck geschickt, die sie alle mit einem kurzen Schreiben bestätigte. Manchmal schrieb sie einen längeren Brief, mit einem unpersönlichen Bericht über Daniel, das Wetter, Bücher, die sie gelesen hatte. Dann, kurz vor dem Krieg, hatte er seine Bank angewiesen, das Geld zu überweisen. Eine Zeitlang schrieb sie nicht; vielleicht hatte sie die neue Form der Unterstützung gekränkt: nur noch ein farbiger Bankabschnitt, keine Schecks mehr, die in kleinen Perlbuchstaben Stefans Unterschrift trugen. Aber jedesmal, wenn er durch Budapest kam, nahm er seinen ganzen Mut zusammen, trank zwei oder drei doppelte Martells und stattete der Wohnung einen Besuch ab. Es wurde zu einer Formalität; alle wußten es. Farkas brachte Blumen, Bücher oder sonst irgendwas, das er auf seinen Reisen für Daniel gekauft hatte, trank dann eine Tasse Kaffee (er blieb nie zum Essen), und sie machten vorsichtig Konversation, als hätten sie Angst vor Abhörgeräten. Er versuchte, komisch oder informativ zu sein, erzählte von seinen Stücken, gab eine oder auch zwei Anekdoten zum besten.

Anna mochte diese kurzen Besuche, aber Daniel summte nur und starrte ihn forschend und abwartend an. Dieses Starren, diese Augen, die von zwanzig schmerzvollen Jahren, vom wachsenden Schrecken der Lähmung unberührt geblieben schienen, irritierten Farkas. Es waren klare, wißbegierige Augen, die seit langem eine Erklärung von Farkas ersehnten. Daniel musterte Stefans Kleider, Schuhe und Krawatte und bemerkte ironisch, wie elegant er sei. Und immer, wenn Anna sie allein ließ - entweder im Arbeitszimmer oder auf dem winzigen Balkon über dem Hof-, wurde es peinlich; dort saßen sie beide, rauchten und waren sich der Stille zwischen ihnen zunehmend bewußt, einer Stille, die mit einem entscheidenden Dialog, der nie geführt wurde, belastet war. Sie blieben unpersönlich; Stefan erzählte von Hollywood oder seiner leichten Diabetes, gelegentlich erinnerte er Daniel an etwas, das Vater einmal gesagt hatte. Daniel hörte mit seinen wißbegierigen, leicht verächtlichen Augen zu, sprach nur selten von seiner eigenen Arbeit, stellte Fragen, die Stefan nie in den Sinn gekommen wären. »Sag mal«, fing er beispielsweise an, »was hältst du von Mao Tse-tung?« oder »Habe gerade einen Brief von Maritain bekommen, gefällt er dir?« Farkas verdächtigte seinen Bruder manchmal der Aufschneiderei und entgegnete mit einer seiner ätzenden Witzeleien. Jedenfalls hatten sie nie über sich selbst gesprochen. Als Stefan das erste Mal heiratete, schrieb Anna einen sehr ernsten, wohlgesetzten Brief, in dem sie die Hoffnung ausdrückte, daß Stefan bald einmal seine Frau zu ihnen mitbringen werde, was er nie tat. Caroline hätte sie nur erschreckt.

Eines Abends saßen sie auf dem Balkon (Daniels Beine waren jetzt gelähmt; er hatte seinen ersten Rollstuhl); Anna hatte sie allein gelassen, und sie rauchten stumm, als Daniel sich plötzlich ihm zuwandte.

»Sag, Stefan, erinnerst du dich an die Idee, die du einmal für ein Buch hattest - *Grauer Mann* oder so ähnlich?«

»Ja?« sagte Stefan abwartend.

»Und - warum hast du es nie geschrieben?« fragte Daniel.

Stefan war erfreut. »Naja, du weißt schon. Es war zu avantgardistisch - zu originell, als daß es sich hätte verkaufen lassen.

Dann, als ich es mir leisten konnte, originell zu sein, war mir nicht danach.«

»Weißt du«, fuhr Daniel nach einer Weile fort, »weißt du, was mit dir nicht stimmt?«

Farkas sagte: »Eine Menge. Was speziell?«

»Du schreibst nie über dich«, fuhr Daniel fort, und seine Stimme war so eifrig, engagiert und vertraulich wie lange nicht. »Ich meine...«

Da kam Anna zurück, sagte etwas, und der kurze Moment des Kontakts war vorüber; er kam nie wieder.

Das letzte Mal, als er sie besuchte, war Daniel schon in erschreckender Verfassung, sein Gesicht war unnatürlich weiß und glatt, sein Schädel wurde kahl, aber die Augen waren im Gegensatz zur zunehmenden Unbeweglichkeit seines Körpers aktiv und lebhaft. Er erkundigte sich mit anscheinend echtem Interesse nach Stefans neuestem Stück, unterbrach aber dessen Bericht, sobald er das Wesentliche erfaßt hatte.

»Brillant«, sagte er. Seine Augen wanderten die ganze Zeit umher, als sähen sie eine hektische, gewalttätige Szene. »Aber wo bleibst du dabei?«

»Ich?« fragte Stefan argwöhnisch, tat dann die Frage mit Zynismus ab. »Ich streiche die Tantiemen ein.«

Daniel überhörte die Bemerkung. »Wo?« wiederholte er. »Das beschäftigt mich. Bist du der eifersüchtige Ehemann oder der Hausarzt, der Weisheit und Witz ausspuckt wie ein Automat Süßigkeiten, oder der bebende Jüngling? Ich würde dich ohnehin in keinem erkennen, warum also die Bescheidenheit? Ich würde gern mehr von dir wissen- als Leserund als Bruder.« Er hustete und fuhr fort: »Und alle deine Personen sind so wohlsituert und wahnsinnig nett; sie scheinen nie nachzudenken oder auf die Toilette zu gehen...«

Stefan war wütend. »Ich weiß, was du meinst. Du redest genau wie Rubin, diese Ratte von Kritiker. Mir fehlten Echtheit und Realitätstreue. Warum auch nicht? Ich verachte die Realität; ich forme sie mir, wie ein Töpfer Ton formt, forme sie nach den Zuckungen meines Geistes : ein in Rauch, Alkohol und Unglauben getränkter Geist. Das Leben ist eh schon zu fertig und trübselig. Es gibt nichts,

was ich hinzufügen könnte, nur berichten, das heißt, nachahmen. Aber geistiger Diebstahl war mir immer verhaßt. Was die netten reichen Leute angeht, warum nicht? Ich ziehe die Tiefen der Oberschicht vor; der Himmel bewahre mich davor, in die Slums hinabzusteigen. Stell dir die Kritiker vor, Daniel, sie würden sich totlachen: Farkas wird senil, Farkas entwickelt ein soziales Bewußtsein, Farkas macht Geld mit dem ›Volk‹. Nein, ohne mich. Ich bleibe der seichte Berichterstatter der Salons und des Bettgeflüsters, der geschliffene Clown, der grinsende Weise oder wie immer die Kritiker mich nennen. Natürlich haben sie die frühen Werke *Stadtpark* und *Die stolze Gans* vergessen. Ich auch. Ich habe mir eine hübsche schillernde Schale zugelegt, und der Dichter, der einmal Stefan Farkas war, hat sich sanft verzogen.«

Es war ihm bewußt, daß er sich zu heftig verteidigte. Daniel hörte mit weit offenen Augen zu.

Stefan seufzte. »Außerdem bin ich längst nicht mehr so witzig wie in den zwanziger Jahren, aber schließlich hat auch die Welt ihren Sinn für Humor verloren. Heutzutage kichern die Zuschauer nicht mehr - sie brüllen ziemlich ordinär vor Lachen. Sie schmunzeln nicht mehr amüsiert im Parkett, als teilten sie und meine Schauspieler ein kleines erotisches Geheimnis. Das ist vorbei, wie so vieles andere. Frederick ist vorigen Freitag gestorben. Weißt du, Daniel, heute sterben Leute, die früher nicht gestorben wären.«

Daniel antwortete nicht, sondern wartete wie ein Richter oder doch eher wie jemand, der Zeuge eines Verbrechens war und sich noch nicht entschlossen hat, ob er Zeugnis ablegen soll.

Also fuhr Stefan fort: »Nein, nein, die Vergangenheit verpflichtet. Meine Personen, wenn du dich erinnern möchtest, tragen meist weiße Krawatten oder Tiaren. Wann immer ich mich in die Unterwelt begeben habe, kam ich mir vor wie Orpheus, der seine Hosen anzuziehen vergessen hat. Oh, ich kenne ›mein Volk‹ - ohne unbescheiden zu sein -, Berta im *Stadtpark* ist das wunderbarste Zimmermädchen, das je erfunden wurde, und meine Hausmeister, Polizisten, Taxifahrer - du erinnerst dich an Robert in *Der große Deal*? - sind genauso überzeugend wie meine Vicomtes und Generäle und ihre feinen Damen. Aber - welcher Idiot hat das gesagt, Rubin oder ein anderer? - ich hätte über die unteren Schichten voller

Mitgefühl geschrieben: ›Monsieur Farkas geht wieder einmal nett mit den Armen um‹, schrieb mal jemand in Paris. Richtig, ich habe Angst, Daniel, aber ich werde mich nicht mehr ändern, ebensowenig wie die Armen. Ich weiß, ich bin altmodisch. Meine Schlafzimmerszenen haben die Patina eines Antiquitätenladens. Deshalb bin ich eigentlich schon seit zehn Jahren tot.« Er wollte Daniel Mitleid abzwingen.

Plötzlich kam aus dem Nebenzimmer ein leises Geräusch, das Farkas erschreckte. Er drehte sich um und wartete. Irgendwo ging knarrend eine Tür auf; Annas Stimme war zu hören: »Ja, Liebster, ich bringe dich zu ihm.« Dann ein schwaches Rumpeln: der Rollstuhl. Farkas zog sich hinter den Tisch zurück, zündete sich schnell eine Zigarette an und wandte sich zur Tür, die langsam aufging. Anna stand mit einem ermunternden Lächeln auf der Schwelle. Sie stieß die Doppeltür weit auf und verschwand noch einmal kurz. Dann erschien langsam der Rollstuhl mit Daniel, dessen Füße in eine Decke gehüllt waren. Anna schob ihn auf die Türschwelle, drehte ihn plötzlich um und rollte ihn ins Zimmer. Der Auftritt war unvermittelt und hatte etwas Dramatisches.

Während Stefan erschreckt und erwartungsvoll zusah, war er sich seines Lächelns bewußt. Er dachte an Annas Warnung und versuchte, natürlich und entspannt zu sein. Aber was hieß das - natürlich? Wie verhält sich ein Bruder, Verwandter, Fremder, ein einfacher Besucher, wenn er vor einem gelähmten Heiligen steht? Früher war es ihm möglich gewesen, seinen Sinn für das Maß beizubehalten, indem er sich den medizinischen Namen von Daniels Krankheit vorsagte: amyothrapiische laterale Sklerosis, was seltsam tröstlich klang. Aber daran konnte er sich jetzt nicht erinnern, und es blieb ihm nichts übrig, als zu lächeln, wobei er sich besonders bewußt war, daß sich seine Wangenmuskeln zusammenzogen, die Lippen öffneten, die Fältchen um seine Augen erschienen. Er dachte an eine Regieanweisung aus einem seiner frühen Stücke: ›Der Vicomte läßt ein Lächeln aufblitzen‹ *Der Vicomte*, dachte er, *Viscount, Markgraf, Örgróf*.

Es war ein offenes, angenehmes Lächeln, passend für viele Gelegenheiten: einen langweiligen Produzenten, die hysterischen Anfälle von Gizella, seiner derzeitigen Geliebten, aufgesetzt, um zu besänftigen oder einen schwierigen Weinkellner einzuwickeln. Aber

er spürte, wie schlecht es zu dem Zimmer, zu Daniel und seinem Rollstuhl paßte. Auf der Schwelle hielt Anna kurz an, vielleicht veranlaßt durch einen latenten Instinkt fürs Theatralische oder auch aus Taktgefühl. Dort stand sie hinter dem Rollstuhl, lächelte wie ein verblaßtes Meisterwerk und paßte zur Wohnung, zum Rollstuhl, zum Abend; ein elektrischer Lichtschein fiel von draußen auf ihren Scheitel. Unter ihr saß Daniel, jetzt völlig kahl; ein starres, prähistorisches Idol mit blutleerem Gesicht. Seine gemeißelten Züge schienen alterslos, als hätten Zeit und Schmerzen sie eingefroren. Seine Zunge, eine gerade, fleischige Linie, zeigte sich zwischen seinen schmalen Lippen und verlieh ihm den Ausdruck eines Wesens aus einer Horrorwelt. Nur seine Augen waren lebendig, klar und blau, voller aufregender Ideen; Augen, die nach unterstützender Mimik und Gestik und einer warmen, reich modulierten Stimme schrien, Augen, die so unglaublich einsam in diesem versteinerten Gesicht standen, als hätte man sie dort vergessen, allein und fremd, als wäre das Gesicht nur eine Maske, hinter dem ein engelsgleich schöner Daniel Fratzen schnitt und lachte.

Langsam röllte der Stuhl heran. Farkas lächelte und trat vor. Er hörte sein Herz hämmern. O Gott, dachte er, wie entsetzlich! Sein Lächeln blieb wie vergessen auf seinem Gesicht stehen. Er versuchte, sich auf Daniels Augen zu konzentrieren; er hatte Angst, daß Daniel sein Entsetzen bemerken könnte, wenn er weiter auf den kahlen Schädel oder den verzerrten Mund starrte. Küßt sie ihn eigentlich?, dachte er.

Daniels Augen durchforschten Stefans Gesicht, wanderten dann schnell zu Anzug, Hemd und Fliege hinunter, dann wieder hinauf zum Monokel. Stefan sagte: »Daniel, mein Lieber, es ist wunderbar, dich wiederzusehen!« Seine Stimme zitterte; diese Augen waren so entsetzlich klar und weise, und man fühlte sich hilfloser denn je. Sie zogen sich zusammen, nicht zu einem konventionellen Begrüßungslächeln, sondern zu einem weisen, frohen Lächeln, das ausdrückte: ›Hallo, Stefan, schön, dich zu sehen; du siehst sehr elegant aus, bist nicht älter geworden und ganz offensichtlich noch immer die bedeutende internationale Geistesgröße, die literarische Bonmots schreibt.‹ Ja, all das sagten die Augen; dann wiesen sie auf einen Stuhl.

Stefan warf Anna einen Blick zu; sie sah ihn warnend an.

Er räusperte sich, zupfte an seinen Manschetten und betastete seine berühmte Fliege. »Nun, Daniek, sagte er freundlich und setzte sich wichtiguerisch, »vermutlich wäre es zwecklos, so zu tun, als wäre ich über deinen Zustand erfreut; ich meine, ich weiß Bescheid - aber dennoch, ich finde, du gehst wunderbar damit um - schließlich und endlich ist alles relativ, und wäre ich an deiner Stelle, sähe ich bestimmt nicht so gut aus wie du und könnte auch nicht schreiben. Damit meine ich, kein Theaterstück und keine Dante-Übersetzung, nein, nicht einmal eine Bestellung an meinen Weinhändler. Daniel, alter Junge, deine Augen - wie lebendig sie sind. Es stimmt, du hastest immer wunderschöne Augen; wohingegen ich mich mit diesem verdammten Monokel abplagen muß, das mich wie einen dieser dummen Adligen aus meinen Stücken erscheinen läßt.«

Er redete zu schnell, so als wollte er sich rechtfertigen.

Daniels Augen sagten: »Hör auf.« Dann schlossen sie sich für einen Moment: »Ich weiß, daß ich halb tot bin.« Sie öffneten sich wieder und funkelten: Trotzdem bist du sehr amüsant und offenbar nicht erwachsen geworden.«

Stefan Farkas fuhr fort. »Es ist lange her, daß wir uns gesehen haben, Daniel, fünfjahre. Ich bin natürlich über alles im Bilde - das heißt, ich weiß, daß du vom *Inferno* zum *Purgatorium* vorangekommen bist, genau das Gegenteil von dem, was die Welt getan hat. Ich habe keine wirklichen Neuigkeiten für dich, auch wenn ich seit 1938 in ungefähr acht Hauptstädten war, die aber alle gleich sind: masochistische Monster, die auf ihr Ableben warten. Europa ist wie der Irre aus der Anekdote, der immer wieder ins leere Schwimmbecken springt in der Hoffnung, es eines schönen Tages mit Wasser gefüllt vorzufinden. Ich habe es gründlich satt. Vor zwei Jahren bin ich von Paris in die Schweiz gezogen, fand sie so geschniegelt, adrett und nett, daß ich am liebsten einen Haufen junger Leute zusammengetrommelt hätte und mit ihnen laut brüllend die Hauptstraße von Bern entlangmarschiert wäre. Ich würde mich gern richtig ausruhen, bevor sie mich am Schlafittchen packen, weil ich neutral bin oder Rilke lese, oder Rilke nicht lese, oder einfach die Unverfrorenheit habe, ein älterer Mensch zu sein, dem das Interesse abhanden gekommen ist.«

Anna hinter dem Stuhl nickte beifällig. Daniels Augen sagten: »Richtig, das ist typisch für dich.«

Stefan schluckte hart und spürte seine Handflächen heiß werden.

»Ich bin nämlich auf dem Weg nach San Fernando«, fuhr er fort. »Du kennst doch San Fernando, bestimmt erinnerst du dich: Wir nannten es früher die Großmutter der Adria. Ich fahre heute abend ab und hoffe, sofern es die Umstände erlauben, sechs oder acht Wochen auf der Suche nach Jugend, Inspiration und Heilquellen zu verbringen. Ich werde alt, und meine Vorliebe für die Vergangenheit nimmt zu. Außerdem ist mir kein anderer Ort eingefallen, obwohl ich jetzt Schweizer Bürger bin und praktisch überallhin reisen könnte. Aber dieser vulgäre Krieg breitet sich überall aus, sogar in Italien. Doch von meinen Diplomatenfreunden weiß ich, daß San Fernando noch etwa sechs Monate sicher ist.«

Er hielt inne, als Daniels Augen zu Anna sahen und dann zur Schreibmaschine mit der großen Tastatur. Sie setzte sich vor die Maschine und beobachtete seine

Augen. Stefan stand auf und stellte sich hinter sie; auf diese Weise mußte er nicht in diese Augen sehen, die sich inzwischen von Taste zu Taste bewegten.

»D-u b-i-s-t u-n-v-e-r-ä-n-d-e-r-t, S-t-e-f-a-n«, tippte sie,
»L-i-e-b-e-r.«

»Nicht doch«, sagte Farkas bescheiden. »Das scheint nur so, weil sich sonst alles verändert hat. Ich habe zwei neue Goldkronen im Mund, eineinhalb Prozent mehr Glukose im Blut und bin, wie du weißt, von meiner dritten Frau geschieden. Ist das nicht genug?«

Die Augen fingen wieder an.

»W-i-r-k-l-i-c-h?« Anna hielt inne und lächelte vermittelnd, um der Bemerkung die Schärfe zu nehmen. Dann schrieb sie weiter. »S-c-h-i-c-k-e K-a-r-t-e a-u-s F-1-o-r-e-n-z.«

»Aber natürlich, Daniel, natürlich«, antwortete er eifertig. »Aber - du darfst dich nicht überanstrengen -, Dante ist deiner Bemühungen viel würdiger als ich. Ich möchte nur wissen - mein Zug geht bald -, gibt es etwas, ich meine, etwas Bestimmtes, was ich für dich tun kann?«

Er sah, wie Annas Finger auf den Schreibtisch trommelten, aber er fuhr fort: »Ich meine, soll ich jemanden für dich aufsuchen, oder möchtest du ein bestimmtes Buch oder eine Illustrierte?«

Die Augen warteten und bewegten sich wieder.

»Danke, n-e-i-n.« Sie wartete. Nach einer langen Pause fuhr er fort: »D-u b-i-s-t s-e-h-r n-e-t-t, S-t-e-f-a-n.«

»Unsinn«, sagte Farkas, »Ich meine...«, aber sie hob die Hand, um ihn zu unterbrechen, und schrieb weiter:

»S-c-h-r-e-i-b-s-t d-u e-t-w-a-s?« fragten die Augen.

Farkas räusperte sich.

»Tja«, sagte er, »jetzt hast du mich erwischt. Ich habe keinen Finger mehr gerührt, seit der Krieg immer weniger komisch wurde. Aber in San Fernando könnte ich was beginnen, ein Stück natürlich. Herzog piesackt mich, und der Bokor habe ich versprochen, etwas besonders Spektakuläres für ihr Falsett und ihre schönen Tränen zu schreiben. Aber ich glaube nicht, daß es dir gefallen würde.«

Sie begann wieder zu tippen; diesmal langsamer.

»W-a-r-u-m n-i-c-h-t ü-b-e-r d-i-c-h?« fragte Daniel.

Ich muß jetzt gehen, dachte Stefan Farkas ; ich muß gehen. Er hustete; seine Geste spiegelte sich schwach in der Glastür des Bücherschranks.

»Also wirklich, Daniel, mein Lieber«, antwortete er. »Über mich? Das wäre sehr langweilig und indiskret. Ich könnte weder so unbescheiden und überschwenglich schreiben wie der heilige Augustinus oder Rousseau noch so endgültig wie Robitcek, unser berühmter Schmarotzer, der mit großer gallischer Absolutheit in *Once Upon a Dime* ein Leben zusammengefaßt hat.«

Warum rechtfertige ich mich? fragte sich Stefan und sprach schnell weiter, seine Worte mit knappen, eleganten Handbewegungen unterstreichend.

»Was ich meine, Daniel«, sagte er, »du warst immer das Genie, während ich nur der Komiker mit einem gewissen Talent zur Karikatur war. Deine Welt ist tragisch und heiter, meine lächerlich. Ich...« Er mußte jetzt unbedingt gehen. »Ich muß jetzt wirklich gehen. Mein Zug...«

Anna sagte schnell: »Ja, Stefan. Du darfst den Zug nicht verpassen.«

»Es war großartig, dich wiederzusehen, Daniel«, sagte Farkas und fragte sich, ob er Daniels Schulter berühren sollte. Daniel würde es wahrscheinlich nicht spüren. Farkas entfernte sich vom Stuhl und ging zum Tisch hinüber, um seinem Bruder noch einmal gegenüberzutreten. Dessen Augen waren ernst und unglaublich ausdrucksstark: leicht gerührt und fragend, wie immer auf eine Erklärung wartend.

Stefan lächelte.

»Paßt gut auf euch auf, ihr beiden«, sagte er. »Und habt Mitleid mit dem armen Reisenden, der keine Ruhe findet.« Er hob die rechte Hand dramatisch wie ein Clown, der einen Shakespeare-Schauspieler imitiert. Er ließ die Hand fallen. Die Augen sahen ihn fragend an.

»Ich werde euch natürlich schreiben, und wenn alles gutgeht, werde ich Weihnachten zurück sein.«

»Das wirst du nicht«, sagten die Augen. Anna sah aus, als bräche sie gleich in Tränen aus. Die Augen sahen zu ihr und dann zur Schreibmaschine. Sie nickte und schrieb etwas.

Stefan wollte nicht mehr zum Stuhl zurückgehen. »Ja?« fragte er.

»Ob das alles ist, fragt Daniel.«

Stefan hustete befangen. »Ob das alles ist?« wiederholte er Zeit schindend und sah Daniel in die Augen. Daniel saß erstarrt und versteinert, anklagend und doch bewegt da wie der Zeuge eines bösen Verbrechens.

Und schloß dann, Stefan entlassend, die Augen.

UGO

Um acht Uhr klopfte es zögernd an die Tür. »Herein«, sagte Farkas; langsam ging die Tür auf, und Ugo, der Kellner, stand mit einem Tablett auf der Schwelle. Er hatte Tränen in den Augen. »Signor Farkas!« rief er aus, »Signor Farkas!«, als wäre etwas wunderbar Trauriges geschehen. Er schlurfte schnell ins Zimmer, wobei er das Tablett elegant in der linken Hand balancierte und die rechte Hand ausstreckte.

»Guten Abend, Ugo, wie geht es Ihnen?« fragte Farkas etwas verlegen.

»Wie es mir geht?« fragte Ugo, stellte das Tablett auf den Tisch und schüttelte heftig Farkas' Hand. »Wie es *mir* geht?« wiederholte er mit väterlichem Vorwurf. »Was spielt das für eine Rolle? Aber wie geht es *Ihnen*, Signor Farkas? Ach, ich freue mich so, daß Sie wieder da sind.«

Farkas dankte ihm und bot ihm eine Zigarette an, um sich von der alten, feuchten Hand des Kellners zu befreien. Ugo auch, dachte er. Wie die Kalksandsteinmauern des Regina: In Ugos Gesicht schienen Furchen zu sein, die vorher nicht dagewesen waren. Ugo war immer zerbrechlich gewesen, mit seinem übergroßen Frack und den großen chaplinesken Stiefeln, in denen er mühsam dahinschlurfte. Er hatte ein kleines Gesicht mit hellgrauen Augen, eine schwabbelige Nase und einen alten Mund, weich, zerknittert, zahnlos. Sein Haar war spärlich und leicht grau; das einzige Anzeichen von Schmissigkeit waren seine Koteletten. Und jetzt hatte er, zu allem anderen, ein Ekzem: kleine rote Flecke bedeckten seine Haut, und da er sich nicht regelmäßig rasieren konnte, standen auf seinem Kinn Bartstoppeln.

»Ich habe Ihnen eine Hasche Chianti gebracht«, plapperte Ugo und hantierte mit dem Tablett. »Ich habe sie organisiert und versteckt, als ich hörte, daß Sie kommen.« Er hielt inne und sah wieder, mit tränенfeuchten Augen, zu Farkas auf. »Sie sehen sehr gut aus, Signor Farkas.«

»Sie sehen auch sehr gut aus«, log Farkas. »Was machen Ihre Hühneraugen?«

»Ach«, zuckte Ugo die Schultern. »Was spielt das für eine Rolle. Sie tun weh. Aber allmählich fängt ja alles an weh zu tun.« Er musterte Farkas diskret abwartend, ob er sich verändert, senil oder abweisend geworden war, aber doch in erster Linie, ob er etwas Brillantes von sich geben würde. Farkas wußte das und kam sich vor wie auf dem Prüfstand oder als überreichte er Osvath, dem Redakteur, sein erstes Manuskript. Denn Ugo war kein Kellner im üblichen Sinne. Er gehörte zu der Sorte von Dienstboten, die seit 1914 rasch im Aussterben begriffen waren; Dienstboten jener Art von Kaffeehäusern, die mehr waren als nur vollgestopfte, verräucherte Lokale: Heimat, Clubs und Büros für viele, dazu Inspiration und Zuflucht, wo es warm war und ein anregendes Gesellschaftsleben herrschte, das Genies, Verrückte und echte Ganoven hervorbrachte. Unter goldgerahmten, rauchfleckigen Spiegeln an kleinen Tischen mit Marmorplatten, die mit Unterschriften, Karikaturen oder Kalkulationen vollgekritzelt waren, pflegte Farkas' Generation zu sitzen, Tag für Tag, von der Morgensuppe nach einem Trinkgelage, bis die Nacht in rauchgeschwängerte Dämmerung überging. Dort saßen sie auf den Plüschsofas, umgeben von internationalen und lokalen Zeitungen, mit großen Kaffeeschalen, ein paar besserklassigen Nutten und mit Worten, die ihre Welt begründeten. Wie B. einmal sagte: »Am Anfang war das Café New York: dann das Wort und Isidor, der Oberkellner.«

Als jemand nach der hektischen Premiere von *Der große Deal* in Paris Farkas die schmeichelhaften Kritiken vorlas, fragte er sich, was das Café daheim jetzt davon halten möchte: das war ihm wichtiger als die Pariser Presse und das Geschwätz des alten Guity. Daheim war Andras mit seinem glänzenden schwarzen Haar und den strahlenden Augen. Von Krankheit zerfressen, plapperte er einige der wunderschönsten Gedichte der Welt heraus; und Deszö, hager, elegant, frei assoziierend; oder Sándor mit seiner Zigarre, seinen Weibern und dem dicken Blut, das so vielen ehrenhaften Haushalten einen kleinen Bastard bescherte. Und Unmengen anderer, die sich um einen größeren Planeten wie Farkas oder Slezak scharten. Ihre Stücke, Gedichte, Essays und Bilder entstanden mit einem Schielen auf diese Kreise, denn sie waren das entscheidende Forum für Anerkennung oder Ablehnung. Es ging abwärts mit diesen Cafés; Farkas wußte, daß

sie wahrscheinlich verschwunden sein würden, bevor seine Zeit um war, allmählich ersetzt durch saubere, funktionale Orte, langgestreckte, enge amerikanische Nacht- und Milchbars. Er verspürte ein Gefühl der Befriedigung, weil er noch zur anderen Epoche gehörte. »Der sei verflucht, der meinen Ort betritt«, zitierte er Andras' bitteres Poem, wann immer er an seine Kaffeehäuser dachte.

Und Ugo, den er vor rund dreißig Jahren im Dôme kennengelernt hatte, gehörte dazu; deshalb war er nicht nur Kellner, sondern Freund, Helfer in finanziellen Klemmen, Lieferant von Frauen, vertraulicher Bote, Berater in Rechts- und Liebesfragen und vor allem diskreter Zuhörer. Später zog er nach Wien und arbeitete im Imperial. Farkas traf ihn dort regelmäßig, und immer wenn eines seiner neuen Stücke im Josefstädter Theater herauskam, fragte er Ugo: »Na, Ugo, wie ist es?« Ugo antwortete dann mit respektvoller Distanz, aber doch überzeugt von seiner Wichtigkeit: »Der erste Akt ist etwas zu langsam, und die Thimig könnte in der Telefonszene besser sein.« Er hatte meistens recht, obwohl er sich seine Meinung bildete, bevor er das Stück sah, indem er sorgsam den Kaffeehausgesprächen lauschte. Er wußte, wem er trauen konnte - wer für oder gegen Farkas war.

Ugo hatte eine Wiener Mutter, die ihn in Pisa zur Welt gebracht hatte, gezeugt von einem »ehrbarer ansässigen Geschäftsmann«, wie Ugo einmal erklärte. Diese Mutter hatte ihm eine gewisse Sensibilität und eine zusätzliche Sprache, Deutsch, mitgegeben. So fand sich Ugo in Wien, Prag und sogar Budapest zurecht. Farkas begegnete ihm in seiner besten Zeit an den unterschiedlichsten Orten. Einmal, als er grippekrank in Berlin zu Bett lag, rief er Ugo sogar im Café Japan in Budapest an, um sich zu erkundigen, wie sich sein neues Stück mache, zu dessen Premiere er nicht hatte kommen können. »Ganz gut«, brüllte Ugo in den Hörer, »aber die Leute kichern über die Liebesszene im ersten Akt. Ist das beabsichtigt?« Ugo war nicht nur Kritiker und Spion von Kaffeehausklatsch, sondern auch Evangelist, der alle berühmten Farkasmen und die besten seiner Anekdoten verkündete und populär machte. Gott weiß, wo er sie hernahm, aber irgendwie war Ugo immer dabei, wenn Farkas etwas Witziges sagte ; dann schenkte er gerade ein Glas ein oder leerte den vollen Aschenbecher; oder, wenn Farkas in einer anderen Stadt war, war er einer der ersten, denen eine bestimmte Anekdote oder ein Wortspiel

zu Ohren kam. Dann schlurfte er in die Tiefe des Kaffeehauses zu einem der ›wichtigen‹ Tische und sagte glücksend: »Habt ihr gehört, was Farkas vor zwei Tagen in Wien gesagt hat?« Ugo war mit sehr vielen von Farkas' Erinnerungen verwoben: Wie er zum Beispiel 1931 auf der Terrasse des Mignon an der Donau mit Lóri und Zoltán und einem neuen Mädchen vom Nationaltheater saß, eine Menge Cognac trank und ihnen in bester Stimmung den ersten Sketch aus *Königreich für einen Leichenwagen* zum besten gab, den er sich zum größten Teil an Ort und Stelle ausdachte, hauptsächlich für das Mädchen vom Nationaltheater. Oder wie er in der Dämmerung auf der Terrasse des Grand Hotel am Ring in Wien mit Kaiman und Zweig saß und die Anekdoten vom fliegenden Fisch erzählte, seither Tausende Male zitiert und gedruckt. Oder das Zimmer im Hungária - die erste Nacht mit Gizella und das letzte Mal, daß er sich ernsthaft dafür interessierte, ob sie mit ihm schlafen würde oder nicht. Ugo war immer da, diskret im Hintergrund, schenkte Gläser ein, verschwand und tauchte im rechten Moment wieder auf. Jetzt fragte er abwartend: »Was macht die Welt, Herr?« Farkas fiel nichts anderes ein als das, was er vor drei Jahren von einem unbekannten jungen Mann im Zug nach Genf gehört hatte. Es war seitdem ein paarmal gedruckt worden, aber er hoffte, daß Ugo es nicht gelesen hatte. »Tja, Ugo«, sagte er und legte seine Hand auf Ugos Schulter, »ich weiß auch nicht. Sie kommt mir wie ein Fußballspiel vor.« Er hielt inne und freute sich, als Ugos Gesicht aufleuchtete. »Wenn sie den Ball wollen, warum treten sie ihn weg? Wenn sie ihn nicht wollen, warum laufen sie ihm nach?«

Eine kleine Pause; Ugo nickte, weil er meinte, daß Farkas sich nicht verändert hatte, und fing dann dankbar an zu lachen.

DIE DEUTSCHEN

Von Ugo wußte Farkas recht gut, was im Paradiso vor sich ging. Nicht, daß viel passiert wäre - bis zu Leonards Flucht - und außerdem interessierte Farkas, der an die ständig gleichen Dramen,

die sich in Hotels abspielten, gewohnt war, das Geschehen kaum. San Fernando war schon immer ein langweiliger und ehrwürdiger Ort gewesen; seine Hauptklientel bestand aus älteren Herrschaften, die kamen, um am Brunnen auf dem Dorfplatz Heilwasser zu trinken, bedächtig zu plaudern, sich behutsam in den sanften Hügeln zu ergehen oder einfach unter den altmodischen Limonenbäumen, ergänzt um die eine oder andere Palme, auf dem Korso zu sitzen, stumpf auf das Meer zu starren und nach innen auf ihre Herzen und Gedärme zu horchen. Es stimmt, auch junges, rücksichtsloses Volk kam in protzigen Autos und belagerte ein oder zwei Wochen das Paradiso, bemäkelte den Mangel an Amüsiergelegenheiten und modernem Komfort und fuhr wieder ab. Mehrere Kabinettsminister kamen regelmäßig; viele hohe Beamte hatten mitten in den Weinstöcken am Hang ihre Villen, und die pensionierten Offiziere der Gendarmerie lebten in ihren Alterssitzungen im Wald. Einmal war im Sanatorium ein Mord geschehen, aber alle Augenzeugen waren lange tot, und der Fall hatte sich zu einer sagenumwobenen Geschichte ausgeweitet. Hektische Geschäftigkeit mit Jazz-Bands, Festivals und Konzerten wie in Abbazia oder Rimini oder - gottbehüte! - am Lido gab es nicht; die Doppelbetten waren von rechtmäßig angetrauten Paaren belegt.

Der Löwenanteil von San Fernando war im Besitz der Benediktinermönche; die Abtei auf dem grauen Hügel stand dort wie ein knurrender Wachhund. Anregungen von Fritti oder dem Juden Foa, der ein Tuchgeschäft in der Hauptstraße besaß, mit der Zeit zu gehen, wurden von Pater Giuseppe verächtlich abgeschmettert. Als letzter Kompromiß spielte nachmittags ein Streichquartett im Pavillon am Meer und abends auf der Terrasse des Paradiso. Als weiteres Zugeständnis wurde im Jahre 1930 die Genehmigung erteilt, einen Saxophonspieler zu engagieren (eine ältliche Dame mit Brille), damit einige der jüngeren Gäste tanzen konnten.

In San Fernando gab es keinen richtigen Strand; nur ein altes Badehaus mit wackligen Türmen stand einsam und antiquiert im Meer, etwa hundertfünzig Meter vom Ufer entfernt, wo das Wasser tiefer wurde. Nachts sah es wie ein mittelalterliches Schloß aus; der Wind blies durch Spalten und Ritzen, und die Brandung toste gegen die improvisierten Wellenbrecher, die im Halbkreis vorgelagert

waren. Sein Holz wurde zusehends morsch, und die Brücke, die vom Korso herüberführte, brach ein paarmal zusammen. Aber Pater Guiseppe gab lieber große Summen für Reparaturarbeiten aus (Nutzholz war sehr teuer), statt auf Fritti oder andere fortschrittliche Seelen zu hören und auf dem weichen, sandigen Uferstreifen hinter den Weiden, wo der Korso endete, einen Strand anlegen zu lassen. Das Badehaus war streng in ›Männer‹ und ›Frauen‹ unterteilt; Badende beider Geschlechter konnten sich nur im Meer oder auf einem der glitschigen Flöße treffen, die vor dem Haus vertäut lagen. Beide Bereiche waren auf drei Seiten von Umkleidekabinen umgeben, während die vierte Seite zum Meer hin offen war. Aber trotz der strikten Trennung der Geschlechter erschien ziemlich oft Pater Guiseppe's Gestalt, schwarz gekleidet, erbarmungslos gegen Sonne und Himmel, und beobachtete einige der jüngeren Badenden, die vergnügt vor sich hinplanschten, oder die halbnackten Frauen, die rosig oder sonnengebräunt und schamlos auf den Flößen lagen. Einmal vertrieb er ein Fräulein Olga - eine Freundin von Don Teofilo -, weil sie gewagt hatte, die Badeordnung zu übergehen und ihren Bruder in der Männerabteilung zu besuchen.

San Fernando versuchte, seiner Tradition treu zu bleiben. Einmal hatte sich dort Lombroso einer Kur unterzogen, und den Erzbischof von Neapel überfiel - dem Zeugnis zeitgenössischer Dokumente zufolge - eine heftige Übelkeit auf dem Korso. Im Regina waren die Plüschsofas, auf denen affektierte junge Damen auf einen Walzer gewartet hatten, einst kirschrot, jetzt verschlissen und altersschwach. Dieses verblaßte Flair verließ den Ort nie, und die Abtei, die an die vierhundert Jahre alt war, dräute über den Wegen, Pflanzen und Gästen und ließ sie nicht vergessen, daß die Sonne wankelmüsig war und allmählich, wenn der Sommer vorbei war, einem gleichmäßigen Regen weichen würde. Farkas bemerkte einmal, daß San Fernando immer so wirkte, als wäre die Saison gerade zu Ende, in dieser schleppenden Zeit, wenn das Meer dunkler wurde und die ersten rötlichen Blätter unter den Füßen raschelten.

Das Paradiso versuchte recht heroisch, all dies mit Chromtellern und einer Neonlampe über der Eingangstür zu bekämpfen; außerdem hatte es englische Wasserklosetts, ein Radio und bei zwei festlichen Anlässen eine importierte Zigeunerkapelle (Pater Guiseppe war zu der

Zeit in Rom) ; und einmal war ein lesbisches Pärchen aus Innsbruck zu Gast. Aber alles vergebens : Fritti, weltlich und geschäftstüchtig, verlor gegen die Abtei mit ihrer Verachtung für die neue Zeit immer mehr an Boden. »Die Menschen wollen sich hier ausruhen«, erklärte Pater Guiseppe, »meditieren und ihre Nieren und Gallen durchspülen.«

So blieb der Rhythmus von San Fernando gemächlich; die Kurenden bummelten die Hauptstraße hinunter zu den kleinen Hainen um den Platz, dann aufgewundenen, schattigen Pfaden zum Korso, und plauderten vom Essen im Sanatorium, von einem soeben Verblichenen oder von ihrer Verdauung, während das Streichquartett diskret ein Schubertlied oder einen Marsch von Souza spielte. Zwar gab es immer ein paar brüllende Kinder oder ein paar Halbwüchsige, die sich nach dem Dunkelwerden unter den Weiden küßten - und einmal jagte einer der importierten Zigeuner seine nackte Frau mit einem Dolch den Abteihügel hinauf -, aber bald setzte der alte Rhythmus wieder ein, und die Zeit verstrich gleichmäßig von Mahlzeit zu Mahlzeit, von der Ankunft bis zur Abreise. Ein paar auffällige Besucher, das lesbische Paar aus Innsbruck, und ein gelegentlicher Skandal vermochten nichts daran zu ändern. Die Abtei stand fest, grau und zeitlos und sah hinab; ihr gehörte fast alles: Hotels, Geschäfte und die reiche vulkanische Erde, wo der Wein wuchs und nichts Gewalttägliches geschah; in jeder Ecke fand sich verblichene Verzweiflung, und viele Menschen, die herkamen, blieben, um zu sterben.

Die drei Deutschen erregten anfangs so etwas wie Aufsehen, erklärte Ugo, weil sie den Krieg und eine gewisse Art von Abenteuerlichkeit mit sich brachten, aber bald erwiesen sie sich als langweilig und harmlos. Sie waren im März zur Erholung gekommen; Ugo bezeichnete sie bloß als »Fremde«, im Gegensatz zu »Ausländern«, die Respekt und Interesse in ihm wachriefen. Sie wohnten in drei großen Zimmern Farkas gegenüber. Einer, der Major, war ein bleicher Mann mit sandfarbenem Haar, Hühnerbrust und Brille. Er hatte die lästige Angewohnheit, die Nase hochzuziehen, die leicht gerötet war, als hätte er gerade geweint. Er hatte etwas Gereiztes an sich, verbrachte einen Großteil seiner Zeit mit Schreiben und Lesen oder empfing einfach Briefe. Farkas beobachtete ihn oft, wenn er im

Salon saß und ihm weder nach Dösen noch Spazierengehen war. Der Major saß etwas abseits von seinen Kameraden, eifrig über einen kleinen runden Tisch gebeugt, reckte den dünnen Hals aus dem etwas zu großen Kragen und fingerte an einem Brief herum, der soeben oder vor kurzem eingetroffen war, oder schrieb mit steifer, eiliger Hand, fast ohne Pause.

Farkas beneidete ihn um diese Flüssigkeit des Schreibens und fragte sich, was er eigentlich Tag für Tag niederschrieb, denn der Major schrieb am Tag mindestens einen Brief, den er gelegentlich noch um eine Ansichtskarte ergänzte - dem berühmten Blick mit der Abtei und der Bucht oder dem Trinkbrunnen unter den Palmen, Fotos, die etwa um 1905 entstanden waren, mit Grüppchen von Männern und Frauen in lächerlichen Gewändern, die trübsinnig Gläser mit Mineralwasser hielten oder unter den Limonenbäumen (des berühmten Korsos von San Fernando) dahinschlenderten. Der Major las seine Briefe und Karten sorgfältig durch, brachte, wie Farkas bemerkte, fein säuberlich Korrekturen an, wobei sich seine Lippen beim Lesen bewegten, und er feierlich ein bleiches, sandfarbenes Lächeln lächelnd, nickte. Dann faltete er das Papier akribisch, steckte es in ein Kuvert, adressierte es, holte einen kleinen Umschlag mit Briefmarken vor, ging schließlich zu Enrico, um sein tägliches Werk zu übergeben, und fragte in seinem rauen Akzent: »Post?« Enrico lächelte dann entschuldigend und wies ihn darauf hin, daß die Sieben-Uhr-Lieferung noch nicht eingetroffen sei. Der Major dankte ihm, ging zurück zu seinem Tisch, las die Briefe vom Vortage weiter oder saß einfach da, behielt, auf den Postboten wartend, den Eingang im Auge. Niemand schien zu wissen, wem er schrieb, denn Enrico war sprichwörtlich diskret; außerdem interessierte sich niemand dafür. Farkas nahm an, daß der Major wahrscheinlich an sich selber schrieb.

Der zweite war ein Hauptmann namens Tropf. Der einzige, an dessen Name sich Farkas erinnerte; er amüsierte ihn. Tropf war groß und gutgebaut mit einer Neigung zur Plumpheit. Er hatte blondes, lockiges Haar und zwei runde, neugierige Augen über einer murmelartigen Nase. Er trug einen ständigen Ausdruck der Verdutzttheit auf dem Gesicht wie ein Karnickel, das im Küchengarten aufgestöbert wird. Er war derjenige, wie Farkas bemerkte, der nichts tat, sondern nur dasaß, als hätte er gerade ein Buch zu Ende gelesen

oder wäre gerade von einem strammen Spaziergang zurückgekehrt. Er las nie und ging selten spazieren. Farkas beneidete auch ihn, denn Tropf schien sich weder zu langweilen noch je müde zu sein. Er saß bei seinen Kameraden, starre ins Nichts, sein Geist ganz offenbar ein durchlässiger Raum, in den nur ein Minimum an Störung entweder von außen oder von innen eindrang. Hin und wieder sah er den Major oder den anderen Hauptmann - den jungen - verblüfft an oder betrachtete die leichte Betriebsamkeit im Salon. Aber er zeigte keine Reaktion. Wenn es Zeit wurde und der Major sagte : »Gehen wir essen«, nickte Tropf verwundert und folgte den anderen in den Speisesaal oder nach oben, um schlafen zu gehen, oder - selten und nur zaudernd - zum Badehaus, aber er schwamm nie, zog sich nicht einmal aus, höchstens, wenn es zu heiß wurde, die Uniformjacke.

Der dritte Deutsche, ein Hauptmann der Luftwaffe, war der aktivste der drei. Er war ein großer fetter Bursche von etwa zwanzig und wanderte, Schweiß ausdünstend, mürrisch umher. Er benahm sich, als wäre San Fernando ein Paar zu enger Schuhe. »Er versucht, ihrer Reputation zu entsprechen«, kommentierte Ugo. Farkas fand den Flieger am wenigsten interessant: nichts als ein großer, fetter Junge, der ständig futterte, Wein trank, schwamm, Tennis spielte und die Stille von San Fernando durch lautes Rülpse und Singen erschütterte. Erbrachte Fritti mit seinem Appetit und seinem Durst zur Verzweiflung. Er verdrückte ein doppeltes Frühstück, um elf ein zweites, vor dem Mittagessen einen Imbiß und konnte dann kaum die Kaffeezeit abwarten. Seine Kameraden versuchten, ihn zur Mäßigung zu bewegen, besonders der Major, der ihn oft, aber ohne Erfolg, mit gedämpfter Stimme zwischen den Mahlzeiten ermahnte. Farkas verabscheute und verachtete ihn. Er repräsentierte etwas, über das er sich immer lustig gemacht hatte: das fette, tumbe Riesenbaby. Leichte Übelkeit stieg in ihm hoch, wenn er dem jungen Mann beim Verspeisen eines belegten Brotes zusah, wenn Brot- und Käsestücke aus seinem fetten Mund ragten, sein Blick nach innen gerichtet war, konzentriert auf das elementare Vergnügen, das ihm Zunge und Gaumen bereiteten. Trotzdem sah er nicht besonders gesund aus : Seine Wangen waren bleich, und sein Schädel hatte etwas Morbides, mit dem kurzen Bürstenhaarschnitt und dem ausrasierten Hinterkopf mit den winzigen Stoppeln, die sich bis in den Nacken zogen.

Farkas versuchte, ihnen, so gut es ging, aus dem Weg zu gehen, besonders nach dem zweiten Tag, als er bemerkte, daß der fette Flieger zu Enrico ging und sich offenbar nach dem Neuankömmling erkundigte, dann zu seinen Kameraden zurückkehrte und mit fettschmatzender Stimme etwas flüsterte, als wären auch Wörter eßbar. Die anderen sahen zu Farkas hinüber, der schnell hinausging; er würde sie abblitzen lassen, sollten sie ihn um ein Autogramm bitten oder versuchen, Freundschaft zu schließen. Aber ganz konnte er ihnen natürlich nicht aus dem Weg gehen: San Fernando war zu klein. Als er eines Tages am Badehaus im Schatten lag, las und den salzigen Wind an seinem weißen, weichen Körper spürte, hörte er ihre Stimmen; der Fette flüsterte wieder. Diesmal hörte er seinen Namen; ›Farkas‹ klang wie ein Stück saftige, krosse Gans, die man zum Erkalten in ihrem Fett hatte liegenlassen. Farkas stand auf, wickelte das Handtuch um seine Mitte, ging schnell zu Alfieri, dem Bademeister, Strandwärter und alten Freund, und bat ihn um eine Pediküre, um die Deutschen fernzuhalten. Der Trick klappte; sie waren, während Alfieri mit seinem bronzefarbenen, elefantenartigen Leib über Farkas' Füße gebeugt war, zu schüchtern, sich ihm zu nähern.

An einem anderen Tag saß er am Meer, rauchte eine Zigarre und dachte darüber nach, ob er nun doch endlich etwas schreiben oder Gizella, die die letzten paar Jahre in Genf auf ihn gewartet hatte, telegrafieren sollte, als er die rhythmischen Schritte der drei Offiziere hörte - Schritte im Gleichklang, die laut auf der Promenade widerhallten wie viele kleine Türen, die in schneller Folge zugeschlagen werden. Er ärgerte sich, denn das Meer wechselte gerade sehr schön die Farbe, seine Zigarre zog gut, und er fühlte sich vielleicht zum ersten Mal mit San Fernando im Einklang. Er wandte sich nicht um, sondern blieb steif sitzen in der Hoffnung, daß sie ihn nicht entdecken würden. Aber natürlich umsonst. Außer ihm befand sich kaum jemand auf dem Korso (es war kurz nach Mittag), und Farkas trug einen seiner auffallenden Strohhüte.

Die Schritte machten hinter seinem Rücken halt, gingen weiter und blieben dann direkt vor ihm stehen. Farkas blickte gequält auf und sah die drei uniformierten Gestalten, den Major mit Schreibblock und Federhalter, Tropf, milde überrascht, und den Flieger, der Weintrauben aus einer Papiertüte aß.

»Entschuldigen Sie, Herr Farkas«*, sagte der Major feierlich.

Farkas blickte ihn streng an im Versuch, sie wegzuhypnotisieren.

»Gerade hat mir meine Frau geschrieben«, fuhr der Major fort. »Sie schreibt, sie hat ein Stück von Ihnen gesehen. In Dresden. Sie hat sich sehr amüsiert.«

Farkas brachte ein Lächeln zustande, da er jetzt wußte, was zu tun war. »Vous dites?« fragte er freundlich. »Vous dites, mon enfant?«

Eine Pause; der Fette glotzte und hörte auf zu futtern. Der Major wurde rot. »Ma femme«, sagte er schließlich, »ma femme m'a écrit...« Er hielt inne, suchte nach einem Wort.

Farkas lächelte ermutigend. »Et alors?«

»Ma femme«, fuhr der Major fort, während die beiden anderen Farkas anstarrten, als wäre Französisch sprechen ein prähistorisches Unterfangen oder ein unmögliches Brauch, »ma femme a vu votre - wieder eine Pause - »votre pièce du théâtre. A Dresden. Elle l'aimait beaucoup.« Und er stieß erleichtert Luft aus.

Farkas lächelte gütig wie ein Lehrer. »Bravo!« sagte er »Bravo!« - und sah zu, wie sie die Hacken zusammenschlugen und verlegen flohen.

Bald verschmolzen sie mit dem Alltag von San Fernando: das Marschieren im Gleichschritt, die drei uniformierten Gestalten vor dem Dämmerlicht des Salons oder dem Meer mit den Limonenbäumen, das eifrige Federkratzen des Majors, das Schmatzen des Fliegermundes und die verwunderte Miene von Hauptmann Tropf. Dies alles paßte in das tägliche Muster von Lärm und Farben. Farkas, der mit einem sehr sensiblen Geruchssinn gestraft war, konnte sie von weither riechen, besonders wenn es geregnet hatte.

Ugo lieferte natürlich weitere Informationen in seinen ›Bulletins‹, die er nach dem Frühstück auf der Terrasse des Paradiso herausgab, wenn Farkas - der immer als letzter Gast herunterkam - seine erste Zigarette anzündete. »Die Herrenrasse«, setzte Ugo spöttisch an und fügte hinzu: »Eine Pferderasse wäre mir lieber.« An der Seite seines Herrn gefiel sich Ugo darin, den bescheidenen Pansa zu spielen, und machte schreckliche Witze und Wortspiele.

Farkas, der das wußte, versuchte, sie zu würdigen. »Nun, Ugo?« fragte er, »was gibt es Neues in San Fernando?«

Ugo hustete Schleim hoch und schluckte ihn diskret. »Zeigen Sie mir Ihr Schlafzimmer« - er befand sich oft in epigrammatischer Stimmung -, »und ich sage Ihnen, wer Sie sind.«

Die Schlafzimmer der Deutschen waren, so schien es, recht aufschlußreich. Sie nahmen ihr Frühstück oft oben ein - bis auf den fetten Flieger, der früh in die Kirche ging oder Tennis spielte, was Ugo Gelegenheit gab, von seiner Beobachtungsgabe Gebrauch zu machen.

»Dies sind die Zimmer einsamer Männer«, sagte er. »So was sieht man. Die letzte Nacht ist abrupt und unbefriedigt zu Ende gegangen - keine Frau, nach der man greifen kann. Der Major schläft zusammengekrümmt in der Ecke vom Bett, mit herunterbaumelnden Armen und angezogenen Knien. Er schnarcht nicht, sondern spricht heftig in seinen Träumen. Neulich klingelte er nach dem Frühstück, schlief wohl aber wieder ein. Als ich hereinkam, hatte er sich auf eine Seite des Bettes gerollt, mehr als die andere Hälfte war leer. Sein Laken ist immer schrecklich zerwühlt, sagt Filomena, das Zimmermädchen. Und Filomena sollte es wissen. Als er aufwachte und mich sah, fuhr er hoch. ›Ja, ja!‹ murmelte er, ›ja, ja!‹ Das sagt er immer. Dann setzte er sich auf und kletterte langsam aus dem Bett. Er trägt einen fürchterlichen Schlafanzug - rehbraun und blaugestreift - , und die Jacke ist zu kurz; wenn er sich bückt, um seine Hausschuhe anzuziehen, ist ein Stück von seinem weißen Rücken zu sehen. Das Zimmer riecht nach seinem Alter, wenn Männer innerlich saft- und kraftlos werden; wenn, wie Herr József in einem wunderbaren Gedicht schrieb, ›die fremde Sache in meinem Herzen und meinen Zähnen wucherte Dann kämmt er sich, blinzelt kurzsichtig in den Spiegel, putzt sich die Zähne und läßt sich mit einem Brief in der Hand nieder. ›Hm!‹ bemerkt er jeden Morgen, wenn er das Tablett sieht - ob beifällig oder nicht, kann ich nicht sagen. Er ist sauber und ordentlich: Das erste, was einem auffällt, sind seine wie ausgenommene Hühnchen über einer Stuhllehne liegenden Socken. Auch seine Toilettensachen stehen in Reih und Glied auf dem Glasregal, und die Badewanne ist immer sauber, in jeder Ecke ein blauer Schwamm und eine blaue Seifenschale.

Der Hauptmann namens Tropf rasiert sich meistens, wenn ich mit dem Tablett komme. Jeder Mann hat seine eigenen Tricks beim Rasieren. Dieser hier erledigt es in einem khakifarbenen Hemd ; darunter zeigt sich sein weißes Hinterteil wie eine waagerechte Drei. Er dreht sich um, wenn ich reinkomme, sagt: »Eine Sekunde« und winkt mir, das Tablett auf dem Tisch abzustellen. Sein Gesicht ist zur Hälfte mit Rasierschaum bedeckt; er rasiert sich in einer komplizierten Bewegung - die linke Hand greift über seinen Kopf, um die Haut auf der rechten Wange zu spannen, oder andersrum; ich würde ihm gern sagen, wie albern und überflüssig das ist - von dem Hemd, das sich durch die Bewegung leicht anhebt und noch mehr von seinem weißen Hinterteil freigibt, ganz zu schweigen. Er benutzt eine altmodische Rasierklinge, keinen Apparat. Der Hauptmann hat Angst.

Man sieht, wer Angst hat. Erstens verriegelt er meistens die Tür; oft muß ich, nachdem ich geklopft habe, warten, da er vergessen hat, nach dem Aufwachen die Tür zu entriegeln. Zweitens arrangiert er die Stühle auf ganz besondere Weise: einen in die Nähe der Tür, so daß man fast darüber fällt, den zweiten und dritten zwischen Bett und Tür. Die Fenster sind nachts immer geschlossen. Deshalb liegt im Zimmer ein schwerer, warmer Geruch voller Rauch und verbrauchter Luft. Ich weiß es natürlich nicht, aber ich glaube, er sitzt nachts aufrecht im Bett, starrt ins Dunkle und lauscht auf Geräusche. Einmal hat er nach Mitternacht geklingelt. Er sagte, er wolle eine Tasse Kakao, aber er hatte einfach nur Angst. Als ich eintrat, saß er halb angezogen auf dem Bett, und als ich fragte, was er wünsche, wollte er ganz offensichtlich Zeit schinden und mich so lange wie möglich aufzuhalten. »Ach ja«, sagte er, »was ich wünsche? Natürlich, natürlich. Warten Sie mal.« Er griff nach seiner Zigarettenenschachtel und bot mir eine an. »Tja«, fing er wieder an, und die ganze Zeit war zu sehen, wie er auf etwas lauschte. »Gleich kommt ein Gewitter«, bemerkte er halb fragend. »Nein, Herr«, antwortete ich. »Die Nacht ist schön.« - »Die kommen ganz plötzlich, diese Unwetter«, beharrte er, »ganz plötzlich. Eben noch ist es hell und sonnig, dann schüttet und donnert es.«

Ich wurde ungeduldig, aber er redete weiter. »Ich weiß ganz bestimmt, daß ein Gewitter kommt. Der Wind schüttelt die Bäume unten auf dem Platz. Hören Sie es nicht?« - »Nein, Herr«, sagte ich. »Entschuldigen Sie, Herr. Die Küche schließt um Mitternacht. Wenn

Sie etwas wünschen..< - >Ach ja< , sagte er. >Eine Tasse Kakao vielleicht.< Als ich zurückkam, war ich sicher, daß er versuchen werde, mich aufzuhalten oder unter irgendeinem Vorwand noch einmal nach mir klingeln werde. Er saß immer noch halb angezogen auf dem Bett, lauschte, auf dem Sprung. >Eine schöne Nacht, Herr< , versuchte ich, ihn zu beruhigen. >Und es ist nicht windig.< Das machte es nur schlimmer. >Und was war das für ein Geräusch?< fragte er. - >Was für ein Geräusch?< fragte ich zurück. >Als rüttelte der Wind in den Bäumen auf dem Platz.< - >Ich höre nichts< , sagte ich. >Aber so hören Sie doch< , sagte er; wir horchten beide, aber da war nichts, es sei denn, ich werde taub, was nicht unmöglich ist.

Was sollte auch in San Fernando los sein, erst recht nach Mitternacht? Es gibt keine Einbrecher, keine Gespenster. Vielleicht sitzen ein paar Kellner im Dunklen auf den Bänken auf dem Platz, ruhen ihre Füße aus und unterhalten sich. Oft sitze ich selbst bei ihnen. Wir sitzen nur so da, ruhen unsere Füße aus und sprechen über den Krieg, das Dorf oder unsere Füße. Aber wir reden leise, um die Gäste nicht zu stören. Was sonst hätte der Hauptmann namens Tropf hören können? Vielleicht ist Alfieri, der Bademeister, mit einem geangelten Fisch nach Hause gekommen. Aber Alfieri mit seinen charakteristischen Schritten würde man sofort erkennen, außerdem furzt er ziemlich geräuschvoll in regelmäßigen Abständen, eine Angewohnheit, dererwegen er oft gescholten wird, die er aber nicht abstellen kann. Was sonst? Ich habe keine Ahnung, Signor Farkas; vielleicht Sie.

Der fette Flieger ist ein gänzlich anderer Fall«, fuhr Ugo fort. »Wie ein Äffchen, hochmütig und fromm. Über seinem Bett hängt ein Bild der Jungfrau; auf seiner fetten, unbehaarten Brust baumelt ein Goldkreuz, und Filomena sagt, neben seiner Nachttischlampe liegt eine Bibel. Er hat einen sehr unruhigen Schlaf, liegt quer auf dem Bett, atmet schwer und schnarcht wie eine Säge. Er reißt schlechte Witze mit dem Personal, macht Leibesübungen mit einem seltsamen ausziehbaren Gerät, bevor er zur Messe geht. »Saluto, Ugo< , brüllt er zur Begrüßung. »Saluto, Ugo - ein guter Reim, was?< Er geht früh zu Bett, nachdem er Filomena - vergeblich - seine üblichen Avancen gemacht hat. Und wenn man gegen zehn, wie ich es oft tue, an seinem Zimmer vorbeigeht, hört man ihn beten oder masturbieren, entweder

ein gleichmäßiges Murmein oder ein unregelmäßiges Keuchen. Das zweite tut er, wie Filomena, die es wissen sollte, mir mitteilt, regelmäßig wie ein Uhrwerk, dreimal die Woche, Montag, Mittwoch, Freitag, außer an hohen Feiertagen, wenn er früh aufsteht und vor der Kirche zu einem einsamen Spaziergang aufbricht. Wenn er zurückkommt, um zu frühstücken, spielt er mit seinem Rosenkranz und singt erleichtert. »Saluto, Ugo«, begrüßt er mich und schlägt mir auf meine Rheumaschulter, dann verschlingt er große Brot- und Butterstücke. Er ist ein Narr mit einer gewissen Durchtriebenheit, und er vermutet, daß wir alle angewidert sind von ihm - alle außer Pater Guiseppe, der als guter Katholik jedem verzeiht, vorausgesetzt, er ist ein guter Katholik. Selbst Don Innocenzo, der als Polizeichef bedacht daraufist, gut Freund mit den Deutschen zu sein, zieht hinter dem Rücken des Fliegers Grimassen und nennt ihn höhnisch »Fritz.«

DIE KANAILLE

Don Innocenzo stattete Farkas gleich am ersten Vormittag seinen Besuch ab, nachdem er über Fritti hatte anfragen lassen, »ob ihm die Ehre gestattet« sei. »Muß das sein?« fragte Farkas Fritti, empfing aber den kleinen Mann um etwa elf Uhr im Morgenmantel. Don Innocenzo stolzierte wie ein Pfau ins Zimmer, dynamisch und voller Enthusiasmus. Auf seinem hübschen Gesicht lag die Art von Begeisterung, die Besitzer neueröffneter Restaurants ausstrahlen. »Mes hommages, Signor«, rief er aus, nachdem er seine Hand zu dem üblichen Gruß hochgerissen hatte. »Enchanté, absolument enchanté.« Sein Französisch war schlecht. Farkas war ihm einmal begegnet und beäugte ihn wie damals mit Mißtrauen, als wäre der kleine Mann ein Foxterrier; Farkas mißtraute Foxterriern. »Bonjour«, erwiderte er kurz. Don Innocenzo warf sich auf einen Stuhl und streckte die viel zu glänzenden Stiefel von sich, nahm eine Apfelsine von Farkas' Teller und biß hinein, ohne sie geschält zu haben. »Entzückt, Sie bei uns in San Fernando zu wissen«, fuhr er mit derselben hohen Stimme fort,

als berichtete er aufregende Neuigkeiten. »Dürfte ich Ihren Paß haben? Eine Formalität«, seufzte er entschuldigend, »Sie wissen ja.«

Farkas war an diesem Morgen, nach seiner melancholischen Ankunft, recht guter Laune; die Sonne strahlte, und durch das offene Fenster drangen die Düfte und Geräusche eines herrlichen Vormittags. Zuerst war ihm danach, Don Innocenzo grob abzufertigen, aber dann besann er sich, denn er dachte an seine Magensäure, die sich in letzter Zeit, wann immer er sich aufregte, unangenehm meldete. Er freute sich auf sein Frühstück auf der sonnigen Terrasse. Also gab er dem kleinen Mann seinen Paß und lauschte mit gezwungenem Interesse seinen heftigen Ergüssen.

Don Innocenzo war der Polizeichef und hatte, wie Ugo Farkas erzählte, als Podestà gewirkt, seit Signor Bastini vor sechs Monaten nach Ravenna geschickt worden war, um seine schmerzenden Furunkel behandeln zu lassen. Als junger Mann von etwa fünfunddreißig war Don Innocenzo ein »Musterbürger«, wie ihn jemand mal genannt hatte, mit einem kurzen, drahtigen Körper und einem großen, hübschen Kopf mit dichtem, lockigem Haar, einer breiten, durchgehend gefurchten Stirn, buschigen Augenbrauen, hübschen walnußfarbenen Augen, geschwungenen Lippen und einem ausgeprägten Unterkiefer. Er hatte zwei tiefe Grübchen, die Farkas an Anführungszeichen erinnerten und die kindlichen Lippen betonten. Don Innocenzo war offensichtlich stolz auf seine Grübchen; er lächelte häufig oder zeigte die Zähne einfach so, als wäre ihm das befohlen. Er machte eine gute Figur in seinem weißen Sommeranzug. Der Chauffeurtyp, wie Farkas ihn vor sieben Jahren abgestempelt hatte. Zieht die Frauen durch schnelle, simple Handlungen an statt durch die Tiefe seiner Gefühle. Er schauspielerte die ganze Zeit, der kleine Mann, aber für Farkas tat das jeder; die Frage war nur, ob richtig besetzt oder nicht. Don Innocenzo war es: Er paßte wie geölt zu seinem Beruf, seinem Regime, seinem Ort, seinem Alter. Er stolzierte umher in einem immer wie ein Crescendo wirkenden Rhythmus; man fragte sich unwillkürlich, ob er sich je ausruhte. Geschäftig, wachsam, hier, dort, überall: Seine Stiefel trommelten fesch über die Kieswege von San Fernando, den Arm zum Gruß hochgerissen, das Gesicht durch seine kalkulierten Grimassen in ständiger Bewegung, als wäre ihm auch die Mimik offiziell übergeben

worden. Wenn Farkas Don Innocenzo beobachtete, stellte er sich immer vor, wie der kleine Mann sich selbst Befehle erteilte. »Grübchen zeigen, eins-zwei!« oder »Stirn runzeln, eins-zwei.« Er liebte es, die Stirn zu runzeln; dies, so glaubte er, verleihe ihm ein ernstes Aussehen, als wäre sein Beruf überaus verantwortungsvoll und als ruhe das ganze Regime auf seinen Schultern.

An diesem Vormittag redeten sie über den Krieg oder besser gesagt, Don Innocenzo redete, indem er jede Bemerkung, jeden Satz mit einer neuen Grimasse unterstrich, diese mit einem Ausrufezeichen beendete und jedes Wort mit einem Großbuchstaben begann. Farkas murmelte meist etwas Neutrales und wünschte, Don Innocenzo möge ihn allein lassen, damit er sich fertig anziehen könne. Der kleine Mann beschwerte sich über seine Vorgesetzten, die ihn nicht in den Kampf für das Reich schicken wollten, sondern statt dessen zwangen, seinen öden Alltag fortzuführen. »Sizilien ist in Gefahr!« rief er aus. »Der Feind an der Pforte des Vaterlands!« Doch er mußte zurückbleiben, untätig und strotzend vor Energie. »Pässe, bah!« sagte er. »Bagatellvergehen - ein paar Schmuggler, gelegentlich ein paar Raufereien im Dorf und ein oder zwei Flüchtlinge! Das Vaterland ist in Gefahr, und Don Innocenzo steht nicht im ersten Glied!«

»Ganz recht«, murmelte Farkas und dachte an sein Frühstück.

»Obwohl es demnächst recht lustig werden könnte« Don Innocenzo senkte plötzlich die Stimme und nahm den vertraulichen Ton eines Verschwörers an. »Ein Sträfling ist ausgebrochen... und wir warten AUF IHN!« Die letzten beiden Worte wieder in plötzlichem Crescendo, in schneller Folge unterstrichen von einer melodramatischen Bewegung seiner Hand, einem Stirnrunzeln und wölfischem Zähnefletschen. Plötzlich rieb er sich die Hände wie eine faschistische jugendliche Ausgabe des Shylock. »Wir warten.«

»Hm«, sagte Farkas. »Wenn Sie mich bitte entschuldigen wollen, ich will jetzt mein Bad nehmen.«

Farkas erschrak, als der kleine Mann plötzlich aufsprang. »*Con vostro comodo*«, rief er aus, salutierte, schüttelte Farkas die Hand und ging ab.

Er ging mit polternden Schritten und gerunzelter Stirn ab; seine Grübchen betonten sein charmantes, wenn auch aufgesetztes Lächeln.

›Kanaille‹, dachte Farkas, ›die Art von Balg, die rotznäsig Fremden die Zunge rausstreckt, schwächere Kinder verprügelt, Fenster kaputtschmeißt und den Samstagnachmittag für den Rest des Universums zur Hölle macht.‹

Don Innocenzo war nie ganz erwachsen geworden. Auch Ugo bezeugte das, später Giacobbe und künftige Ereignisse. Als Farkas ihn das letzte Mal sah, still am alten Laternenmast hängend, der vor dem Hotel stand, friedlich mit gebrochenem Hals, hilflos baumelnden Händen, offen, wenn auch blinden Augen - die wunderschön gewichsten Stiefel fingen das graue Licht ein, und der Wind zerrte an seinem Haar -, selbst da sah er aus wie eine Kanaille, Don Innocenzo: eine armselige, besiegte Kanaille, endlich reumütig.

»He, Signorina Lisabettta«, hatte Don Innocenzo eines Tages der Postvorsteherin, einer verkümmerten, bebrillten Jungfer zugerufen: »Was macht das Baby?«

»Was für ein Baby?« hatte Signorina Lisabettta gefragt und war rot geworden; im Postamt waren noch vier andere Leute.

»Das Sie, wie ich gehört habe, in vier Monaten kriegen sollen«, hatte Don Innocenzo gebrüllt und war abgegangen.

»Einmal hat er eine brennende Zigarette in Don Teofilos Tasche gesteckt«, berichtete Ugo, »und ruhig zugesehen, wie sie brannte. Als Don Teofilos Tasche - und er trug einen seiner eleganten Yachtblazer - anfing zu qualmen, sprang Don Innocenzo auf, riß das Tischtuch samt Wein und Kaffee runter und brüllte: »Feuer, Feuer! Die Feuerwehr soll kommen!«

Eines Sonntagabends kam Don Innocenzo an Farkas' Tisch auf der Terrasse: Don Teofilo war dort, gnomartig in seinem Rollstuhl, und der schlaftrige Doktor Schmidt. Die Geigerin mit der Narbe im Gesicht spielte hinter ihnen *La Mattinata* als letzte Nummer. Es war eine klare, aber windige Nacht. Sonst war niemand auf der Terrasse. Farkas hatte sich von Ugo seinen Mantel bringen lassen. Sie tranken einen schweren Rotwein; Don Teofilo jammerte mit grämlicher Stimme, die so häufig hysterisch entgleiste, rief nach seiner Krankenschwester oder einer weiteren Zigarette.

Don Innocenzo erschien plötzlich aus der Dunkelheit; er war angetrunken; als er sich setzte, kniff er Doktor Schmidt ins Bein.

»Holla, Musik!« brüllte er; *La Mattinata* brach ab, eine erschreckte Stille trat ein, als wäre eine Menschenmenge da, plötzlich starr vor Ehrfurcht. Das Mädchen mit der Geige drehte sich um und wartete ab. »Hören Sie auf mit der Musik!« herrschte Don Innocenzo sie an, »gehen Sie nach Haus, *allez, filez!*« Das Mädchen sagte nichts, legte die Geige in ihren Kasten und schloß ihn mit einem Klicken, dann ging sie mit dem glotzäugigen Pianisten langsam davon.

»Ich will keine Musik«, erklärte Don Innocenzo und schenkte sich Wein ein. »Sie? Natürlich nicht. Wir wollen reden...«

»Sie sind rüde«, bemerkte Doktor Schmidt in seiner tonlosen, besänftigenden Stimme, die klang, als bestünde der Rest der Menschheit aus Patienten, die einer tonlosen, besänftigenden Stimme bedurften, die ihnen mitteilte, wie man sich zu benehmen habe.

»Natürlich bin ich rüde«, erwiderte Don Innocenzo. »Diese Welt ist eine rüde Welt, und man findet sich nur in ihr zurecht, wenn man rüde ist.« Seine Rs wurden verwaschen. Er lächelte gewohnheitsmäßig, setzte seine Grübchen auf und zündete eine Zigarette an. Er rauchte, als wäre es ihm verboten, befeuchtete das Mundstück, schluckte gierig den Rauch und versuchte, perfekte Ringe zu blasen, aber es wollte ihm nicht gelingen. »Keine guten Nachrichten«, sagte er, und Farkas bemerkte, daß er das trunkene Zucken seiner Oberlippe nicht unter Kontrolle bringen konnte. »Mein schönes Sizilien, mein schönes Sizilien!« rief er aus, als wäre Sizilien ein Lieblingsspielzeug oder seine Mutter. »Diese dreckigen Angloamerikaner - diese mörderischen, mörderischen...« Er fand kein Substantiv, das seine Gefühle ausdrücken konnte, und fing von neuem an: »...diese mörderischen, mörderischen...« Er schürzte die Lippen, legte die Ellbogen auf den Tisch und starrte vor sich hin.

Jetzt bist du die richtige Besetzung, dachte Farkas.

Don Innocenzo fuhr fort: »Tiefe Rache ist die Tochter tiefer Stille«, zitierte er geheimnisvoll. »Tiefe Rache!« brüllte er und schüttelte die Faust.

»Schon gut, schon gut«, sagte der Doktor.

Don Teofilo langweilte sich und fror. »Schwester«, rief er quengelnd, »Schwester, wo sind Sie?«

Wie immer erschien sie still direkt hinter ihm; auf ihrem häßlichen, stumpfen Gesicht lag die Art versteinerter Freundlichkeit, die nur eine dünne Maske für versteinerten Haß ist.

»Ja?« fragte sie.

»Schwester«, sagte der Baron, »meine zweite Decke. Mir ist kalt. Schnell!« Sie legte sogleich eine Decke über die schwachen, kindlichen Beine, die verkrüppelt waren, seit Don Teofilo in einem eisigen See in der Schweiz geschwommen hat.

»Was macht Ihr Flüchtling?« fragte Doktor Schmidt Don Innocenzo. "

»Mein mörderischer Flüchtling«, erwiderte der und tat erstaunliche Dinge mit seiner Stirn, verzog sie zu gewundenen Furchen. »Ein gleichmäßiger Strom zerstört die Brücke«, produzierte er einen weiteren Spruch. »Mein Flüchtling« - dann nahm er sich zusammen. »Nur keine Sorge, Professor, den kriegen wir. Wir kriegen alle; mörderisch alle. Eines Tages wird er hier auftauchen, und ich werde ihn erwarten.«

»Dreckiger Kommunist«, sagte Don Teofilo und zündete sich eine Zigarette an.

»Mörderisch, mörderisch, mörderisch.« Don Innocenzo versank wieder in seinem Stupor und versuchte, seine Zigarette in das Weinglas des Doktors zu werfen, verfehlte es aber, da der Doktor es wegzog. »Ach, wozu das alles?« fragte Don Innocenzo mit hängenden Lippen. »*A che giova?*«

Fast jeden Abend saßen sie auf der Terrasse des Paradiso: Farkas, Don Teofilo und Doktor Schmidt; gelegentlich kamen Don Innocenzo oder Pater Giuseppe dazu.

Diese abendlichen Gespräche, die bis gut nach Mitternacht dauerten, waren ein größeres Ereignis in San Fernando: eine Art Ausgleich für Don Teofilo und den Doktor für die fade Lethargie, in die San Fernando im Herbst und Winter versank. Nach dem Abendessen blieben manche Leute, die über die Terrasse kamen, stehen und murmelten: »Ach, da sind sie ja!« Ältere Paare schlenderten Arm in Arm vorbei und gafften, als bestünde die berühmte Gruppe am Tisch aus exotischen Tieren. »Don Teofilo trägt etwas vor«, flüsterte

irgendein Ehemann. »Signor Farkas erzählt eine Geschichte. Alle lachen. Der Doktor sieht ernst aus.«

Farkas mochte weder Don Teofilo noch den Doktor. Er hielt sehr wenig von ihrem engstirnigen Weltbild; sie waren schrecklich provinziell. »Zwei Madame Bovarys«, beschrieb er sie Ugo. Er nahm eine gewollt überlegene, distanzierte Haltung ihnen gegenüber ein, unterstrich seine Sätze mit einem leicht beleidigenden »wenn Sie verstehen, was ich meine« oder »wenn Sie mir folgen« und ähnlichem. Aber trotzdem ging er fast jeden Abend auf die Terrasse. Don Teofilo war wegen seines obszön aufgeblähten Leibes, seiner verkrüppelten Beine, seiner Krankenschwester und seines Gejammers der lebendige Beweis dafür, daß er, Farkas, eben doch gesund war. Was Doktor Schmidt betraf - Farkas hatte die Gesellschaft von Medizinern immer genossen. Eine geheime Furcht ließ ihn die Freundschaft von Männern wie Professor Adam in Budapest oder Neumann in Wien suchen, die Furcht, daß ihm jeden Moment etwas zustoßen könnte, und so war es nützlich, die besten Spezialisten um sich zu versammeln. So auch Schmidt. Der bleiche, schlaftrige Doktor, der kaum sprach und sich nie die Mühe machte, seine Dummheit zu verbergen, war wie ein Rettungsanker für Farkas, der wußte, daß er das Alter erreicht hatte, wo das kleinste körperliche Versagen - jeder übersprungene Herzschlag, die geringste Übelkeit - wie das Bimmeln einer unheilkündenden Glocke ist. Er sprach gern über Krankheiten mit Schmidt, erkundigte sich nach der Wirkung von Insulin, dem Verhalten von Glukose, den Folgen, die ein reichhaltiges Mahl auf ihn haben könnte, oder nach irgendeinem anderen nichtigen Symptom. »Übrigens, Schmidt«, sagte er dann, »meine Zunge war heute -morgen belegt, warum?«

Aber hauptsächlich ging er hin, weil die Nacht in San Fernando lang war; vor ein oder zwei Uhr morgens kam Farkas nicht in sein Zimmer. Die Stunden nach Mitternacht waren ihm die kostbarsten. Dann war sein Geist von Rauch und Alkohol genügend gesättigt, um Belanglosigkeiten zu unterdrücken, und er war in der Lage, das vase Rohmaterial, das in seinem Kopf herumspukte, zu sortieren, zu verdichten und zu formulieren. Einige Stimuli brauchte er aber doch: einen etwas abseits stehenden Tisch, am liebsten im Freien, mit Wind und entfernter Musik; Gesellschaft, die ihn schätzte und bereitwillig

zuhörte; den Geschmack von Cognac oder gutem trockenen Wein. Don Teofilo und der Doktor waren seiner üblichen Gefolgschaft weit unterlegen, aber sie waren beeindruckbar und wußten, wie man zuhört und zustimmt.

Pater Giuseppe kam selten, tauchte wie eine dunkle, stille Gestalt aus der Dämmerung auf, fast bedrohlich, wenn nicht sein rotes, müdes Bauerngesicht gewesen wäre, und sprach mit *bassa voce*, als wäre die Welt ein einziger großer Beichtstuhl. Ganz offensichtlich machte er sich nichts aus Farkas, fürchtete ihn wahrscheinlich seit dem Abend, als Farkas, der mehr Wein als sonst getrunken hatte, sich in ungezogener Laune befand und der Versammlung erklärte, daß der freudianische Analytiker, eine modernere und tüchtigere Variante des Beichtvaters, irgendwann die Kirche unterminieren würde. Pater Giuseppe war kein großer Dialektiker. Sein verschlagener, aber simpler Bauernverständ drehte sich um die tägliche Aufgabe, die weitläufigen Ländereien der Abtei zu verwalten, ein Verstand, der von ehernen Dogmen gespeist war, die noch niemand hinterfragt hatte. Er hörte Farkas mißtrauisch zu. *Ecco el diavolo*, mag er bei sich gedacht haben, konnte aber wenig von dem, was Farkas anführte, widerlegen; seine Bibelzitate klangen zunehmend lahm. Seit diesem Abend war er nur noch zögernd und für kurze Zeit gekommen, als fürchtete er, daß der rosagesichtige Teufel mit Monokel plötzlich und erfolgreich die Heilige Dreieinigkeit oder, beinahe so schrecklich, das Recht der Abtei, San Fernando zu besitzen, in Frage stellen würde.

Wie auch immer, Pater Giuseppe war ein müder Mann; wäre nicht Krieg gewesen, hätte er sich von seinen weltlichen Aufgaben zurückgezogen. Er stand bei Tagesanbruch auf, prüfte bis spät in den Abend hinein Rechnungen, überwachte die Weinlieferung oder das Errichten eines neuen Zauns, ermahnte in kaltem Zorn die Steinebrecher oder Landarbeiter, machte mehrere Inspektionsausflüge durch die Wälder oder zum Badehaus, Müßiggang oder Promiskuität auf der Spur; sein rotes, müdes Gesicht wurde immer röter und müder. Die Landarbeiter hatten geheime Aufpasser, die sie warnten, wenn er im Annmarsch war, denn sie arbeiteten nie so schwer, daß er zufrieden war. Auch die Kinder fürchteten ihn, und die Tennisspieler, darunter Schmidts zwei gackernde Töchter, wurden verlegen, wenn aus dem dunklen Wald die vertraute schwarze Gestalt trat, langsam

vorüberging, ihren Gruß mit einem Kopfnicken erwidernd. Nach Sonnenuntergang kam er noch einmal von der Abtei herunter. San Fernando wußte Bescheid und wartete. Wenn man aus einem hochgelegenen Fenster nach Westen blickte, konnte man die einsame, schwarze Gestalt die staubige Uferstraße herankommen sehen, die Robe vom Wind gebläht, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, während die Sonne ihre Strahlen einzog und zu einem klar abgegrenzten Feuerball wurde, langsam hinter dem Abteihügel versank und San Fernando der Nacht überließ.

D A S M Ä D C H E N

Es war am vierten Abend seines Aufenthalts, als Farkas merkte, daß das Flüchtlingsmädchen mit der Narbe im Gesicht das Zimmer nebenan bewohnte. Natürlich hatte er sie am zweiten Abend und danach spielen hören und bemerkt, wie wunderbar ihre routinierte Musik, die Melancholie ihrer einsamen Geige, zu San Fernando paßte, da sie alle Melodien spielte, die man erwartete, und in denjenigen eine Saite anklingen ließ, die sich an einen alternden Sommer in Karlsbad, Bad Gastein oder Vichy erinnerten, an lange, träge Abende nach einer frühen Mahlzeit, wenn man am liebsten den erstbesten Zug genommen hätte und zurück zur Wärme und zum Lärm der Stadt geflüchtet wäre. Er hatte sie nur ein einziges Mal gesehen, als sie an ihm vorbeikam, nachdem das Restaurant geschlossen hatte. Sie hatte blondes, seidiges Haar und das, was Ugo intelligente Hüften nennen würde. Wie dem auch sei, sie hatte eine weiche, runde Figur und eine Art, sehr aufrecht zu gehen, die jede Linie und Kurve betonte. Farkas, der über Frauen so viel wußte wie kaum ein anderer (was, wie er sagen würde, verdammt wenig war), sah ihr die eine Sekunde länger nach, die darüber entschied, daß er ihr das nächste Mal vielleicht noch länger nachsehen würde. In dieser ersten Nacht konnte er ihr Gesicht nicht deutlich erkennen. Aber am nächsten Nachmittag kam sie mit dem glotzäugigen Pianisten den Korso entlang: Aus der Ferne sah sie

sehr hübsch aus, weich, ein wenig sonnengebräunt, mit appetitlichen Gliedern und, wie Farkas wieder bemerkte, einer besonderen Art zu gehen, die ihre Brüste und Hüften vibrieren ließ. Sie war nicht absichtlich provozierend und gewiß nicht ordinär, aber in ihrem Gang lag ein merkwürdiger Stolz ; Farkas erwartete, daß sie jeden Moment verächtlich mit dem Fuß aufstampfen werde. Bevor sie an der Bank angelangt war, auf der Farkas saß und rauchte, wandte sie sich an ihren Gefährten; Farkas konnte ihr hübsches, weiches Profil sehen, die kindlich schwelgenden Lippen, den runden Umriß von Kinn und Kehle. Farkas sah sie gern an; sie schien so blutjung; es machte ihm nichts aus, sich selbst (und einigen seiner Freunde) einzustehen, daß er das Alter erreicht hatte, in dem er bei Frauen die schiere Jugend schätzengelernt hatte.

Aber dann wandte sie sich ab, und ihre rechte Wange war zu sehen, die von einer tiefen, roten Narbe verunstaltet war; ziemlich lang, begann sie am Wangenknochen und erstreckte sich quer nach unten zum Kiefer. Sie ließ die Wange eingefallen erscheinen. Farkas war geschockt, aber dann drehte sich das Mädchen um und war wieder jung, hübsch und lieblich. Doch der Gedanke an die Wange blieb und zog ihn an. Sie verlieh dem Mädchen eine zusätzliche Dimension: eben noch war sie nur ein junges, süßes Ding mit aufregendem Gang gewesen. Farkas stellte sich vor, wie sie unschuldig lächerliche Konversation machte, was ihr zu verzeihen war. Er phantasierte, wie sie zu einem Rendezvous eilte oder sich wegen eines Schuftes von Bankangestellten die Augen ausweinte, irgendwann einmal heiratete und in die Breite ging. Aber die Narbe änderte alles; sie erweckte Bilder von Blut und Dunkelheit und, ganz deutlich, von einem Dolch. Später, als sie ihm erzählte, daß die Narbe von einem undramatischen Unfall aus ihrer Kindheit stammte, fühlte er sich betrogen.

Sie begegneten sich fast täglich, entweder auf der Terrasse oder auf dem Korso. Sie wußte, daß er sie und ihren Gang beobachtete; wenn sie an ihm vorbeiging, wurde sie noch eine Spur stolzer und bemühte sich, ihm ihre Narbenwange zuzuwenden, als wollte sie ihn auf keinen Fall täuschen. Am nächsten Abend schickte er Ugo mit der Bitte zu ihr, das *Fiakerlied** zu spielen. Sogleich unterbrach sie ihre Musik und begann mit dem albernen Wiener Liedchen. Er drehte sich um und lächelte ; sie lächelte zurück, und als sie fertig war, klatschte er.

Als das Restaurant schloß und sie an ihm vorbeikam, stand er halb auf und sagte: »Sie haben sehr hübsch gespielt.« Sie bedankte sich, zögerte einen Moment, eilte dann aber weiter. Seitdem versuchte er, Don Teofilo und den Doktor loszuwerden, bevor sie aufhörte zu spielen, um abzuwarten, ob sie sich zu ihm setzen würde. Aber nein: Sie eilte immer gleich zurück ins Hotel.

Eines Abends saß er auf dem Balkon, rauchte, beobachtete die im Wind schwankenden Baumkronen und lauschte dem entfernten Rauschen der Brandung, als nebenan jemand einen Vorhang zuzog und das Fenster öffnete. Weghören konnte er nicht; bald war ihm klar, daß sein Nachbar eine Frau war; dann hörte er sie *La Mattinata* summten. Sie ging eine Weile auf und ab und öffnete Schränke, dann fiel ein Schuh zu Boden, ein paar Krüge schepperten aneinander. Dabei summte sie die ganze Zeit und verriet dadurch das Unwohlsein, das man in Hotelzimmern verspürt, die zwar immer vertrauter werden, aber doch immer weniger ein Zuhause, da man ihre unpersönliche Feindseligkeit spürt, mit dem Bett, in dem andere geschlafen haben, oder der Tapete, die einem mittlerweile so mißfällt. »La-ra-ra-ra-la-ra-ra-ta-tam-tam«, summte sie; dann durch die Nase, etwas gedämpfter: »M-hm-ri-ri-la-la-ratam«, und dann brach sie ab und warf sich aufs Bett.

Nichts ist so laut wie die Stille des Unglücklichseins, dachte Farkas, während er auf dem Balkon saß und dem Mädchen lauschte, das immer trübsinniger wurde. Die Nacht war besonders still, außer daß irgendwo Geschirr gespült wurde und zurückhaltend die Brandung gegen den Korsó schwachte. Daher hörte er sie ein-, zweimal seufzen und sich erst auf die eine, dann auf die andere Seite werfen. Dann trat eine lange Stille ein, in der sie wahrscheinlich die Tapete oder die Decke anstarrte. Schließlich begann sie, mit dem Finger den Takt von *La Mattinata* an die Wand zu trommeln. »Da-ra-ram-ra-ra-ram-ba-ram-bam.« Dies ging so ein paar lange, unbehagliche Minuten. Dann knarrte das Bett wieder, sie stand auf und ging zum Waschtisch. Farkas hörte einen Wasserhahn laufen. Sie putzte sich die Zähne, was etwas fröhlicher klang. Dann klopfte es an ihre Tür.

Das Geräusch war unvermittelt, düster und bedrohlich. Das jedenfalls empfand Farkas. Womöglich fühlte das Mädchen das gleiche, denn plötzlich hielt sie inne und lauschte. Es klopfte wieder;

sie seufzte und sagte: »*Entrez.*« Farkas stellte sich vor, wie sie mitten im Zimmer stand, zwischen dem Fußende des Bettes und dem Waschtisch, und zur Tür sah, als sie aufging.

»*Bon soir*, Tony«, sagte eine Stimme.

»*Bon soir*, Don Innocenzo«, erwiderte sie. Er kam pfeifend ins Zimmer. Dann hörte Farkas, wie seine Hand ihre wohl nackte Schulter packte. Ein paar leise Laute waren zu hören; eine zupackende Hand, aneinander gepreßte Körper, das Rascheln von seidener Unterwäsche. Dann sagte sie abrupt und voller Bitterkeit: »Die Nacht ist wunderbar.«

DIE MORGANS

Das Paar mittleren Alters, Mr. und Mrs. Morgan, war fröhlich; sie waren praktisch die einzigen fröhlichen und gesunden Leute im Paradiso. Sie gingen umher mit freundlicher, interessierter Gelassenheit, bewunderten die Sonnenuntergänge, die Limonenbäume oder den Steingarten neben dem Brunnen mit den kleinen *Zwergen*, die zwischen Rosen und Jasmin idiotisch grinsten. Farkas bemerkte das Paar zum ersten Mal einige Zeit nach seiner Ankunft. Die Frau, eine kleine, grauhaarige Dame mit Brille, schlechtsitzendem Gebiß und breiten, unansehnlichen Strohhüten, lächelte ihn eines Tages an und sagte ziemlich laut auf englisch: »Herrlicher Morgen!« Das klang seltsam, da Don Innocenzo und die Deutschen nicht weit waren, aber Farkas gefiel es, und er erwiderte: »Wirklich herrlich!« - »Sie sind immer wieder schön«, fuhr sie mit echtem Engagement fort, nickte und ging davon. Der Mann lächelte weniger; er trug ausgebeulte Flanellhosen, die viel zu hoch gezogen waren und seine dicken, braunen Wollsocken freigaben. Er hatte ein sehr klares Gesicht: rosa und frisch, deutliche Konturen, als hätte er ein unsichtbares Vergrößerungsglas vor dem Gesicht. Auch er trug einen Strohhut, der etwas lädiert und zerdrückt war, ohne den er nie ausging. Die Pfeife

baumelte mit beinahe tendenziöser Hartnäckigkeit zwischen seinen Zähnen, als wäre sie der Union Jack.

Ihre Anwesenheit war ganz offensichtlich ein Problem für San Fernando. Die beiden spürten es, gingen aber darüber hinweg. Nicht sie hatten das Problem. Sie kamen etwa ein dutzendmal täglich an den Deutschen vorbei. Der Major wurde rot, der Flieger glotzte oder sah weg, Tropf blinzelte noch verwunderter als sonst. Aber Mr. und Mrs. Morgan lächelten sie einfach an mit demselben freundlichen, aber völlig unverbindlichen Lächeln, das sie Ugo oder den Sonnenuntergängen schenkten. Sie waren hängengeblieben, als Italien den Krieg erklärte, und hätten interniert werden sollen, aber Don Innocenzo schien sich irgendwie in der Rolle des galanten Feindes zu gefallen und überzeugte die vorgesetzte Behörde, sie mit zwangswissem Aufenthalt davonkommen zu lassen. Sie durften San Fernando nicht verlassen und mußten sich regelmäßig auf der Polizeiwache melden. Sie gingen jeden Sonntag in die Kirche, zur Freude von Pater Giuseppe, der einmal in einer Rede, in der er die Dorfbewohner wegen ihrer kärglichen Besuche rügte, eine verschleierte Bemerkung über die ›frommen Mitchristen aus dem Norden‹ machte.

Eines Morgens sprach der Mann Farkas auf dem Korso an. Das Paar beobachtete die Schwärme kleiner Fische, die endlos im seichten Wasser umherkreisten. »Viele Fische«, sagte der Mann. »Ja«, antwortete Farkas. Mr. Morgan tippte an seine Hutkrempe, lächelte ihn an und ging davon. An einem anderen Tag, kurz vor dem Mittagessen, saß Farkas auf dem Korso, als das Paar herankam und sich auf die benachbarte Bank setzte. Sie strickte etwas Blaues ; er rauchte seine Pfeife, den Hut tief über die Augen gezogen. Dann bemerkte er Farkas, nickte, wartete und sagte: »Guten Abend.« »Guten Abend«, sagte Farkas. Dann war wieder eine Pause, und er hörte sie etwas flüstern.

Nach einer Weile sagte Mr. Morgan: »Entschuldigen Sie« und hustete. »Sie schreiben Theaterstücke?« Seine Frau stieß ihn an.

Farkas lächelte. »Ja.«

Der Mann wartete und fuhr dann fort: »Wir haben einen Neffen, der auch Stücke schreibt, Dick Morgan. Sie haben nicht zufällig von ihm gehört?«

»Nein, leider nicht«, sagte Farkas.

»Naja, er ist auch nicht sehr bekannt als Stückeschreiber«, sinnierte der Mann laut. »Eines seiner Stücke wurde in Manchester aufgeführt. Wie hieß es noch, Gladys?«

Die Frau beugte sich vor, strahlte und ließ ihr Strickzeug in den Schoß fallen. »*The Silent Watch* hieß es. Und es war nicht in Manchester, es war in Leeds.«

»Da hast du recht, Gladys«, sagte der Mann. »Leeds. Wir haben es nie gesehen. Dick ist jetzt in der Armee.« Er machte eine Pause.

Farkas fand Gefallen an ihnen; ihm war nach Plaudern zumute. »Wie gefällt es Ihnen hier?«

»Ach, es ist ganz nett«, antwortete sie, und beide sagten gleichzeitig: »Nun ja« und lachten liebenswürdig; der Mann wiederholte: »Ach, es ist eigentlich ganz nett. Man war sehr anständig zu uns. Nur das Essen wird allmählich etwas eintönig.«

»Sehr eintönig«, sagte Farkas.

»Und manchmal ist es zu heiß«, fuhr Mr. Morgan fort; er sah über das Wasser und schob seinen Hut zurück.

»Sehr heiß«, pflichtete Farkas bei.

Am selben Abend saß Farkas wie gewöhnlich mit Don Teofilo und Doktor Schmidt auf der Terrasse, als Don Innocenzo wieder einmal betrunken ankam. Als er sich setzte, ließ er etwas Asche in Don Teofilos Tee fallen. Das englische Paar kam Arm in Arm ein paar Minuten später langsam heran. Er trug ein dunkles Jackett, seinen alten Strohhut und rauchte seine Pfeife. Sie trug einen Pullover und hatte ihren Strickbeutel bei sich. Als sie vorbeikamen, lächelten sie Farkas zu; der Mann tippte an seinen Hut. Sie setzten sich ein paar Tische weiter und bestellten Tee.

Don Innocenzo war an diesem Abend sehr schlecht gelaunt, trieb allen möglichen schlechten Schabernack und Don Teofilo zur Verzweiflung; der rief öfter als sonst nach der Schwester, wollte seine Tabletten, eine zweite Decke oder die Abendzeitung. Don Innocenzo

sah die Schlagzeilen und wurde todtraurig und böse. »Mein schönes Sizilien«, fing er an, ballte die Fäuste, hieb auf den Tisch, wandte sich plötzlich an die Morgans und brüllte: »Ihr habt mein schönes Sizilien zerstört!«

Mr. Morgan sah auf und sagte: »Wie bitte?« - vielleicht hörte er schlecht und hatte nicht mitbekommen, was Don Innocenzo gesagt hatte.

»Ihr zerstört, zerstört, zerstört!« Don Innocenzo wurde immer wütender. »Ihr tötet die Zierde unserer Männlichkeit, brennt unsere schönen weißen Städte ab!«

Morgan sah zu seiner Frau, zündete dann seine Pfeife an, schüttelte den Kopf und sagte freundlich: »Das tut mir leid.«

»Leid, leid, leid!« brüllte Don Innocenzo und drehte sich ganz zu ihnen um.

»Hören Sie auf!« sagte Don Teofilo, machte es aber nur noch schlimmer.

»Von wegen!« schrie Don Innocenzo. »Ihr tötet die Zierde, die Männlichkeit, Sizilien!«

»Ich töte niemanden«, bemerkte Mr. Morgan geduldig und fragte seine Frau, ob sie Milch in ihren Tee wolle.

Nach einer kleinen Pause knurrte Don Innocenzo, sprang auf und lief hinüber zu ihrem Tisch. »Doch, das tun Sie!« brüllte er.

Die Musik brach ab, und Farkas sah Ugo mit besorgter Miene heranschlurfen; Don Innocenzo beugte sich vor und schlug dem Engländer mit den gespreizten Fingern quer über das Gesicht. Morgan fiel die Pfeife aus dem Mund; er bückte sich langsam, um sie aufzuheben. Wo ihn Don Innocenzo geschlagen hatte, bildete sich ein Fleck, der immer dunkler wurde. Als er sich nach der Pfeife bückte, versuchte Don Innocenzo, ihm auf die Hand zu treten, war aber nicht schnell genug. Der Engländer hob die Pfeife auf, steckte sie in seine Tasche und sagte zu seiner Frau: »Komm, meine Liebe«; als sie aufstanden, sagte er zu Don Innocenzo: »Bastard!«, und zwar mit solchem Nachdruck, daß dieser beiseite trat und sie, als stimmte er dem zu, gehenließ. Sie gingen ohne Eile davon; die Hose des Mannes

war wieder viel zu hoch gezogen und gab seine Socken frei; sie trug entschlossen ihren kleinen Strickbeutel.

DIE FRÖHLICHEN BURSCHEN VON RAVENNA

Der Flüchtling von der Strafinsel war ein Sohn San Fernandos, ein gewisser Leonardo di Bocca, allgemein bekannt als der Bruder von Giacobbe. Don Innocenzos nebulöse Andeutungen über ihn ließen Farkas ziemlich kalt; der kleine Faschist prahlte mit dem Mann, als wäre er eine Trophäe, die er gewonnen hatte. »Ich warte auf ihn«, wiederholte Don Innocenzo finster immer wieder, als wollte er Farkas davon überzeugen, daß San Fernando, wenn auch nicht so schön wie sein wunderschönes Sizilien und noch dazu fernab von jedem Schlachtfeld, dennoch einige lokale Anregung biete.

»Alle erinnern sich an Leonardo«, erklärte Ugo. »Manche mit Haß, andere mit Stolz. Er wurde am Fuße des Abteihügels geboren, bei der von den Fischern sogenannten Sauwettterecke, weil alle Stürme von dort kommen. Sein Vater war der Dorfapotheke, recht betucht, habe ich gehört, und Atheist. Leonardo und sein älterer Bruder Giacobbe, der noch immer im alten Haus auf dem Hügel wohnt, waren des öfteren die Ruhestörer der Gemeinde. ›Das war zu erwarten‹, bemerkte Don Teofilo nach Leonards Festnahme. Er hatte gute Gründe für diese Bemerkung, denn Leonardo hatte eines Abends Don Teofilos Lieblingskatze, eine Siamesin, in Brand gesetzt. Jedenfalls waren es wilde Burschen. Einmal pieksten sie Löcher in alle Präservative ihres Vaters, was der Gemeinde eine beträchtliche Verlegenheit und eine merkliche Zunahme der Geburtenrate bescherte. Sie wurden, als sie ein Porträt der Jungfrau mit dem von Charlie Chaplin austauschten, von der Schule in Ravenna geworfen. Das alles stand nach Leonards Festnahme in der Zeitung. Beide Jungen besuchten die Universität von Mailand. Giacobbe kam als erster zurück, dann Leonardo, der versuchte, wie erzählt wurde, eine kommunistische Zelle im Dorf zu etablieren. Er kam nicht sehr weit

damit. Pater Giuseppe - damals ein aufstrebender junger Priester - und Don Teofilo, die beiden größten Landbesitzer, ließen ihn verbannen. Er wurde auf die Lipari-Inseln geschickt. Das war vor acht Jahren. Jetzt ist er geflüchtet.

Sein Bruder Giacobbe wurde geduldet, weil die Behörden das Dorf nicht zu sehr aufbringen wollten: Die Jungs waren beliebt bei Bauern und Fischern. Jedenfalls schien Giacobbe harmlos, lungerte nur so herum. Hier unten auf dem Dorfplatz hat er keine Freunde, und die anderen Landbesitzer (auch ihm gehören noch ein paar Äcker und Weinberge) meiden ihn wie die Pest. Luigi, der Koch, trifft ihn von Zeit zu Zeit, und natürlich suchen ihn einige der Dorfbewohner auf, um sich juristischen Rat^c zu holen. Niemand weiß, was er den ganzen Tag treibt: sein Weinberg ist ziemlich vernachlässigt. Man sagt, er hätte viele Bücher. Er hat sich nie eine Frau genommen; man sieht ihn im Dorf oder in Signora Pinas Etablissement auf der Abteistraße. Er ist ein seltsamer Kauz.«

»Ähm, ja«, sagte Farkas und bat Ugo um eine weitere Portion Butter.

In dieser Woche, dieser langsamten Woche in San Fernando, bevor Dinge und Menschen sich so plötzlich veränderten und wie eine Flutwelle Gewalt über sie kam, war das Wetter endlich schön geworden. Die Schatten der Bäume waren schwarz und klar gezeichnet, und die Sonne hatte einen weißlichen, strahlenden Glanz, und doch war es nie zu heiß. Jeden Morgen ging eine frische Brise, die erst nach dem Mittagessen einschlief, wenn Farkas - wie alle anderen wahrscheinlich - sich im halbdunklen Raum hinter den grünen Jalousien hinlegte, das kühle, saubere Laken unter seinem nackten Körper spürte, eine letzte Zigarre rauchte, bevor er beim Summen von Fliegen und Bienen und beim Seufzen der Bäume im Wind einschlief. Farkas ging jeden Vormittag zum Badehaus, wo er sich meistens auf eine Holzbank im Schatten setzte, direkt hinter Don Teofilos breiten Leib, der jetzt tief bronzenfarben war wie ein großer brauner Fleck vor Meer und Himmel. Don Teofilo hatte eine Sonnenbrille mit grünen Gläsern auf und trug eine komische weiße Mütze; sein nackter, dominierender Leib hatte große Speckwülste, die über seine dünnen Beinchen hingen. Farkas mußte sich zu ihm setzen, denn Don Teofilo suchte seine Gesellschaft und hatte seine Spione auf

ihn angesetzt: sobald Farkas das Badehaus betrat, rief Don Teofilos klagende Stimme: »Farkas! Farkas!«, und es gab kein Entrinnen. Einmal, als Farkas in einem der Gänge, die um das Gebäude herumführten, eine Dusche nahm, trottete ihm Alfieri nach: »Signor Farkas, Seine Exzellenz wartet auf Sie.« Es gab kein Entrinnen.

Entweder redeten sie eine Weile, oder Don Teofilo las eines seiner hoffnungslos schlechten Gedichte vor, die, im Kontrast zu seinem garstigen, häßlichen Leib *fin-de-siècle-Anmut* und den Duft von Flieder verströmten. Wenn es Farkas langweilig wurde, kletterte er vorsichtig über die wacklige Holztreppe ins Wasser, schwamm langsam etwa eine halbe Stunde zu einem der Flöße - allerdings nur, wenn der fette Deutsche nicht darauf lag -, schwamm dann zurück, rubbelte sich ab und kehrte zum Mittagessen ins Hotel zurück. Wenn er das Badehaus verließ, traf er unweigerlich auf Doktor Schmidt, meistens auf der langen Holzbrücke; Schmidt, der im Sanatorium harte Arbeit tat, sah angestrengt und verschwitzt aus. »Wie geht es Ihnen heute?« fragte er dann in seiner tonlosen, schlaftrigen Stimme. »Sehr gut«, antwortete Farkas. »Fein«, sagte Schmidt dann düster, als hätte er schlechte Nachrichten erfahren; dann ging Farkas weiter.

Vor dem Essen ging Farkas für gewöhnlich langsam den Korso entlang, dann hinauf zu Signora Pinas Behausung, ehemals ein zweifelhaftes Etablissement, ein *Semi-bordello*, wo sich früher einige der Bauernburschen, Fischer und Kellner nachts versammelt hatten, um billigen Rotwein, serviert von Pinas stämmiger Kellnerin, zu trinken. Der Krieg machte dem ein Ende: Die meisten Mädchen wurden einberufen oder gingen in die Stadt, um aus dem weltweiten Aufschwung der Prostitution Kapital zu schlagen; nur Pina blieb zurück, weil sie zu alt war. Jetzt war es nur noch ein Café. Dort pflegte Farkas auf einen Apéritif vorbeizuschauen - meistens vor dem Mittagessen und manchmal auch nachts, wenn er die Gesellschaft im Paradiso nicht ertragen konnte. Er saß allein, schaute hinaus auf das hohe Schilf, das, direkt vor der Terrasse emporwachsend, einen Holzsteg säumte, der etwa fünfzig Meter ins Meer hineinragte. Früher konnte man ein Ruderboot mit einer der stämmigen Kellnerinnen mieten, die nicht nur ruderten und sangen, sondern auch überraschende erotische Kunststücke vollführten. Aber auch die Boote wurden ›eingezogen‹ und von der Parteifischerei direkt hinter dem

Abteihügel genutzt. Nach dem Mittagessen hielt Farkas im halbdunklen Zimmer Siesta, gelegentlich gestört von Tony, der unglücklichen Nachbarin, die viel weinte, herumhantierte oder, unglücklich, mit Don Innocenzo schlief. Um vier Uhr stand er auf, duschte und ging hinunter, um seinen Eiskaffee zu trinken, der dank Ugo beinahe wie vor dem Krieg schmeckte, *à la Vienna*. Um diese Zeit war der Salon ziemlich leer bis auf Enrico, der vor sich hindöste, oder den fetten Flieger, der vom Tennisspielen oder von der Kirche zurückkam. Natürlich waren auch die Morgans anwesend, tranken feierlich, hartnäckig und heroisch ihren Tee, unterstützt von Ugo, der, wie alle internationalen Kellner, anglophil war. Sie kamen ein paar Minuten vor vier aus ihrem Zimmer, und sie fragte ihren Mann in einer lieblichen, aufgeregten Stimme, als machte sie einen außergewöhnlichen und vielleicht ungehörigen Vorschlag: »Wie wäre es mit Tee?« Woraufhin er mit bedächtiger Begeisterung antwortete: »Eine vorzügliche Idee, Gladys.« Dann servierte Ugo den Tee, nie ganz korrekt, denn er vergaß entweder das Sieb oder die Schale für die Teeblätter. Sie schlürften ihren Tee und knabberten ihren Toast, sprachen laut auf englisch, schepperten fröhlich mit Tassen und Löffeln in der Hoffnung, wie Parkas annahm, daß die Deutschen oder Don Innocenzo hereinkommen würden, um sie für ihr demonstratives Verhalten festzunehmen. Immer, wenn Fritti vorbeitrippelte, hielten sie ihn an. »Eine Tasse Tee?« fragte Mrs. Morgan dann mit lieblicher Stimme; der Hoteldirektor sah sich um, errötete und sagte fest: »Nein, vielen Dank.« Nach zwei Jahren mit den Morgans wußte er nicht, ob er sie mit freundlicher Verachtung oder vorsichtigem Respekt behandeln solle. »Loyalitätskonflikt«, erklärte er Farkas. »Das Dilemma zwischen Patriotismus und Nachkriegswirtschaft.« Mr. Morgan fragte ihn immer, was für Neuigkeiten es gebe, meistens mit lauter, fröhlicher Stimme. »Ist Neapel eingenommen?« - »Nein, bestimmt nicht«, antwortete Fritti und ging schnell davon.

Obwohl die Personen im Paradiso Farkas nicht interessierten, vielleicht mit Ausnahme von Tony, die er jetzt regelmäßig grüßte, bildete das Hotel einen unmittelbaren Hintergrund. Ein- oder zweimal, wenn er vage daran dachte, die Arbeit wiederaufzunehmen, wendete er jede Person in seinem Kopf, verkostete sie, inspizierte sie von allen Seiten: würde sie tragen? Natürlich konnte er nicht ahnen, daß bald

die Dinge in Bewegung geraten und sich das Hauptaugenmerk auf andere Ereignisse und Menschen konzentrieren würde.

In der dritten Woche wurde ihm bewußt, daß er beobachtet wurde. An einem Samstagmorgen, als er auf der Terrasse des Paradiso frühstückte, sich besonders wohl und zufrieden fühlte, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Kaffee, dem *Giornale d'Italia* und Tonys Fenster teilte und beschloß, dem Geschäft von Signor Foa einen Besuch abzustatten, um sich Rasiercreme zu kaufen, spürte er einen Blick in seinem Nacken. Farkas war in solchen Dingen fast so sensibel wie eine Frau; nach einer Weile drehte er sich um, gerade rechtzeitig, um die schnelle Bewegung aufzufangen, mit der ein Mann, der vier oder fünf Tische entfernt saß, eine Zeitung vor sein Gesicht riß. Offenbar hatte er Farkas beobachtet, reichlich ungeschickt und dilettantisch. Farkas lächelte in sich hinein und dachte, daß es sich wahrscheinlich um die *Ovra della pasta asciutta* handele, die Spaghetti-Gestapo, wie die lokale Geheimpolizei mit Spitznamen hieß. Als er ins Hotel zurückkehrte, ging er absichtlich an dem Mann vorbei, der tat, als sei er in seine Zeitung vertieft. Farkas sah einen Moment einen pechschwarzen Haarschopf mit attraktivem Grau an den Seiten. Als er sein Zimmer betrat, um seine Badehose zu holen, fiel ihm der Mann wieder ein; er sah ihn, aus dem Fenster blickend, am Tisch sitzen und rauchen. Der Mann hob den Kopf; ihre Blicke trafen sich kurz, dann sah der Mann schnell weg und rief nach dem Kellner.

Farkas hatte ihn, als er ihn am nächsten Tag auf dem Korso sah, schon fast vergessen. Er hatte seine meditative halbe Stunde am Meer, rauchte in Ruhe, den Strohhut über die Augen gezogen, um den grellen Sonnenstrahlen, die vom sanften Meer zurückgeworfen wurden, zu entgehen. Er war beinahe eingedöst, als er in der Ferne langsame Schritte vernahm. Zuerst beachtete er sie nicht, aber da es keinen anderen Laut als das schwache Rascheln der Bäume gab, drängten sich die näherkommenden Schritte seiner Aufmerksamkeit auf. Es waren die ruhigen, knirschenden Schritte eines müßig, ziellos Dahinschlendernden. Als Farkas den Kopf wandte, sah er etwa 100 Meter entfernt eine weiße Gestalt. Er erkannte sie sofort, den weißen Leinenanzug und das pechschwarze Haar. Das Gesicht konnte er kaum erkennen, aber der Gang fiel ihm auf, etwas plattfüßig und

weich, mit nach auswärts gerichteten Füßen; der Körper schaukelte leicht von einer Seite zur anderen: es war ein jugendlicher, ein Stadtbummelgang, locker, ohne Wichtigtuerei. Da ist er wieder, dachte Farkas und wandte sich dem Meer zu in Gedanken an die beiden Geheimdienstler, die ihn vor ein paar Jahren in Rom beschattet hatten, ihm praktisch überallhin gefolgt waren, selbst ins Kino, wo sie ihm so auf die Pelle rückten, daß er sich beim Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten beschwerte.

Der Mann im weißen Leinenanzug ging langsam an Farkas' Bank vorbei. Er blieb weder stehen noch verlangsamte er den Schritt, sondern ging bis zum Ende des Korsos, wo der Yachtclub lag; dann kam er langsam zurück. Farkas lauschte belustigt den Schritten, versuchte, Stimmung und Temperament des Mannes zu erraten. Als die Schritte sich wieder der Bank näherten, wurden sie zögernder; schließlich machten sie halt, gingen zurück und machten wieder halt: Der Mann setzte sich auf eine der Bänke hinter Farkas' Rücken. Es gab jetzt keinen Laut als das Rascheln der Bäume und entfernt das leise Plätschern einiger Ruderboote vor dem Yachtclub. Farkas dachte daran, wie er und Daniel als Kinder *>Sherlock Holmes<* gespielt hatten. Sie stellten sich an eine verkehrsreiche Straßenecke, zählten die Passanten ab und folgten dem zwölften, wo immer er oder sie hinging. Einmal mußten sie fünf Kilometer gehen, während Daniel erklärte, daß ihr Opfer womöglich Jack the Ripper oder der verkleidete Hund von Baskerville sei. Schließlich drehte sich der Verfolgte um und verpaßte ihnen, Beschimpfungen ausstoßend, Ohrfeigen, woraufhin Daniel ihn trat. Dann beschlossen sie, sich etwas zu verfremden : Daniel schlug ein leichtes Hinken vor. Sie folgten einer fetten, alten Frau mit Markttasche hinüber nach Buda, bis Daniel einen Krampf bekam und sie zurückbleiben mußten.

Der Mann im weißen Anzug wartete nicht, daß Farkas den ersten Schritt tat. Er saß etwa eine halbe Stunde da, während Farkas über etwas Amüsanter und gleichzeitig Bedrohliches nachdachte, womit er die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich ziehen könne. Aber bevor ihm etwas einfiel, hörte er, wie der Mann aufstand und langsam in Richtung Dorfplatz davonging. Erst nach zwei Tagen sah Farkas ihn wieder, diesmal im Badehaus. Farkas las, in ein Badetuch gehüllt, im Schatten, und war, da Don Teofilo fern war, guter Dinge, als er den

Mann wiedersah: Er stand mit seiner kleinen schwarzen Badehose in der gegenüberliegenden Ecke, neben dem Sprungbrett, mit gekreuzten Armen an einer Kabinetür lehnend. Er versuchte, sich natürlich zu verhalten, beobachtete Farkas unauffällig, rückte aber allmählich immer näher, setzte sich schließlich ein paar Meter von Farkas entfernt nieder, las in einer Zeitung und warf Farkas dann und wann einen Blick zu. Später, als Farkas sich zu seiner Mittagsdusche aufmachte, ging er entschlossen an dem Mann vorbei, der aufsah und lächelte. Zum ersten Mal sah Farkas sein Gesicht aus größerer Nähe. Es war ein hübsches, wenn auch erschöpftes Gesicht, mit breiter, faltenreicher Stirn und wunderschönen dunklen Augen. Seine Nase war klein; als er lächelte, sah Farkas, daß seine Zähne Lücken hatten. Sein dichtes Brusthaar war schon etwas grau.

Farkas lächelte nicht zurück, sondern verzog verärgert das Gesicht, denn der Mann sollte wissen, daß er sich nicht gern verfolgen ließ. Später, als er ins Paradiso zurückging, kam ihm der Mann nicht nach, aber am Nachmittag war er in diskreter Entfernung wieder auf dem Korso, und abends saß er auf der Terrasse, während Farkas seine nächtlichen Drinks mit Don Teofilo und Schmidt zu sich nahm. Er dachte daran, sich bei den beiden nach dem Mann zu erkundigen, wartete dann aber doch, bis sie gegangen waren und er mit Ugo sprechen konnte.

»Wer ist der Polizeispitzel?« fragte er, als Ugo ihm eine weitere Karaffe Wein brachte.

Die Terrasse war leer. Die Kapelle spielte noch; die Geige des Mädchens schickte dünne, sentimentale Wellen über den Platz.

»Welcher?« fragte Ugo, beugte sich hinunter, um Farkas' Flüstern zu verstehen, und wedelte dabei mit einer schmutzigen Serviette über das Tischtuch.

»Der im weißen Anzug.«

Ugo drehte sich um und beugte sich dann wieder zu ihm hinunter.

»Das ist kein Polizeispitzel«, sagte er. »Das ist Giacobbe, Giacobbe di Bocca.«

»Und wieso folgt er mir überallhin?« fragte Farkas.

»Soll ich ihn fragen?«

»Nein, schon gut.« Farkas entließ ihn.

Ugo verschwand durch die Schwingtür in die Küche. Die Terrasse war jetzt leer bis auf Farkas und den Mann im weißen Anzug: Ersaß, den Ellbogen auf der Lehne seines Korbstuhls ruhend, und rauchte nachdenklich. Aber Farkas wußte, er wartete nur auf eine Gelegenheit, um in ein paar Minuten aufzustehen, verlegen an seinen Tisch zu kommen, sich zu verbeugen und zu sagen, Entschuldigen Sie, sind Sie nicht der berühmte Stückeschreiber Stefan Farkas? - oder etwas in der Art. Der Mann interessierte ihn nicht, auch sein unglücklicher Bruder nicht. Aber er langweilte sich und wollte noch nicht hinaufgehen. Er hätte ganz gern mit jemandem gesprochen, der zuhören konnte. Don Teofilo und der Doktor waren ihm heute auf die Nerven gegangen. Der fette Gnom hatte einen schmutzigen Witz nach dem anderen erzählt, die aus seinem Mund besonders widerwärtig klangen, als hätte er sie alle persönlich erlebt. Der Doktor war noch schläfriger gewesen als sonst. Seine Lider waren immer wieder zugefallen, und er hatte kaum zugehört, als Farkas, um Don Teofilos pornographiche Ausbrüche abzuwürgen, eine feinsinnige Anekdoten aus dem siebzehnten Jahrhundert erzählt hatte.

Der Mann im weißen Anzug stand auf und kam, wie Farkas erwartet hatte, langsam in seine Richtung, noch immer zögernd, aber offenbar entschlossen, mit ihm zu sprechen. Farkas blickte, um ihn nicht zu ermutigen, nicht auf, sah aber aus dem Augenwinkel, daß er sich näherte, und spürte seine Verlegenheit. Der Mann machte unmittelbar neben ihm halt und räusperte sich.

»Entschuldigen Sie«, sagte er. Seine Stimme war sehr tief und klang viel älter, als er aussah.

»Schon gut«, sagte Farkas. »Ich weiß Bescheid. Setzen Sie sich.«

Er blickte auf. Der Mann lächelte unsicher, aber auch erfreut. Er sah gut aus im Dämmerlicht, obwohl sein Anzug zerknittert und fleckig war. Er setzte sich.

»Sie folgen mir seit Tagen«, sagte Farkas streng. »Ich mag es nicht, wenn man mir folgt.«

»Es tut mir leid«, sagte der Mann. »Mein Name ist Giacobbe di Bocca...«

»Ich weiß«, sagte Farkas. »Und Sie haben einen Bruder, der auf der Flucht ist. Ich kannte Trotzky in Wien, ich konnte weder seinen Akzent leiden noch wie er Schach spielte, und ich hege für Kommunisten dasselbe Mißtrauen wie für Jesuiten.«

Der Mann nickte, weder verbüfft noch beeindruckt. Er sagte nachdenklich »Ha«, als sinne er über ein kompliziertes Problem nach. »Sie haben von meinem Bruder gehört?«

»Ja«, erwiderte Farkas. »Sie wollen vermutlich, daß ich ihm oder Ihnen helfe?«

»Nein«, sagte der Mann fast geistesabwesend. Er hatte sensible Hände mit langen, femininen Fingern. »Nein, vielen Dank. Es tut mir leid, wenn ich Sie belästigt habe. Das wollte ich wirklich nicht. Aber als ich hörte, daß Sie hier sind, wurde mir plötzlich klar, daß es Jahre her ist, daß ich eine intelligente Unterhaltung geführt habe. Viele Jahre«, fügte er traurig hinzu.

Eine kleine Pause. Farkas war ein bißchen enttäuscht. Di Bocca schien nicht der schüchterne, beeindruckbare Jüngling zu sein, den er erwartet hatte. Er saß ganz locker da.

»Ich wollte Sie gern kennenlernen«, fuhr er ohne Begeisterung, aber ernsthaft fort. »Als Kollegen.«

Farkas räusperte sich ironisch.

»Als Kollegen?« fragte er, nahm sein Monokel ab und polierte es mit seinem seidenen Taschentuch. »Ah, ein Schriftsteller.«

Der Mann lächelte. »Nein, nicht ganz«, sagte er. »Ein Leser. Sozusagen mit einem großen L. Ich lese.« Er beugte sich ernst vor. »Meinen Sie nicht auch, daß es zwischen Autor und Publikum, zwischen Schriftsteller und Leser eine Auseinandersetzung und Zusammenarbeit geben sollte? Ich meine, es ist fast so schwierig, intelligent zu lesen wie intelligent zu schreiben. Ja«, fügte er nachdenklich hinzu, und Farkas wußte nicht, war er ernst oder ironisch, »mein Stil hat sich in letzter Zeit sehr gut entwickelt.«

»Gratuliere«, sagte Farkas und beschloß, es als Scherz zu nehmen. »Lesen Sie irgendwas Gutes?«

»O ja«, sagte Giacobbe di Bocca mit plötzlicher Bescheidenheit.

»Aber Sie schreiben auch?« fragte Farkas.

»Nun ja«, sagte der Mann wieder etwas schüchtern.

»Kommen Sie, nicht so bescheiden«, sagte Farkas. »Sie erinnern mich an den jungen Dichter, der mit seinem Roman zu meinem Verleger ging. Der fragte ihn, wovon er handle; der junge Mann errötete, drückste und räusperte sich. ›Kommen Sie‹, sagte mein alter Freund, ›was maßen Sie sich Bescheidenheit an? Nur ganz Große können sich Bescheidenheit leisten.‹«

Di Bocca lachte; seine unregelmäßigen Zähne waren zu sehen.

»Ich bin nicht eigentlich Schriftsteller«, sagte er. »Es gehört nur zu meinem Leben. Früher, vor langer Zeit, habe ich mal sehr schlechte Gedichte geschrieben, später politisches Zeug. Einmal auch über Sie.«

»Über mich?« fragte Farkas. »Sie müssen meine Stücke gehaßt haben.«

»Ich bin keiner, der haßt«, sagte der Mann mit Nachdruck. »Nein, es war ein ziemlich weitschweifiger Essay mit dem Titel ›Der Humor des Kapitalismus‹. Das ist lange her«, fügte er hinzu. »Und natürlich nie veröffentlicht worden.«

»Macht nichts«, sagte Farkas. »Viele haben in diesem Ton über mich geschrieben. Es hätte die Leute gelangweilt. Die, die meine Stücke sehen, lesen keine puerilen Essays, und die, die welche lesen, sehen meine Stücke nicht. Was stand drin? Daß ich der typische Verfälscher des Lebens, der oberflächliche Scherzbald der bürgerlichen Klasse bin?«

»Ja«, gab di Bocca zu. »Stört es Sie?«

»Aber nicht doch«, sagte Farkas. »Ich nehme das, was ich schreibe, nicht ernst.«

»Ha«, sinnierte der Mann wieder, eine irritierende Angewohnheit. Aber seine tiefe, volltönende Stimme zog Farkas an: ein erschöpftes Fagott, zurückgelassen in einem leeren Konzertsaal.

»Haben Sie sonst noch was geschrieben?« erkundigte sich Farkas gönnerhaft.

»Oja«, sagte Giacobbe. »Mehrere Essays. Seit fünf Jahren arbeite ich an einem. In San Fernando ist nicht viel los, und reisen darf ich nicht.«

»Wovon handelt er?«

»Interpunktions«, sagte der Mann; das Wort klang wie der Titel einer Heldenballade. »Sie werden sich auskennen mit dem Thema. Was halten Sie von Semikolons?«

»Ich mißtraue ihnen«, sagte Farkas. »Sie bedeuten, daß der Autor zu feige oder zu ignorant war, einen Satz zu Ende zu bringen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, sagte di Bocca. »Der Punkt mit seiner Endgültigkeit ist häufig irreführend. Denken Sie nur an all das, was in einem einzigen Satz nicht gesagt werden kann - was hinter der Unendlichkeit eines Punktes lauert. Das Semikolon ist bescheidener, es schenkt einem eine Pause. Der Doppelpunkt dagegen ist zu offensichtlich, finden Sie nicht? Zu offensichtlich, zu unsubtil. Wie ein Kind, das mit dem Finger zeigt. Die drei Auslassungspunkte hasse ich«, fügte er heftig hinzu. »Sie sind vulgär, wie die Stimme eines Mannes, die obszön flüsternd verklingt. Und außerdem wichtigerisch, weil sie geltend machen, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die der Autor kennt, aber, überlegen wie er ist, nicht mitteilen will. Ich meine, können Sie sich vorstellen, daß Dante, Homer oder Goethe ihre Sätze nicht zu Ende schreiben? Bestimmt nicht. Es ist maniert und bourgeois. Aber der wahre Schurke ist das Ausrufezeichen. Der Titel meines Essays ist nämlich ›Das Ausrufezeichen: ein Symbol des Faschismus.‹ Folgen Sie mir?«

Farkas ärgerte sich über die letzte Bemerkung, aber die tiefe Stimme faszinierte ihn.

»Ich denke schon«, antwortete er sarkastisch.

»Wenn ich Kulturminister wäre, würde ich es liquidieren«, fuhr di Bocca fort. »Gnadenlos liquidieren, aus allen Proklamationen, Mahnungen, Manifesten streichen. Es infiziert den Menschen mit falschem Pathos und schwülstigen Sentimenten. Denken Sie an d'Annunzio und die vielen Radioreden und Leitartikel unserer Zeit. Wissen Sie, warum die Angelsachsen diesen Krieg gewinnen werden? Weil sie auf das Ausrufezeichen verzichten. Es hat natürlich phallischen Ursprung. Es strahlt das Id ab, das Amok gelaufen ist.«

»Sehr interessant«, sagte Farkas.

Der Mann wechselte plötzlich den Ton, wurde zum höflichen Außenstehenden und eifrigen Bewunderer. »Arbeiten Sie gerade an irgend etwas?«

Die Frage quälte Farkas; er wußte nicht, warum.

»Ja«, log er.

»Ach wirklich?« fragte di Bocca beinahe aufgereggt. Er beugte sich vor und fixierte Farkas' Gesicht. »Und was soll es werden?«

»Ein Theaterstück.« Am liebsten wäre Farkas gegangen.

»Eine Dreiecksgeschichte?«

»Ja«, entgegnete Farkas aggressiv. »Aber ich muß jetzt gehen.«

»Ach wirklich, schon?« fragte di Bocca enttäuscht.

»Ja, unbedingt.« Farkas täuschte ein Gähnen vor. »Tja«, sagte er, »man sieht sich.« Er zwang sich zu einem arroganten Tonfall. »Sie müssen mir mehr über Ihre Arbeit erzählen.«

»Ja, Signor Farkas«, sagte der Mann respektvoll und stand auf.

Farkas ging in sein Zimmer hinauf. Nachdem er sich ausgezogen hatte, trat er ans Fenster und sah hinunter. Die Terrasse war dunkel, die Kellner waren nach Hause gegangen, aber di Bocca saß noch da, mit glimmender Zigarette. Farkas ärgerte sich immer noch.

In den nächsten paar Tagen sah er Giacobbe di Bocca nicht. Am ersten Tag dachte er nicht an ihn, aber abends, als er auf die Terrasse kam, ertappte er sich, daß er sich nach ihm umsah. Umsonst. Farkas war seltsam enttäuscht. Später fragte er Don Teofilo beiläufig: »Was ist mit dem Flüchtlings?«

Der fette Mann zuckte die Achseln. »Der wird sich einfinden. Don Innocenzo sagt, er weiß nicht, wohin, und man jagt ihn im ganzen Land.«

»Kennen Sie seinen Bruder?« fragte Farkas.

Don Teofilos Gesicht wurde zu einer Imitation Jahwes. »Ein Schuft«, sagte er. »Ein Faulpelz. Ein Bolschewik.«

Am nächsten Tag, als Farkas zum Badehaus ging, sah er sich ein- oder zweimal um, ob man ihm folgte. Und im Badehaus blickte er immer wieder vom Lesen auf; die ganze Zeit wußte er, daß er auf Giacobbe wartete, und dieses Wissen irritierte ihn. Am dritten Tag war er wütend wie eine vernachlässigte Ehefrau und fragte Ugo, ob er di Bocca gesehen habe. Ugo verneinte. Farkas machte einen langen Spaziergang auf der Abteistraße, schäumte und dachte sich kleine

Dialoge mit sich selbst und einem imaginären Giacobbe aus. In dieser Nacht hatte er einen Traum. Giacobbe und er saßen in einem Kinderwagen auf dem Korso und spielten Schach. Eine große, fette Frau mit wackelnden Hüften kam vorbei; Giacobbe beugte sich lüstern über ihn. »Weißt du, wer das war? Das war Signorina Kapitalismus.« Farkas wurde rot und sagte: »Ach ja.« Giacobbes Gesicht war groß und rot. »Ich wette, du weißt nicht, was das bedeutet, Stefan.« - »O doch«, versuchte er den anderen abzuwehren. »Wir nennen es nur anders; wir nennen es *walda*.« Aber Giacobbe lachte, stand auf und urinierte wie das Brüsseler Manneken-Pis.

Am vierten Tag ging Farkas wie immer auf seinen Apéritif in Madame Pinas Café. Gleich beim Eintreten bemerkte er di Bocca, der mit dem Rücken zur Tür saß. Farkas zögerte, setzte sich dann an einen anderen Tisch und bestellte laut seinen Drink.

Di Bocca drehte sich sofort um. »Signor Farkas!« sagte er und stand auf. »Darf ich mich zu Ihnen setzen, oder erwarten Sie jemanden?«

»Nein«, sagte Farkas. »Sie dürfen sich setzen, wenn Sie versprechen, nicht zu viel zu reden.«

Di Bocca lachte. Er war unrasiert an diesem Vormittag; sein Gesicht war zerknautscht, als hätte jemand darauf geschlafen. Seine Stimme war noch viel heiserer als neulich. Madame Pina brachte Farkas seinen Drink und warf ihm einen neugierigen Blick zu, als sie di Bocca bei ihm sitzen sah.

»Sie haben einen miesen Ruf an diesem Ort«, sagte Farkas. »Ich sollte nicht mit Ihnen zusammensitzen.«

Giacobbe errötete.

»Ich kann ja gehen«, sagte er.

»Seien Sie nicht albern«, mahnte Farkas onkelhaft. »Sie sollten erwachsen werden.«

»Ich bin erwachsen«, entgegnete der Mann. »In manchen Dingen wenigstens. Ich meine, was Politik und Literatur angeht. Und sexuell auch, glaube ich. Nächstes Jahr werde ich neununddreißig.«

»Milchbart«, sagte Farkas. »Waren Sie mal verheiratet?«

»Nein«, sagte di Bocca. »Warum? Sie schreiben doch immer wieder, daß die Frauen untreu sind.«

»Genau. Die Ehe macht den Mann erwachsen«, sagte Farkas. »Man kann über Frauen gar nicht genug wissen. Sie sind gefährlich; man muß den richtigen Moment erwischen, um sie zu ertappen. Wenn man mit ihnen verheiratet ist, verraten sie sich ständig.«

Sie tranken noch einen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte Farkas leichthin. »Aber vielleicht komme ich nach dem Abendessen noch mal vorbei.«

»Wunderbar!« rief di Bocca begeistert. »Dann können wir weitersprechen.«

Am selben Abend saß di Bocca wieder im Café, nahe am Ufer; Farkas ging direkt zu ihm. Sie tranken Rotwein.

»Na, was macht die Welt?« Di Bocca war in nachdenklicher Stimmung. Schwarze Bartstoppeln bedeckten sein Kinn. »Insbesondere, was machen Ihre Freunde im Paradiso?«

»Es geht ihnen gut«, sagte Farkas und putzte sein Monokel. »Für Sie sind sie natürlich Symbole des verhaßten Systems. Schade, daß sie keine Zylinder tragen, dicke Zigarren rauchen und arme, wunderbare Arbeiter in den Hintern treten.«

»Aber das tun sie doch«, sagte di Bocca. Er trank schnell, in großen Schlucken. Seine Stimme war sehr tief. »Yachtmützen statt Zylinder, und Don Teofilo ist als Symbol fett genug, oder? Aber natürlich finden Sie sie nett.«

»Nein«, sagte Farkas. »Wer ist das schon. Sind Arbeiter nett?«

»Das wohl nicht«, sagte di Bocca. »Der Unterschied ist der, daß sie es nicht vorgeben und es auch nicht sein wollen. Jedenfalls nicht die echten.« Er holte eine verblichene Aluminiumdose aus der Tasche, öffnete sie und fischte einen kleinen Stumpen heraus. »Sagen Sie, Signor Farkas, ich würde zu gern wissen, was Ihre augenblickliche Zielsetzung ist?«

»In Ruhe diese Karaffe Rotwein auszutrinken.«

»Das ist alles?«

»Ja. Sehen Sie, junger Mann«, fuhr er gönnerhaft fort, »der Haken an Zielsetzungen ist, daß sie erfüllt werden.«

»Das ist eine Platitude«, sagte di Bocca und zündete seinen Stumpen an.

»Platituden sind nun mal wahr«, sagte Farkas. »Die beste Politik ist die Ehrlichkeit, die vor den harten Fakten nicht die Augen verschließt. Diejenigen, die früh aufstehen, können Millionäre werden.«

»Unsinn«, widersprach di Bocca. »Ich kenne Dutzende von ehrlichen Frühaufstehern, die in der Gosse oder im Gefängnis gelandet sind. Aber um auf das zurückzukommen, was Sie über Zielsetzungen sagen. Sie können sich doch nicht ernsthaft damit zufriedengeben, Wein zu trinken, Zigarren zu rauchen oder spazierenzugehen? Sie haben jeden Erfolg der Welt - einen Haufen Geld, Ruhm und wahrscheinlich schöne, blonde Geliebte.«

»Ja«, bestätigte Farkas. »Und Sie wollen mir einreden, daß es nicht genug ist, nicht genug sein darf.«

»Genau.«

»Quatsch«, sagte Farkas. »Ich war bislang einigermaßen glücklich damit. Heute will ich mir Schmerzen, Ärger und Vulgarität vom Leib halten. Ich weiß, Ihre Vorstellungen sind anderer Art, aber da ich bezweifle, daß Ihr Geschmack besser ist als meiner, bleibe ich lieber bei meinem. Schließlich wollt ihr auch nichts anderes als einen Batzen Geld und schöne Frauen. Mir ist die Vorstellung von Arbeitern, Mechanikern, Bauern und Ladenbesitzern, die mein Leben verwalten, zuwider. Das ist nichts als ein Mythos. Zudem haben Reiche, Adlige und Erzbischöfe für gewöhnlich den besseren Geschmack.«

»Ja«, sagte di Bocca. »Hitler vergöttert Blumen und Wagner. Mögen Sie die Gäste des Paradiso wirklich?«

»Einige sind ganz amüsant, und keiner will mir wirklich ans Leder. Die Morgans zum Beispiel sind liebe Leute und das kleine Flüchtlingsmädchen auch. Kennen Sie sie?« fragte er schnell.

»Ich habe sie spielen hören«, sagte di Bocca, »das hat mir gereicht. Aber, Signor Farkas« - er trank noch einen Schluck Wein - , »diese Leute sind nur Korken, die auf der Oberfläche tanzen, ohne Wurzeln und voller Unkenntnis über die Strömungen unter ihnen. Wie bei Eisbergen liegt der größte Teil *unter* dem Paradiso, die Küche und Dienstbotenräume mit dem kleinen Chef Luigi, einem nachdenklichen, traurigen Mann, und Filomena mit ihren schönen Brüsten und ihrem runzligen Gesicht, und Tasso, der Küchenhilfe, der seit dem 15. August 1917, als eine Granate neben ihm explodierte,

kein Auge mehr zugetan hat. Was wissen Sie von denen? Davon hat Ihnen Ugo nichts erzählt; Ugo, der servile Blutsauger, ist ein Snob wie alle guten Diener. Und die anderen: der alte Stefano, der Jahr für Jahr die schweren Kastenkoffer hinaufträgt und nicht mehr geradestehen kann, und Alfonso, der Konditor, der so schön singen und lachen kann. Und jenseits davon das Dorf, das Sie noch nie besucht haben.«

»Dörfer interessieren mich nicht.«

Giacobbe nahm einen Schluck. Ein roter Tropfen lief ihm am Kinn hinunter, auf seinen weißen Kragen. Er wischte ihn ab.

»Ich weiß, ich weiß. Ich habe einige Ihrer Stücke gesehen und andere gelesen. Sie interessieren sich für Ehebruch und derlei Scherze, über die die Menschen lachen, als hätte man sie mit einem Strohhalm gekitzelt. Wie dem auch sei, ich bin der letzte, der Sie deshalb verurteilen würde. Entschuldigen Sie bitte, aber Sie sind wie Ugo ein Blutsauger, der diejenigen bedient, die glauben, sie können sich die Großzügigkeit leisten, daß sich jemand über sie lustig macht. Aber das war einmal. Vielleicht ist Ihnen der Wandel gar nicht bewußt.«

»Doch, und er gefällt mir nicht«, sagte Farkas.

»Versteht sich. Gefallen soll er Ihnen auch nicht, interessieren sollen Sie sich dafür. Ich habe Sie neulich angelogen. Ich brauche sehr wohl Ihre Hilfe, aber ich kriege sie nicht. Ich gehe davon aus, daß Sie von mit Metall gefüllten Bomben, die man von allen Richtungen auf Sie wirft, oder jungen, zerfetzten Körpern nichts halten. Ich bitte Sie, San Fernando unter diesem Aspekt zu betrachten.«

»Ich bin nicht nach San Fernando gekommen, um es zu betrachten, sondern um mich auszuruhen«, erwiederte Farkas.

Inzwischen waren sie angetrunken, dort auf Madame Pinas Steinterrasse am Meer. Es war ein Abend, der sich später düster hervorheben und das Ende der ersten langsamten Tage andeuten sollte; das Ende mehrerer anderer Dinge auch. Auf dem schmutzigen, von Rotwein und Asche besudelten Tischtuch standen zwei Weinkaraffen. Giacobbe blies beim Sprechen Rauch heraus, der seine Worte begleitete, sie einhüllte und hoch hinaufschickte. Sein Gesicht war müde, die einzelnen Züge etwas ausgeprägter als sonst, in Disharmonie zueinander, als hätte die kleine Nase etwas gegen die

dunklen Augen oder die ausdrucksstarken Lippen. Seine Stimme war heiser; manchmal flüsterte er und räusperte sich.

»Mein Hals«, krächzte er entschuldigend, »sehen Sie es mir nach. Zu viel geredet und geraucht. Ich weiß, daß Sie hier sind, um sich auszuruhen«, fuhr er fort. »Genauer gesagt, um zu entkommen. Aber kann man das? Als guter Europäer? Hier gibt es zwar weder Bomben noch Schmerzen, noch Gefahren, aber den Gestank von Leichen hat man schon in der Nase. Sie können nicht entkommen; nur der Mond ist neutral, heißt es; und der Krieg rückt näher. Geographisch sind Sie schon jetzt eingeschränkt. Bald könnte er Sie einholen. Dann wird Ihnen nichts übrigbleiben, als Partei zu ergreifen: heute abend, nächsten Monat, nächstes Jahr; es ist unausweichlich. Und dann wird sich der Krieg zur Tragödie auswachsen; man wird Sie nicht um Erlaubnis fragen. Die Barrikaden sind errichtet. Inzwischen bitte ich Sie um Ihre Hilfe, nicht um einen Gefallen, nicht um das Übliche. Ich will versuchen, Ihr Interesse, Ihr Verständnis zu wecken.

Mein Bruder Leonardo ist geflohen, wie Sie wissen. Die Polizei erwartet ihn, die Polizei, der Staat, die Armee und die Marine. Und ich. Alle, die ihn erwarten, wissen, daß er außer mir keine Freunde hat. Seine alten Genossen sind tot oder leben im Exil. Er war acht Jahre auf der Insel. Er war nie sehr stark, war ständig krank. Er hat acht Jahre von fettigem Spülwasser, pappigem Brot und einem gelegentlichen Eßpaket gelebt, das ich ihm schicken durfte. Jedenfalls ist er jetzt auf freiem Fuß ein gebrochener Mensch, da bin ich mir sicher. Ich weiß nicht, wie er es geschafft hat. Er war weder sehr stark noch schlau. Aber irgendwo da draußen ist er, in der Nacht, und wenn er nicht ein Riesenglück hat, wird man ihn schnappen, bevor er sich hierher durchgeschlagen hat. Auch Don Innocenzo wartet auf ihn. Der kleine Pfau will Ruhm und Aufstieg. Und ich warte und brauche Ihre Hilfe.

Sehen Sie, Signor Farkas«, fuhr Giacobbe fort, die Stimme so rauh wie Schmirgelpapier, »mich einfach auf Ihre *Freundlichkeit oder Ihr Verständnis* verlassen könnte ich nicht. Ich mißtraue Sentimenten. Dazu ist jeder fähig. Selbst Don Innocenzo liebt Katzen oder Huren, und Don Teofilo, die böse Kröte, verehrt Bienen. Zuneigung oder Sympathie sind nicht genug. Sie müssen überzeugt sein, daß Leonardo und ich und, nebenbei bemerkt, San Fernando im Recht sind. Nur

wenn Sie davon überzeugt sind, kann ich Ihnen trauen, weil Sie dann zu logischen und objektiven Schlüssen kommen.«

»Ich werde tun, was ich kann«, unterbrach Farkas ihn und griff nach seinem Glas. »Auch wenn es herzlich wenig sein wird. Aber bitte verlangen Sie kein Interesse von mir. Natürlich hat Ihr unglücklicher Bruder meine Sympathie, aber erwarten Sie keine Sympathie für Ihre politischen Ansichten. Politik ist wie...«

»Keine Aphorismen, bitte.« Giacobbe di Boccas Stimme knarrte wie eine sich langsam öffnende Tür. »Ich weiß, daß Sie sich nicht für Politik interessieren, worunter Sie eine Reihe von aufgeblasenen Staatsbeamten verstehen, die sich brüsten, bereichern oder ermüdende Dekrete erlassen, deren Nichtbeachtung Sie sich leisten können. Sie sind überall der distinguierte Fremde: eine angenehme Rolle, die Sie erhaben macht über die Einheimischen; die anderen Menschen sind für Sie nun mal Einheimische, habe ich recht?«

Meine Politik ist anders. Sie befaßt sich mit dem Brot des Fischers, den Geschlechtskrankheiten der Tagelöhner, mit kranken Kinderlungen, der steigenden Krebsrate bei Alten. Mit der Tiefe, auf deren Oberfläche Sie und das Paradiso nur herumtanzen. Ich sagte bereits, daß ich einiges von Ihnen gelesen habe und entnehme dem, daß Sie das Leben in erster Linie als Episode betrachten und die Geschichte als zufällige Aneinanderreihung fragwürdiger Anekdoten. Zwei Herren streiten sich um eine Frau. Das finden Sie wesentlich und zeitlos und legen damit nahe, daß diese Dinge vielleicht die einzigen konstanten Elemente in der Geschichte der Menschheit sind. Sehen Sie doch ein, daß Ihre Ansichten hoffnungslos veraltet sind.«

»Das weiß ich, aber ich beabsichtige nicht, vorzupreschen«, antwortete Farkas.

»Aber genau das will ich von Ihnen«, sagte Giacobbe. »Heute abend noch.« Er trank mehr Wein. »In San Fernando kann es jeden Moment losgehen. Natürlich nur in kleinem Maßstab, aber Sie sind hier ein prominenter Beobachter, und das könnte uns Beachtung verleihen. Ich werde traurig, wenn ich an Ihre perfekt aneinander gereihten Sätze denke, wie Perlen. Nein, wachen Sie auf. *Sie* müssen erwachsen werden, Signor Farkas.«

»Mein lieber Junge«, sagte Farkas mit überlegenem Lächeln, »ich bin zu alt, um mir das leisten zu können. Jedenfalls glaube ich, daß es besser ist, zu beschreiben, wie ein Mann ein Mädchen verführt, als die Massenversammlung auf einem Fabrikgelände oder die Nöte Ihrer Dorfbewohner darzustellen.«

»Ah«, rief Giacobbe aus und reckte eine Hand in die verqualmte Luft, »jetzt kommen Sie auf den Punkt, wenn auch auf falschem Wege. Offenbar halten Sie sich für einen Schriftsteller, der über die Erde wandert und nach literarischen Sujets Ausschau hält, während er das Leben wie ein wirres Schauspiel betrachtet, in das nur er allein Ordnung bringen kann. Auch diese Arroganz wird sich verabschieden müssen. Das Universum ist kein Modell, das man stundenweise mieten, ausziehen und begaffen kann.«

»Unsinn«, sagte Farkas und nahm sein Monokel ab. »Das Universum ist hier« - er tippte sich an die Stirn -, »es gehört mir, und ich kann damit machen, was ich will.«

Giacobbe lachte verächtlich. »*Ecco* ein Idealist! Sie werden Ihre Überraschung in Ihrem kleinen Elfenbeinturm noch erleben. Sie existieren, Signor Farkas, nicht, weil Sie denken, sondern weil Sie arbeiten, und Sie sind, was Sie träumen.«

»Ich träume nie«, sagte Farkas und lehnte sich zurück. »Ich meide die Arbeit, so gut es geht.«

Giacobbes Stimme wurde wieder rauh.

»Freut mich, daß Sie so frivol damit umgehen. Ein ernster Gegner wäre mir gar nicht recht. Es zeigt, nebenbei bemerkt, daß Ihr Wolkenkuckucksheim bestenfalls ein *chambre séparée* mit rotem Plüscht, ein paar halbnackten Nuttchen und schwindsüchtigen Aristokraten ist. Nicht viel, um das es sich lohnte zu kämpfen. Sie werden entgegnen, daß Sie ohnehin nicht dafür kämpfen würden: Sie wollen nichts als einen bequemen Fensterplatz, von dem aus Sie die Welt verspotten können. Aber selbst die Satire dankt ab. Tatsächlich war alle gute Literatur destruktiv. Swift, Rabelais und Voltaire haben uns geholfen, den Müll zu beseitigen, aber jetzt ist das Großreinemachen fast erledigt; selbst meine achtzigjährige Großmutter glaubt nicht mehr an die Heilige Dreifaltigkeit oder die Unumstößlichkeit des Privateigentums. Was wir jetzt brauchen, ist

eine positive Einstellung, einen neuen Dante, einen neuen Milton, keinen Zynismus.«

»Und Bethlehem nach Moskau verlegen und den Stern rot färben?«

»Der ist schon früher verlegt worden«, antwortete Giacobbe trocken, »nach Byzanz und Rom, sogar nach Avignon. Aber geographische Spitzfindigkeiten interessieren nicht. Was wir jetzt brauchen, ist eine Gemeinschaft,

deren Moral von materiellem Überfluß und einem furchtlosen Geist gestärkt wird, der uns dabei helfen wird, die alten Lügen über Bord zu werfen.«

»B-r-r-r!« Farkas erschauerte. »Jetzt machen Sie mir wirklich angst. Ihre gutgenährten, wohlkonditionierten und psychoanalysierten Parteimitglieder - bleiben Sie mir vom Leib damit! Wie unglücklich werden sie ohne ihre dummen kleinen Konflikte sein!«

»Signor Farkas, Sie erinnern mich an Professor Battista von einer Nervenklinik bei Mailand. Ein wunderbarer Mann, Sie sollten ihn kennenlernen; bestimmt würden Sie sich glänzend verstehen. Er hat an die fünfhundert garantiert echte Verrückte in seiner Institution. Einige seiner Fälle sind weltberühmt. Einer seiner Patienten behauptet, sein Schädel und sein Hintern hätten den Platz getauscht; er rasiert letzteren und reagiert sensibel, wenn der erstere, den er mit einem Schleier bedeckt, angesprochen wird. Dann gibt es einen, der sich für ein Fahrrad hält und ständig kleine Kreise dreht, dazu viele andere, noch faszinierendere Fälle. Der Professor sagte einmal, nachdem er mich herumgeführt hatte: Junger Mann, wäre es nicht schrecklich, wenn sie alle zu sich kämen? Wie unglücklich und gelangweilt würden sie sich fühlen. Das ist auch Ihre Einstellung.«

Farkas schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Einstellung, junger Mann. Wie Sie sagten, bin ich frivol. Es ist aussichtslos, mich konvertieren zu wollen. Weil es nichts gibt, von dem ich konvertieren könnte. Mich interessiert nur eins: ein paar Menschen wieder zum Lächeln zu bringen.«

»Moment, bitte.« Giacobbe drückte seinen Stumpen in einem leeren Weinglas aus. »Vergessen Sie nicht, daß Ihr Publikum sich verändert hat. Die bessere Gesellschaft ist, Gott sei Dank, zum größten Teil verschwunden und verschwindet weiter. Bald wird es eine andere Art

Publikum geben, das Sie wahrscheinlich verachten, aber es wird die Sperrsitze und Ränge füllen, begierig auf Antworten.«

»Tut mir leid«, sagte Farkas. »Die kenne ich auch nicht. Und selbst wenn, würde ich sie nicht gern niederschreiben.«

»Ich weiß nicht«, sagte Giacobbe nachdenklich. »Vielleicht werden in San Fernando noch ein paar Dinge geschehen, die Sie doch interessieren. Die kann man auf verschiedene Weise niederschreiben. Nehmen Sie zum Beispiel die Liebesgeschichte von Tony, der Geigerin, und Don Innocenzo: das hilflose Flüchtlingsmädchen, das vom Polizeichef zum Beischlaf gezwungen wird und dem es inzwischen nichts mehr ausmacht. Oder wie wäre es mit Don Teofilo und der Krankenschwester? Sie haßt ihn mit einem almodischen Haß, der heutzutage selten ist. Oder vielleicht«, sagte er vorsichtig, »können Sie eines Tages über Leonardo schreiben, Leonardo, gebrochen, zahnlos, irgendwo dort draußen in der Nacht, vielleicht auf dem Weg nach San Fernando, wo wir alle auf ihn warten. Zugegeben, er ist kein Held, nicht Ihre Art von Held, meine ich. Er ist - oder besser gesagt, er war - größer als ich, hatte eine schöne weiße Stirn und einen dicken Schopf rötlichbrauner Haare. Die Mädchen in Mailand mochten ihn; er weckte ihre besseren Instinkte. Sie besuchten ihn, wenn er krank war, brachten ihm Blumen und tätschelten ihn. Ich kann mir nicht vorstellen, wie er heute aussieht; nicht toll, fürchte ich. Aber selbst bei ihm gibt es den Hauch einer Liebesgeschichte, Signor Farkas, also verzweifeln Sie nicht.

Sie kennen Doktor Schmidts ältere Tochter, das bäuerische, hochnäsige Mädchen, das herumgeht, als litte die ganze Welt an einer Magenverstimmung oder Blinddarmentzündung, die nur ihr Vater heilen kann? Nun, sie und Leonardo waren in seinem letzten Sommer befreundet. Sie muß etwa siebzehn gewesen sein, noch nicht so eingebildet wie heute; eines Abends kam sie in unser Haus. Ich weiß nicht, was geschah; Leonardo war diskret, und bald hatten wir andere Dinge zu besprechen. Aber an dem Abend, als sie kam, hörte ich Leonardo lachen und das Licht ausknipsen; ich erinnere mich noch an die Milde des Windes. Keine große Liebesgeschichte, zugegeben; falls er je zurückkommt, ist sie auch nicht mehr aufzuwärmen; sie ist mit dem Neffen des Bürgermeisters verlobt.

Ja, dieser letzte Sommer.« Giacobbes Stimme kam wie ein kläglich quakender Frosch aus der Tiefe eines Brunnens. »Leonardo war gerade aus Mailand zurückgekommen - es war Juni. Jeden Tag ging er ins Dorf und sprach zu den Arbeitern und Steinebrechern und half ihnen, so gut er konnte. Unser Dorf ist nicht sehr groß. Es hat etwa achtzig Häuser, in denen achthundert Menschen leben. Vierzig sind in den Krieg gezogen, der Rest, dazu sechzig Prozent der Frauen, arbeitet für die Abtei. Ein Viertel der Menschen hier sind Analphabeten, mehr als ein Viertel haben Tuberkulose, viele sind geschlechtskrank. Dreißig Prozent der Kinder sterben vor Vollendung des ersten Lebensjahres; dazu kommen rund fünfzehn Abtreibungen im Jahr. Nur zwei Bauern gehören die Weinberge, die sie bewirtschaften, fünfzehn Bauern haben ihre Weinberge von der Abtei gepachtet, die restlichen sind Tagelöhner. Sie verdienen an einem Tag soviel, wie in Amerika eine Streichholzschachtel kostet. Sie sterben zwischen vierzig und fünfzig. Leonardo hat seine Zeit in Mailand nicht vergeudet. Auch ist er mit einem gewissen Maß an revolutionärer Logik gesegnet. Deshalb wurde er wegen eines ›Komplotts gegen die Staatssicherheit am 8. August 1935 festgenommen.

An jenem Vormittag brachten sie uns nach Ravenna. Gegen mich hatten sie nichts vorzubringen, wollten ›nur auf Nummer Sicher gehen‹. Der Tag war sehr heiß. Leonardo trug seinen neuen Leinenanzug, und seine Stirn glänzte in der grellen Sonne. Wir fuhren mit dem Zug, in einem reservierten Dritte-Klasse-Abteil, begleitet von vier Geheimpolizisten. Sie wollten Aufsehen vermeiden. Die Feriensaison war in vollem Gang. Während wir abfuhren, kam ein neuer Zug an, gerammelt voll mit Vätern, Familien, Kinderwagen und Gepäck, eine lärmende, schwitzende Menge. Ich sehe noch die Bahnhofsplakate vor mir, als wir einstiegen: KOMMT NACH SAN FERNANDO. Und Antonio, der Bahnhofsvorsteher, war dort, aufgezäumt wie immer, als wäre er gerade von der Bühne gestiegen. Es war sehr heiß im Zug; alle schwitzten. Die Polizisten waren ziemlich jung, bis auf einen, der schielte und an seinen Fingernägeln kaute, sie dann betrachtete und weiterkaute. Ich wollte herauskriegen, was sie vorhatten, aber sie sprachen nicht mit uns. Leonardo saß zwischen zwei Beamten in der Mitte der Bank; ich mußte stehen, weil der Schieler die Schuhe ausgezogen und sich hingelegt hatte. Ich sehe

noch seine Socken, sie waren keksfarben mit schwarzen Schweißflecken; sein großer Zeh lugte aus einem Loch und stand hoch wie ein einsamer, dicker Mann.

Wir kamen spät an, obwohl die glorreiche faschistische Revolution für einen geregelten Zugverkehr hätte sorgen sollen. Man brachte uns ins Kriminalamt, wo wir auf einen höheren Beamten warten mußten. Wir saßen auf einer Bank in einem langen, kahlen Gang; überall hingen Porträts vom Duce. Er starnte uns wie ein Hypnotiseur auf der Dorfkirmes von allen Seiten an. Die vier Kriminalbeamten spielten eine Art Backgammon; ihre Hüte hatten sie in den Nacken geschoben, die Zigaretten hingen zwischen ihren Lippen. Es war ein wunderschöner Tag; wir rochen den Duft von Rosen aus einem Garten, und jetzt, da die Mittagssonne vorbei war, war die Sonne freundlich warm. Wir hatten keine Angst mehr. Wir warteten etwa eine Stunde.

Dann traf der höhere Beamte ein, ein kleiner Mann mit lebhaftem Gesicht; nach einiger Zeit brachte man uns in sein Zimmer. Er saß hinter einem einfachen Schreibtisch und bemühte sich, wie das Porträt an der Wand auszusehen. Er war nicht böse; er schaute immer wieder in ein Dossier, sah zu uns auf und runzelte die Stirn; meistens runzelte er sie so bewußt und absichtlich, als wäre das Stirnrunzeln sein eigentlicher Job. Dann stellte er uns Fragen, wartete die Antworten aber gar nicht ab, fragte weiter, als wollte er sich versichern, daß Stirnrunzeln nicht genug sei. Schließlich kamen vier neue Männer herein, laut und gut gelaunt, lachten rauh und tauschten rüde Sprüche mit dem Beamten. Sie trugen schwarze Uniformen und musterten uns etwas zu intensiv und zu freundlich. Sie schlügen uns sogar auf die Schultern, und einer von ihnen rief fröhlich: »Na so was, die Bocca-Brüder, die Bocca-Brüder, ho-ho!« Sie waren bester Stimmung, diese Burschen, die Burschen von Ravenna. Zwei von ihnen hatten einen dunklen Teint, Pockennarben, schmutzige Schuhe und Revolver in den Gürteln. Einer, Francesco genannt, hatte ein sehr scharfgeschnittenes Gesicht, voller Ecken und Kanten, öliges Haar und ausgeprägte Wangenknochen. Seine dunkle Haut war straff gespannt. Der zweite war der fröhlichste von allen, ein kleiner, rundlicher Mann mit blitzenden weißen Zähnen. Er lachte in einem fort und zeigte seine Zähne, als wären sie Fotografien; er riß immerzu

Witze, und später dann sang er. Der dritte hieß Saporito, glaube ich, eine Schwuchtel mit schönen blauen Augen und sehr langen Wimpern. An den vierten erinnere ich mich nicht.

Wie fröhlich sie waren, diese Burschen von Ravenna! Sie brachten uns nach unten, lachten und rissen Witze ; als ich fragte, was mit uns geschehen werde, brachen sie in Gelächter aus. Sie lachten jeder anders. Francesco dröhnte tief wie Falstaff, im Kontrast zu seinem mageren, scharfgeschnittenen Gesicht. Weißzahn glückste, als wäre vor einiger Zeit etwas Kitzliges passiert, an das er sich gerade erinnerte. Saporito kicherte, schloß mit zitternden Lidern seine großen blauen Augen. Auch der vierte lachte. Als wir die Wendeltreppe in einen Keller hinuntergingen, fing Weißzahn an, ein altes venezianisches Lied zu singen, nicht sehr laut und auch nicht sehr gut. Eher vor sich hin, vergnügt und voller Erwartung, wie ein Bursche auf dem Weg zu seinem Mädel. Er sang:

*Oh! pescator dell' onda
Findelin,
Vieni a pescar in qua!
Colla bella sua barca
Colla bella se ne va,
Findelin! lin! la!*

Und noch einmal:

*Colla bella sua barca,
Colla bella se ne va,
Findelin! li, la!*

Die anderen stimmten ein, und schon sangen sie im Chor *Findelin, li, la!* - nicht sehr gut, manchmal falsch. Ihre Fröhlichkeit war ziemlich ansteckend, und bald stimmten Leonardo und ich in den Gesang ein, erstaunte, aber frohe Blicke wechselnd. Ich sehe noch, wie Leonardo meinen Blick einfing und zwinkerte, gerade als wir am Fuße der langen Treppe ankamen, und wie Weißzahn eine Eisentür öffnete,

beiseite trat und mit einer Verbeugung vor uns sagte: ›Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein‹, und dann das dumme Lied weitersang:

*Herein, herein, herein,
Colla bella sua barca
Colla bella se ne va,
Findelin, herein!*

Es war ein großer, weißgetünchter Kellerraum, der am anderen Ende überraschenderweise große französische Fenster hatte, die in einen Hintergarten hinausgingen. Wahrscheinlich war von dort der Rosenduft gekommen - denn das erste, was ich bemerkte, waren die durch das Fenster schimmernden Rosen. Die Sonne warf streifige Schatten auf den Betonfußboden. Der Raum war leer außer einem Zahnarztstuhl am Fenster und einem Glasschränkchen mit Instrumenten.

*Colla bella sua barca
Colla bella se ne va,
Tra-la-la, lin,la!*

Weißenzahn sang, während er Leonardo zum Stuhl führte und ihn mit schelmischer Höflichkeit einlud, sich zu setzen. Leonardo war nicht mehr ganz so lustig und sah immer wieder vom Glasschrank zu mir, aber ein Rest der Lustigkeit, der tröstlichen Gewißheit, daß nichts Schlimmes geschehen würde, blieb auf seinem Gesicht und vermischt sich mit einer neuen Furcht. Denn jetzt stieg die Angst in ihm hoch. Auch ich begann das Vertrauen in diese fröhlichen Burschen von Ravenna zu verlieren; die Sonne, die Rosen und die summenden Fliegen, alles so ungemein lebendig und beruhigend, bildeten allmählich einen obszönen Kontrast. Sie stellten mich Leonardo gegenüber neben das Fenster; Weißenzahn und der vierte Mann, an den ich mich nicht genau erinnere, gingen zum Stuhl und scherzten, während sie Leonards Füße und Hände fesselten. Saporito und Francesco standen neben mir, die Hände an ihren Revolvern.

Weißenzahn ging zum Glasschrank, öffnete ihn mit einem Klicken und hantierte mit den Instrumenten; sie machten kalte, metallische Geräusche. Der vierte Mann fragte Leonardo höflich, ob er sein Jackett ausziehen wolle. »So ein schönes Jackett«, rief er aus, wobei er über das Revers strich. »Schön, schön *findelin!*« Weißenzahn sang geistesabwesend vor sich hin, während er Instrumente suchte, »tra-la-la, schön, schön, schön.«

Als ich dort am Fenster in der Sonne stand, tat sich in mir eine große Stille auf. Die Bedeutung des Moments wurde mir bewußt; ich sah das Muttermal an Weißenzahns Kinn und Schweißperlen auf Leonards Stirn und den Knoten seiner Schuhbänder; ich hörte die metallischen Geräusche der Instrumente und Francescos Atem, und es war, als hätten die Sonne und die Zeit alles in winzige Teilchen aufgesplittet, die alle abseits standen und warteten. Aber am deutlichsten sah ich Leonards Augen. Er blickte sich nicht mehr um, als hätte er sich in sein Schicksal gefügt. Er sah nur mich an, energisch, eindringlich; er wollte meine Augen nicht loslassen; wann immer ich den Blick abwandte, Weißenzahn ansah, der zurückkam und den Bohrer ansetzte, oder die Fliegen draußen im Garten, mußte ich mit den Augen zu Leonardo zurückkehren; darin lag der Vorwurf, daß ich ihn verlassen hatte.

»Also dann«, sagte Weißenzahn, »mach deinen hübschen Mund auf, Leonardo, mein Sohn.«

Leonardo sah mich an, aber ich konnte ihm nicht helfen. »Aufmachen«, sagte Weißenzahn, den Bohrer in der Hand. »Sei ein braver Junge.« Leonardo biß den Kiefer zusammen, sah mich noch immer an. »Aufmachen«, sagte Weißenzahn. Seine rechte Hand bewegte sich hinauf zu Leonards Gesicht; über seinen Handrücken lief eine Fliege; Leonardo sah sie auch und schielte nach ihr. Dann preßten Weißenzahns schlanke Finger fachmännisch Leonards Kiefer zusammen, und sein Mund ging mit einem leise knackenden Geräusch auf wie eine Muschel.

Ich hörte, wie Saporito sein Gewicht auf den anderen Fuß verlagerte - Leonards Augen waren wieder in meinen -, und ich hörte, wie der Bohrer anfing zu surren: Ich sah, wie das kleine, rotierende Ende einen von Leonards Vorderzähnen berührte. Zuerst surrte es gleichmäßig, z-z-z-z-z; Weißenzahn summte zu seinem Rhythmus und

sang *findelin, lin-la*. Dann wurde das Geräusch tiefer und härter; der Bohrer rutschte ab und erfaßte den Rand des Zahns. Leonardo sah mich noch immer an. Seine Zunge wand sich wie eine kurze, dicke Schlange. Das Surren wurde böser und rauher: Der Bohrer war jetzt schon ziemlich weit in den Zahn gedrungen, und Weißzahn sang noch immer. Ich weiß nicht, wie lange wir dort standen. Die anderen waren auch still. Francesco zündete sich eine Zigarette an und rauchte feucht schmatzend. Weißzahn bohrte weiter, seine dunkle Hand warf einen unnachgiebigen Schatten auf Leonardos Kinn. Einmal stöhnte Leonardo, und das erste dünne Blutrinnsal sickerte langsam über Kinn und Hals auf seinen Kragen. ›Er hätte sein Jackett ausziehen sollen‹, sagte der vierte Mann ruhig: Er stand auf Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Weißzahn trat beiseite und stieß Leonardos Kopf zurück; Leonardo schrie jetzt einen langanhaltenden zuckenden Schrei und versuchte, sich zu wehren.

Als Weißzahn die Wurzel traf, hielt er für ein, zwei Sekunden inne. Auch das Surren hörte auf, und Francesco atmete aus; die Stille war jäh und überdeutlich. Aber dann machte er weiter, das Surren ging wieder los; er bohrte direkt durch das Zahnfleisch in den Kiefer; der Bohrer ratterte, und als ich ›Aufhören!‹ rief, zog mir Saporito seinen Revolver über; ich verlor das Gleichgewicht und wäre beinahe gestürzt. Von Leonardo war kein Laut mehr zu hören, er atmete gleichmäßig; sein Kopf wurde wieder hochgehoben, er sah mich weiter unverwandt an, dann wurde ihm zum ersten Mal schlecht; sein Mund war voller Erbrochenem. Aber Weißzahn machte weiter, und als es ihm nicht gelang, durch den Kiefer zu bohren, bohrte er eben seitwärts, direkt durch den benachbarten Zahn.

Dann sah ich wieder hinaus in den Hintergarten. Die Sonne verlor an Glanz, ein Wind erhab sich; der Abend war nicht mehr weit. Die vollen Rosen schwankten im Wind. Ich nahm den Blick nicht von diesen Rosen, während das Surren die ganze Zeit weiterging und Weißzahn sang, *colla bella sua barca, colla bella se ne va, findelin, lin, la*. Als ich mich endlich wieder umdrehte, warteten Leonardos Augen vorwurfsvoll auf meine; zum ersten Mal war er wirklich verletzt.«

DER FLÜCHTLING

Am nächsten Nachmittag ging Farkas in den Hügeln hinter dem Dorf spazieren, stapfte langsam durch die Weinstöcke bergan. Es war ein satter, süß duftender Tag, nicht besonders heiß, aber träge, mit nur wenigen Geräuschen: dem Stapfen von Schritten, wo die Bauern arbeiteten, und dem entfernten Keuchen eines Zuges. Gegen fünf Uhr wechselte der Wind die Richtung, und die Süße der Weinstöcke wurde vom salzigen Atem des Meeres berührt. Farkas wanderte zu dem kleinen Tal mit dem Bach, setzte sich unter einen Baum und betrachtete das dunkelgrüne Land, das sich bis hinunter zum Meer erstreckte. Er spürte die Wärme des Grases und seines Körpers. So saß er länger als eine halbe Stunde, lüftete seinen Geist, ließ nichts hinein als unmittelbare Beobachtungen. Die Wolke, dachte er, meine heruntergerutschte Socke, dachte er, die Zigarre, dachte er und sonst kaum etwas, fühlte sich leicht und jugendlich, überwältigt von der leichtsinnigen, geheimnisvollen Hochstimmung, die nur physisches Wohlbehagen bietet. Es fühlte sich gut an, am Gras zu zupfen, das Gewicht zu verlagern und in das weiche Moos zurückzusinken, sich auszustrecken und allein zu sein unter dem unkomplizierten Himmel.

Dann ging er auf der schmalen Straße zurück nach San Fernando. Ein Bauer auf einem Eselskarren kam vorbei, grüßte dumpf; jenseits des Dorfes bimmelten Kirchenglocken. Langsam wurde es Abend mit dem schweren Duft des Dorfes nach Staub, Kuhmist und Männern, die den ganzen Tag geschwitzt haben und im Zwielicht nach Hause gingen, auf die kühle Dunkelheit warteten, um eine Zigarette oder Pfeife zu rauchen und zu plaudern. Als er an die Bahngleise kam, sah er Antonios Frau, Signora Clara, wie immer am Fenster erscheinen und zusehen, wie das Signal auf Grün wechselte, und dem sich nähernden Rattern eines noch nicht sichtbaren Zuges lauschen. Farkas überquerte rasch die Gleise und ging in den Bahnhof. Die Gleise, diese sentimental Wege, die überall und nirgends hinführten, erinnerten ihn an die Stadt, an Gizella, einen unangenehmen Moment mit Daniel und Anna und, wie üblich, an den unvermeidlichen Tod;

um so mehr, als der Bahnhof menschenleer war, keine Hast, keine Aufregung, die ihn von der alten Bedeutung der Gleise ablenken konnten, denen sein Blick nur bis zum Wald zu seiner Rechten folgen konnte, während sie auf der linken Seite hügelabwärts gingen und direkt ins Meer unter dem Abteihügel zu führen schienen.

Dann allmählich wurden die milden Geräusche des Abends von dem herannahenden Zug kontrapunktiert. Farkas schlenderte zur Bahnhofstür, ging hindurch und setzte sich auf eine Bank, unter staubverblaßte Plakate und zerfledderte Fahrpläne, die stumm im Wind flatterten. Antonio tauchte auch auf; zuerst waren seine hallenden Schritte im Gebäude zu hören, als er die Treppe herunterkam, dann ging die Tür seines Häuschens auf, und der prachtvolle Schnauzbart nahm, hurtig und zeremoniell, seine übliche Position ein. Zuerst bemerkte er Farkas nicht. Wie Farkas dort saß und den Bahnhofsvorsteher beobachtete, der seine tägliche Pflicht mit Ernst und Enthusiasmus erfüllte, das war wie eine Mischung aus Komik und Konspiration. Offensichtlich hatte sich dort, wo er zu stehen pflegte, mit den Jahren eine Kuhle gebildet, und er war darauf bedacht, seine Füße immer genau zu plazieren; er zog an seiner Uniformjacke, schob seine gestärkten Manschetten hoch, beklopfte seinen Bauch mit militärischer Zackigkeit und wartete, den Blick auf die endlosen Gleise geheftet. Dann räusperte er sich und sagte halb zu sich oder zu den Gleisen oder vielleicht zur Welt im allgemeinen, dieser ungeordneten Menge von Menschen und Dingen: >Achtung.< Gleich darauf mußte er Farkas' Blick gespürt haben: Er drehte sich um und wurde rot; ihre Augen trafen sich. Farkas versuchte, einen geistesabwesenden Ausdruck anzunehmen, um nicht als Lauscher zu erscheinen. Antonio salutierte und drehte den Kopf schnell wieder weg. Farkas dachte, daß er irgendwas tun oder sagen sollte, aber dazu blieb keine Zeit, denn der Zug fuhr, Dampfwolken ausstoßend, in den Bahnhof ein.

Der Dampf waberte den Bahnsteig entlang; durch ihn ertönte das Brüllen des Heizers, dessen schwarzes Gesicht grinsend im Dampf auftauchte. Dann ging die Tür des Postwaggons auf, und die Hände eines unsichtbaren Mannes warfen zwei große Bündel und ein paar Kisten auf den Bahnsteig. Der alte, taube Träger, der zwischenzeitlich aus dem Nichts aufgetaucht war, schlurfte heran, machte sich an der

Post zu schaffen, legte jedes Bündel und jede Kiste auf einen klappigen Gepäckwagen. Antonio rührte sich nicht, lockerte aber seine Haltung und wartete. Dann stieg vom letzten Waggon ein Schaffner. Mittlerweile hatte sich der Dampf verflüchtigt; der Zug stand deutlich und seltsam unbeweglich vor den grünen Hügeln und dem dunkler werdenden Himmel. Der Schaffner rief Antonio einen Gruß zu, der nickte, flott salutierte und gemeinsam mit Farkas gelassen beobachtete, wie der dünne, rotäugige Mann in seiner schmierigen Uniform zweimal »San Fernando« rief, die Waggons abschritt, durch die Fenster hineinspähte, Türen öffnete und schloß. Armer Antonio, dachte Farkas voller Mitgefühl: kein Ankömmling; und das warme Mitleid, das ihn langsam erfüllte, tat ihm so gut, daß er etwas davon bewahren wollte. Er stand auf, zündete sich eine Zigarre

an und war gerade dabei, das Streichholz wegzuwerfen, als der Schaffner die Tür eines Dritte-Klasse-Abteils öffnete; mit schrecklicher Langsamkeit rollte ein Körper heraus und fiel mit dem Kopf voran fast lautlos auf den Bahnsteig.

Die grünen Weinberge und der schimmernde Flecken eines hellen Schattens, wo sich ein Feld über den sanft gewölbten Abhang unter dem dunkelnden Himmel ausbreitete; an seinem Fuß der Zug mit seiner geometrischen Nüchternheit; die Dampfwolken, die nun wieder den Blick vernebelten; der Schaffner reglos, obwohl seine Schreie und Gesten schon zu ahnen waren; der schlaffe Körper, der endlich zum Liegen gekommen war und jetzt wirkte, als hätte er die ganze Zeit dort gelegen; der Kopf in einer bizarren Position auf die linke Hand gestützt, graue, geschlossene Lider und ein graues Gesicht, grau und schrecklich, ohne Bewußtsein; die andere Hand schlaff und hilflos ; und Antonio reglos, wie im Auftakt zu einem Sprung, einem Schrei, einem Davonlaufen und dem totalen Wegfall der Rolle, die er aufgesetzt hatte, die Augenbrauen ziehharmonikaförmig zusammengezogen, als machte er Übungen gegen eine schlaffe Stirn; und das Stöhnen von oben, vom Fenster, wo, unbemerkt von Farkas, Signora Clara saß und all die vielen Jahre wartete, vielleicht auf ebendies. Das war das Bild, als Leonardo di Bocca nach San Fernando zurückkam.

Später erzählte Giacobbe die Geschichte zu Ende.

Leonardo wurde zur Miliz gebracht. Farkas hatte gesehen, wie er weggetragen wurde; unter kehligen Schreien, mit gewaltsamen

Händen: der stille Körper, die schlaffe Hand, der hängende Mund. Doktor Merlin vom Sanatorium wurde ausgerufen und Don Innocenzo informiert. Der Doktor diagnostizierte extreme Erschöpfung, hohes Fieber und eine böse Fleischwunde neben dem linken Schienbein. Er legte dem Mann einen Verband an, gab ihm Morphium und riet, ihn in den Sanatoriumsanbau zu legen, bis seine Identität geklärt war. Don Innocenzo, der dann eintraf, gefiel das Aussehen des Fremden gar nicht; er durchsuchte ihn, fand aber nichts außer einer schmutzigen Brieftasche mit vierhundert Lire und einem Personalausweis mit dem Namen des Gefreiten Giovanni Rosso von einer Alpendivision, dessen Urlaub vor drei Tagen abgelaufen war. Dann kam der Fremde wieder zu sich, starrte mit lächelnden Augen blöde um sich und verlor erneut das Bewußtsein. Don Innocenzo war einverstanden, ihn in einem Dachzimmer des Anbaus unterzubringen, bis man ihn verhören konnte. Der Fremde wurde weggetragen; Don Innocenzo, der eine Desertion vermutete, telegraфиerte nach Ravenna. Am nächsten Morgen war die Antwort da; der Gefreite Giovanni Rosso sei zwei Tage zuvor wieder zu seiner Einheit gestoßen, nachdem er die Militärpolizei informiert hatte, daß ihm in einem Hotel in Ravenna seine Kleider und seine Brieftasche gestohlen worden seien.

Mittags tauchte ein Milizionär bei Giacobbe auf und teilte ihm mit, daß Don Innocenzo ihn zu sehen wünsche. Es war ein heißer, klarer Tag, und die Bäume warfen nur wenig Schatten. Sie gingen langsam die Hauptstraße entlang, Giacobbe und der Milizionär schwitzten und schwiegen zunächst, denn Giacobbe war auf der Hut: Er hatte von der Ankunft eines Fremden gehört, und ihm war klar, daß Don Innocenzo ihn verdächtigte.

»Was soll das alles?« fragte er den Milizionär.

»Weiß nicht.«

»Warum gehen wir nicht zum Posten? Wohin gehen wir?«

»Fragen Sie nicht, Signor di Bocca. Es ist sehr heiß, und das Sprechen macht Mühe. Ich weiß nichts.«

Also gingen sie schweigend weiter. Giacobbe fragte sich, wohin. Er versuchte auszuloten, wo er stand. Konnte es sein, daß seine häufigen Treffen mit Francesco, dem Steinebrecher, oder Ciro, dem Fischer, beobachtet worden waren? Oder hatten sie seine Anteilnahme an den

zwölf Waschfrauen bemerkte, deren Lage in der Abtei und im Dorf sich langsam zuspitzte? Er glaubte, vorsichtig gewesen zu sein. Er hatte keine Angst, war aber etwas ärgerlich. Angenommen, Don Innocenzo wußte alles über die letzten paar Monate, die Vorbereitungen, die Pläne, die geflüsterten abendlichen Unterhaltungen. Angenommen, man würde ihn festnehmen: könnte eine solche subjektive Wendung der Dinge Einfluß auf die Zukunft haben? Allmählich veränderte San Fernando seinen historisch-physischen Zustand. Der Siedepunkt war nicht mehr weit, aber es bedurfte noch einer zusätzlichen Anstrengung, die er, Giacobbe, leisten mußte. Denn ob Francesco in der Lage sein würde, ohne ihn weiterzumachen, oder Alberto, der verstümmelte Exsoldat, oder einer der anderen, war zweifelhaft. Als sie unter dem gleißenden Himmel auf den Dorfplatz kamen, dachte er an Lenin, der die letzten paar Wochen in Petrograd untergetaucht war, an das Zucken der Kosakenaugenbraue, die die erste Verbrüderung zwischen der Armee und den Arbeitern ausgelöst hatte; an andere ›Scheidewege‹ und Wendungen persönlicher Schicksale. Dann traten sie in den kühlen, dunklen, gewölbten Eingang zum Sanatoriumsanbau, stiegen hinauf zum vierten Stock und blieben vor einer Tür stehen. Der Milizionär klopfte. Don Innocenzos Stimme sagte: »Herein«; durch die sich langsam öffnende Tür sah Giacobbe Don Innocenzo, frisch rasiert, rosig und dynamisch am Tisch stehen. Hinter ihm auf einem Stuhl sah er seinen Bruder Leonardo.

»Kommen Sie«, sagte Don Innocenzo mit breitem Lächeln und tiefen, bösartigen Grübchen. »Treten Sie näher, Signor Giacobbe.«

»Guten Tag«, sagte Giacobbe.

Der Milizionär schloß die Tür hinter ihm. Es war ein großes Zimmer mit Giebeldach und einem kleinen Fenster mit weißen Vorhängen. Die Sonne brannte heiß herein und ließ die Luft dampfen. An der gelben Wand hing ein Druck der Madonna. Wie müde er aussieht, dachte Giacobbe. Ihre Augen trafen sich; Giacobbe empfand jetzt Angst, denn Leonardos Augen lächelten.

»Kennen Sie diesen Mann?« fragte Don Innocenzo.

»Nein«, sagte Giacobbe. Er hat keine Zähne mehr, dachte er; keine Zähne mehr, sein Bart ist verdreckt, und er ist sehr müde.

»Kennen *Sie* diesen Mann?« wandte sich Don Innocenzo an Leonardo.

Pause. Seine Stirn ist nicht mehr glatt und schön, dachte Giacobbe. Um Gottes willen, verpazt es nicht, fügte er mit bittenden Augen hinzu; bitte verrate dich nicht.

»Lauter«, sagte Don Innocenzo und gab Leonardo eine Ohrfeige.

Leonardos Lider zuckten, und seine Ohren wurden rot.

»Nein, ich kenne ihn nicht«, sagte er. Er hatte Angst.

»Dreckige Lügner, alle beide«, sagte Don Innocenzo »Und dumm dazu.«

»Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Don Innocenzo«, sagte Giacobbe unterwürfig. Er beschloß, aktiv zu werden, um die verlegenen Pausen zu füllen. Aber er merkte, daß von Leonardos müden, verängstigten Augen keine Hilfe zu erwarten war.

»Halten Sie den Mund«, sagte Don Innocenzo »Sie reden nur, wenn Sie gefragt werden. Ich verschwende meine Zeit nicht.« Er ging zum Fenster und sagte zu Leonardo: »Wie war noch mal Ihr Name?«

Eine weitere Pause des Selbstverrats. Es war wirklich hoffnungslos.

»Giovanni Rosso«, sagte der Bruder. »Bitte schlagen Sie mich nicht.«

»Giovanni Rosso«, wiederholte Don Innocenzo »Dabei bleiben Sie also. Sehr schön.« Er ging zum Tisch.

»Bitte«, sagte Leonardo ruhig; er wußte, daß man ihm wieder weh tun würde, und er wußte, daß er es nicht würde ertragen können.

»Giovanni Rosso«, fuhr Don Innocenzo fort, furchte wichtigtuerisch die Stirn. »Also gut.« Er schlug wieder zu, diesmal mit dem Handrücken.

»Bitte, Don Innocenzo«, sagte Giacobbe schnell und trat vor; er fühlte, wie sich sein Magen über dem Solar Plexus zusammenzog, das Blut aus seinen Händen und Füßen wich und ihm ganz plötzlich kalt war. »Bitte, das muß ein Mißverständnis sein.« Er sprach schnell, sorgsam jede Pause meidend, in der Hoffnung, daß Worte die Hände von Don Innocenzo aufhalten würden. »Das muß ein Mißverständnis sein.«

Er kam nicht weiter. Don Innocenzos Gesicht verzerrte sich. Seine Hände bewegten sich schnell; pitsch-patsch machten sie; Leonards Kopf schlingerte hin und her, seine Lider zuckten ängstlich. Pitsch-patsch machten die Hände in steigender Wut.

»Bitte, mein Herr«, sagte Giacobbe.

Leonardo weinte jetzt, zog die Schultern zusammen und versuchte, den Händen von Don Innocenzo auszuweichen. *Bitte, mein Herr*, dachte Giacobbe und lehnte sich, Übelkeit verspürend, an die Tür. *Bitte, mein Herr*, dachte er, *das ist Leonardo. Ich habe viele Jahre auf "Leonardo gewartet; ich wußte, daß er gebrochen zurückkehren würde, hoffte aber, es würde gut werden - daß ersieh langsam erholen und diese Jahre vergessen würde. Daß er kommen und bei mir bleiben, daß ich ihn verwöhnen und viel Milch zu trinken geben und daß er im großen Bett unserer Eltern schlafen würde - dem großen Bett, das er so gemocht hatte, dort würde er liegen bis spät in den Vormittag hinein; ich würde das Frühstück machen: Kaffee, schwarz, ohne Zucker, wie er es mag, und frisches Brot mit Bratenfett oder Butter, wie er es mag, und etwas frisches Obst; das würde ich in sein Zimmer bringen und freundlich sagen: >Leonardo, mein Lieber, das Frühstück ist fertig<, und das Tablett auf sein Bett stellen; langsam würde er wieder Kraft, Hoffnung und Selbstvertrauen schöpfen, und auf meinen Arm gestützt, würde er ein bißchen in den Hügeln Spazierengehen, im Gras sitzen und aufs Meer blicken; die gute, würzige Luft würde ihn weiter stärken, und ein paar Monate später würde er mir vielleicht von den Jahren auf der Insel erzählen und ich ihm von den Jahren im Dorf; zuerst würden wir nur triviale und unwichtige Ereignisse berichten und wiederholen; später dann würden wir über die intimen Schmerzen und Hoffnungen sprechen*, dachte Giacobbe und sah zu, wie Leonards Kopf hin und her schlingerte.

DER FUNKE

Es war die heißeste Nacht bisher, mit einem feuchten Wind, der Meer und Luft wie ein heißes Handtuch einhüllte. Tagsüber hatte der sandfarbene Himmel niedrig über dem gräulichen Wasser gehangen. Er war so nah, daß sich am Vormittag kaum jemand ins Badehaus wagte. Farkas verbrachte den Tag japsend in seinem Zimmer auf dem Bett, trank Eistee und lutschte Zitronen, die Ugo ihm in regelmäßigen Abständen brachte. Es war zwei Tage nach Leonardos Ankunft und einen Tag, nachdem Giacobbe ihm von der Szene im Anbau erzählt hatte und hinzugefügt hatte, daß Leonardo anschließend ins Gefängnis des Milizpostens oben im Dorf gebracht worden war und Don Innocenzo auf weitere Anweisungen aus Ravenna wartete.

Die Jalousien in Farkas' Zimmer waren fest geschlossen, dünne Lichtstrahlen sickerten herein; in der Hitze schienen alle Geräusche wie abgewürgt. Es war den ganzen Tag sehr ruhig gewesen. Tony, die kleine Österreicherin, bewegte sich kaum: Sie seufzte ein paarmal, brachte aber, so schien es Farkas, nicht einmal die Kraft auf, ihr Unwohlsein auszudrücken. Später ging Farkas nach unten, weil es in seinem Zimmer unerträglich stickig geworden war. Der Salon war dunkel und etwas kühler.

Enrico schlief hinter dem Tresen, sein runder, kahler Kopf lag darauf wie ein Schädel, der nach einer anatomischen Demonstration vergessen worden war. Die Morgans tranken heißen Tee, ertrugen die Wahnsinnshitze mit gedämpfter Fröhlichkeit und benutzten eine alte Ausgabe der *Illustrated London News* als Fächer. Sie lächelten Farkas zu, als er vorbeiging.

Der Nachmittag brachte keine Erleichterung; Farkas hatte das Gefühl, er würde die Gesellschaft von Don Teofilo und dem Doktor nicht ertragen können. Also ging er bewußt langsam zu Madame Pinas Etablissement an der Abteistraße, trank etwas Eiswein; die Zigarette schmeckte nicht. Sonst saß niemand auf der Terrasse, und seine Einsamkeit nahm unheilvolle Konturen an. Eine alte Kellnerin schlurfte herbei; die Frösche im Schilf waren still. Nach einer Weile beschloß er, ins Hotel zurückzugehen, obwohl ihn der Gedanke an

sein Zimmer deprimierte; aber kaum hatte er bezahlt und auf die alte Frau mit dem Wechselgeld gewartet, da er hob sich plötzlich ein neuer, süßer und frischer Wind zwischen dem Schilf. Der Dunst verdichtete sich zu massigen Wolken, der Himmel begann aufzuklären, und mit dem Zwielicht erschienen die ersten Sterne, klar und blinkend. Ein paar Milizionäre erschienen und ließen sich müde nieder. Farkas ging den hölzernen Steg entlang, blieb stehen und ließ den Wind den Schweiß an Brust und Stirn trocknen. Dann machte er sich auf zum Paradiso.

Als er am Fuße des Dorfplatzes ankam, blieb er stehen, denn der Schauplatz hatte etwas Theatralisches ; er hatte das Gefühl, in einem Abstand vor einer Bühne zu stehen. Am Kopf des Platzes (dem Mittelpunkt der Bühne) lag die Terrasse des Paradiso mit vorn sechs oder sieben Tischen, die von den kräftigen Glühbirnen des halbüberdachten hinteren Teils des Restaurants, wo man saß, wenn es regnete, indirekt beleuchtet wurden. Dieser Teil hatte lange Spiegel an der Wand, die die Lichter reflektierten, so daß die Tische im Vordergrund mit den daran Sitzenden zusätzliche Raumtiefe gewannen. Die Gesichter lagen im Dunkeln, aber Schultern und Köpfe waren von den glitzernden Lichtern angestrahlt. Über dem Dach des Restaurants schwankte eine schräge, zerzauste, riesige Eiche. Weiter oben blähten sich die Wolken, jetzt böse schwarz und Zerrissen, vor dem Mond. Die Terrasse, gesprenkelt vom Licht und Schatten zweier hoher, altmodischer Straßenlaternen, war zur Linken vom Paradiso abgeschlossen. Rechts begannen die Gärten vor dem stillen, schwarzen Kursalon, unberührt vom Licht, außer dem des ruhelosen Mondes.

Im beleuchteten Hintergrund der Terrasse gab es Bewegung. Farkas sah schemenhaft schwarzweiße Gestalten, die auf und ab gingen. Das mußten die Kellner sein. Der Vordergrund war seltsam unbewegt. Als Farkas sich der Terrasse näherte, erkannte er Don Teofilo, mit Mütze und Zigarette; ihm gegenüber saß Doktor Schmidt. Zwischen ihnen stand, ein Fuß auf einem Stuhl, Don Innocenzo. Die Krankenschwester stand unmittelbar hinter Don Teofilo, hielt ein Buch in der Hand und versuchte, mehr von dem Licht einzufangen. Diese Gestalten waren in der Mitte. Rechts von ihnen saßen zwei andere, die sich als die Morgans herausstellten. Auch sie schienen sich nicht zu

bewegen. Der Mann rauchte mit ausgestreckten Beinen seine Pfeife, den Strohhut bis zu den Augen heruntergezogen, während Mrs. Morgan einfach dasaß und vor sich hinstarrte. Sonst schien niemand auf dem Dorfplatz zu sein. Einige Fenster waren jetzt, da die Hitzewelle im Abebben war, erleichtert aufgestoßen worden.

Die abendlichen Geräusche klangen gedämpft, als Farkas langsam den steilen Dorfplatz unter den Limonenbäumen hinaufging. Schwach war Musik zu hören, gemildert und abgelenkt von dem neuen Wind. Die Österreicherin stand auf dem Podest neben dem Klavier, wie üblich über ihre Geige gebeugt; ihr weiches Haar fiel über ihre vernarbte Wange; sie spielte etwas Wienerisches; dann fing der glotzäugige Pianist an zu singen. Als Farkas herankam, wurde seine rauhe Stimme deutlicher.

*Tempora mutantur, sang er, die Zeiten ändern sich, Herr Doktor, für Sie und für mich.**

Als Farkas noch etwa fünf Meter von der Terrasse entfernt war, brach die Musik ab. Es trat eine kurze Stille ein. Dann löste sich der Bann, und die Szene wurde lebendig. Aus dem Hintergrund ertönte zurückhaltender Beifall; die Österreicherin strich sich das Haar aus dem Gesicht und verbeugte sich. Der Pianist stand halb auf, zwinkerte und verbeugte sich ebenfalls. Zur selben Zeit kratzte sich Don Teofilo am Kinn, seine Zigarre wurde lebendig, stieß weißliche Rauchwolken aus. Doktor Schmidt räusperte sich und begann lebhaft in seinem Kaffee zu rühren. Don Innocenzo gab seine angeberische Pose auf, indem er den glänzenden rechten Stiefel vom Stuhl nahm und sich setzte. Die Krankenschwester sah auf und gähnte. Mr. Morgan klopfte seine Pfeife aus, Mrs. Morgan rief laut auf englisch: »Waiter!«

So betrat Farkas die Szene.

Sein unfehlbarer dramaturgischer Instinkt sagte ihm, daß etwas in der Luft lag; daß der undefinierbare Augenblick einer verdichteten und elektrisierten Atmosphäre eingetreten war, die auf einen Funken wartete. Jetzt, sagte er bei sich. Die Nacht barg Tausende von Hinweisen. Es hätte ihn nicht überrascht, wenn er plötzlich Mrs. Rapczak, die Souffleuse, irgendwo vor ihm hätte kauern sehen, wie sie in ihr Skript blickte und flüsterte: »Sein oder nicht sein« oder »Es ist angerichtet, Hoheit« oder etwas in der Art; oder wenn Ede, der

Inspizient, ein Mensch mit dicklichem Gesicht, in den Büschchen stehen würde, den Mantel nachlässig über die Schulter geworfen, und mit einem Pokerface die ›Große Szene‹ beobachtet hätte, mit der er nie zufrieden war.

Don Innocenzos Gesicht war noch arroganter als sonst. Er zog eine Augenbraue hoch und streckte das Kinn vor, wobei seine kleinen Augen hin und her schnellten, als wäre er tief in Gedanken versunken oder fürchtete einen Hinterhalt.

Don Teofilo sagte: »Aha!«, als er Farkas sah; die anderen drehten sich um. »Da ist er«, rief Don Teofilo aufgeregt und rieb sich seine fetten, mit zahlreichen Ringen geschmückten Finger.

»Guten Abend«, grüßte Farkas.

»Guten Abend, Signor Farkas«, sagte Don Innocenzo feierlich und winkte mit erhobener Handfläche.

»Wir haben auf Sie gewartet«, sagte Don Teofilo.

»Gewartet«, fügte Don Innocenzo hinzu.

»Gewartet?« fragte Farkas, wohl wissend, wie altmodisch der Dialog klang.

»Der Krieg ist aus«, sagte Don Innocenzo.

»Haben Sie es noch nicht gehört?« fragte Don Teofilo. »Der Marschall hat um Waffenstillstand gebeten.«

»Mein Italien«, sagte Don Innocenzo. Farkas sah, daß er wieder betrunken war; seine Lippen waren naß von Speichel. »Mein Italien«, er starrte mit heftig arbeitenden Gesichtsmuskeln auf den dunkel werdenden Platz. Er stemmte die Ellbogen auf den Tisch und stützte mit beiden Händen seinen Kopf, das Gesicht eine Fratze des Jammers.

»Sehen Sie nur«, sagte Don Teofilo verächtlich. »Hier sitzt er und tut nichts, außer sich leid.«

»Es gibt nichts zu tun«, sagte Don Innocenzo mit hohler Stimme; offensichtlich lauschte er seiner eigenen Stimme und war angetan von ihr. Er steigerte sich in einen Ausbruch hinein. »Gar nichts. Ich habe mit dem Posten telefoniert, ich habe mit Ravenna telefoniert. Es bleibt uns nichts, als auf das Verhängnis zu warten.«

»Äußerst interessant«, sagte Farkas und winkte Ugo herbei. »Eine Karaffe Roten.«

Don Innocenzo sagte: »Karaffe Roten« und trank aus seinem Glas. »Hier sitzen und Rotwein trinken, Rotwein trinken« wiederholte er, »als wäre nichts geschehen, als wäre die Welt nicht am Ende.«

Der drückt aber auf die Tränendrüsen, dachte Farkas. Die Stimme des kleinen Mannes bebte; bald würde ihm das Selbstmitleid Tränen abpressen. »Hören Sie, nehmen Sie es nicht so schwer«, sagte er fröhlich.

»Warum tun Sie nichts?« fragte Don Teofilo.

»Da kommen sie«, sagte Doktor Schmidt.

Alle drehten sich um, und Don Innocenzo vergaß seine Tränenproduktion. Über den Dorfplatz kamen, klein unter den Bäumen, drei Gestalten, ein Mann im hellen Anzug zwischen zwei Uniformierten.

»Ach ja«, sagte Don Innocenzo, das Gesicht zu einer ungeheuren Fratze verzogen, wie ein Provinzschauspieler, der versucht, Haß, Wut und Rache auf einmal auszudrücken, das Gesicht nach einem Theaterlehrbuch über »Wie man schauspielert« verzogen, die Stirn gefurcht, die Augen klein und starr, die Lippen höhnisch aufgeworfen. »Da kommt er«, sagte er, stand auf und ging den drei Männern entgegen.

»Er ist verrückt«, sagte Don Teofilo.

»Wer ist das?« fragte Farkas.

»Der Flüchtling und seine Eskorte«, antwortete Doktor Schmidt, ein Stück Weißbrot in seinen Kaffee tankend wie eine verarmte Wiener Dame von Stand. »Don Innocenzo hat nach ihm geschickt.«

Dort war er, Leonardo di Bocca, in einem hellen, viel zu kleinen Anzug; er ging jetzt langsam, bis alle drei stehenblieben. Don Innocenzo ging zu ihnen und sagte etwas zu den Milizionären, die salutierten, kehrten und Leonardo zurückließen. Farkas bemerkte jetzt, daß er sich auf einen Spazierstock stützte. Sein Gesicht konnte er noch nicht erkennen, aber Don Innocenzo packte ihn unsanft am Arm und brachte ihn nach vorn zur Terrasse. Sie sprachen etwas, das Farkas nicht verstehen konnte; Leonardo schüttelte ein paarmal den Kopf.

Als sie auf die Terrasse kamen, verbeugte sich Don Innocenzo spöttisch vor Leonardo und machte eine einladende Geste; Leonardo lächelte verlegen. Jetzt konnte Farkas sein Gesicht erkennen. Er sah viel älter aus, als er angenommen hatte: ein alter, zerbrechlicher Mann war er, Leonardo di Bocca. Farkas bemerkte eine gewisse Ähnlichkeit mit Giacobbe: seine Kopfform und sein Gang, der weich war, obwohl er hinkte und das verwundete Bein nachzog. Aber sein Gesicht hatte nichts von Giacobbe; es war ein weißes, zartes Gesicht mit weichen Konturen, ein teigiges, ungesundes Gesicht. Er hatte helle Augen und trug eine Brille, eine billige randlose Brille, und er hatte sensible Nasenflügel und, wenn er den Mund aufmachte, ein häßliches zahnloses Altweiberlächeln. Seine Augenlider zuckten, als hätte er Angst, geschlagen zu werden; als er am Tisch ankam, sah er jeden einzelnen an, Farkas, Don Teofilo und den Doktor; das Lächeln verschwand von seinem Gesicht und ließ ein stummes, unausgesprochenes Entsetzen zurück: »Bitte, schlagt mich nicht.«

Don Innocenzo stolzierte hinter ihn: Seine Bewegungen waren ruckartig, als würde er von einem unsichtbaren Marionettenspieler bewegt.

»Meine Herren«, sagte er, »ich stelle Ihnen einen guten Freund vor, den Bastard Leonardo di Bocca, den edlen Flüchtling, Fürsprecher des kleinen Mannes und der Bauern, den gefeierten Schweinehund.« Er stieß Leonardo beinahe stolz an. »Hier ist er, meine Herren; wir haben ihn geschnappt, als er sich vom Zug schleichen wollte, hier ist er, unser Flüchtling.«

Leonardo lächelte wieder, als wüßte er nicht, ob dies eine Szene aus einer Farce oder aus einer Tragödie werden sollte.

Don Teofilo wandte seinen dicken Schädel ab. »Müssen Sie ihn hierherschleifen?« fragte er Don Innocenzo.

»Ob ich muß?« wiederholte Don Innocenzo und gab Leonardo einen leichten Schubs, so daß er einen Schritt vorwärts taumelte und »Verzeihung« murmelte, weil er beinahe gegen Farkas geprallt wäre. »Ob ich muß? Natürlich muß ich. Ich will, daß Sie ihn sich gut ansehen, den Verräter.« Er trat hinter Leonards Rücken und verzog sardonisch das Gesicht. »Sehen Sie ihn sich an.«

Farkas sagte: »Ich gehe jetzt.«

»Nein, das werden Sie nicht, Signor Farkas«, sagte Don Innocenzo. »Dies ist ein historischer Moment. Leonardo di Bocca kehrt in seinen Heimatort zurück. Der Dorfjunge ohne Fortune«, lachte er. »Armer kleiner Flüchtlings« - sagte er höhnisch, »er hat mir weismachen wollen, er sei ein gewisser Schütze Giovanni Rosso, verwundet in Afrika.« Er wandte sich an Leonardo: »Um was für eine Wunde handelt es sich, mein Freund?« fragte er, auf das lahme Bein deutend.

Leonardo errötete, sah hinunter zu seinem Bein und sagte leise wie ein Kind, das man beim Lügen ertappt hat: »Eine Fleischwunde«, sagte er, »neben dem Schienbein.«

»Wie schrecklich!« rief Don Innocenzo aus. »Ist das nicht schrecklich, meine Herren?« wiederholte er, an Don Teofilo gewandt; dann drehte er sich um und trat mit voller Kraft gegen Leonards verkrüppeltes Bein.

Es gab ein dumpfes Geräusch, gefolgt von einem japsenden, überraschten Stöhnen Leonards; er hatte keine Zeit zu schreien, denn Don Innocenzo trat wieder zu, bevor der Schmerz seine Stimmbänder erreichte. Leonardo ließ seinen Stock fallen, der quer über den Tisch fiel und eine Karaffe traf, die umkippte. Farkas sah zu, wie der Wein über die Falten des Tischtuchs auf Don Teofilo zurann. Dann sah er, wie Leonards Knie mit einem Ruck hochfuhr, als er schnell an die Stelle griff, wo er getreten worden war. Er versuchte, den Schmerz zu unterdrücken, und schnappte nach Luft, als erstickte er und müßte um Luft ringen. Farkas spürte einen Schlag an seiner Schulter: Leonardo hatte das Gleichgewicht verloren und griff nach einem Halt. Dann trat Don Innocenzo noch einmal zu, diesmal nach dem anderen Bein. Es klang anders: Wie zerbröselnder Keks klang es, als Leonardo vorwärts torkelte und völlig die Balance verlor. Er fiel gegen den Tisch auf einen leeren Stuhl und strampelte dort. Die ganze Zeit fiel kein Wort. Leonardo versuchte aufzustehen, das Gesicht vor Überraschung verzerrt, die Zunge zwischen den Lippen wie jemand, der eine schwere Last heben will. Seine Hände griffen wieder nach Halt, aber Don Innocenzo zog schnell den Stuhl weg. Leonardo plumpste auf den Kiesboden und saß dort, mit dem Rücken zu Don Innocenzo, mit weit gespreizten Beinen, albern und hilflos.

Wieder erinnerte Don Innocenzo Farkas an eine Kanaille: einen bösen kleinen Jungen, der wild entschlossen Eiscreme oder Dörrobst

in sich hineinschaufelt. Er trat wieder zu, dann bückte er sich, packte mit gekrümmten Fingern Leonardos Kragen und zerrte ihn hoch. Auf dem weißen, durchscheinenden Gesicht breiteten sich Anspannung und Überraschung aus, die Lider zuckten wie die ängstlichen Flügelschläge eines Vögelchens. Don Innocenzo drehte ihn um, stieß ihn auf einen Stuhl, wo er kraftlos wie ein Sack sitzen blieb; die Brille rutschte ihm die Nase hinunter. Don Innocenzo schüttelte ihn zweimal. Noch immer wurde kein Wort gesprochen, und Farkas fragte sich, warum er selbst nichts sagte. Aber er konnte nicht: alles lief so schnell, so logisch ab. Fast meinte er zu wissen, was als nächstes geschehen werde. Don Innocenzo zog Leonardo hoch und schlug ihm ein paarmal mit dem Handrücken ins Gesicht. Leonardos Kopf schlackerte hin und her, als schüttelte er vorwurfsvoll den Kopf. Schnell hintereinander folgte Schlag auf Schlag; die Geräusche verschmolzen zu einem einzigen. Jetzt hörte Farkas Don Innocenzo keuchen. Er atmete schwer, wie ein kleiner Junge, der weiß, daß er seine Gier bezähmen sollte, aber nicht aufhören kann. Patschpatsch machte seine Hand, patsch-patsch, wie viele applaudierende Hände. Dann hörte er auf, und es war still, bis auf seine Atemzüge. Er war ziemlich erschöpft; sein Atem ging unregelmäßig.

Auch der Wind mußte eingeschlafen sein, als Farkas lauschte: Es herrschte Stille, wie ein großes, tiefes Loch, nur unterbrochen von Don Innocenzos schnellem, erregtem Atem. Es war eine wachsame Stille, als hätte ganz San Fernando innegehalten, wartete ab und sähe zu. Aber langsam füllte sich die Leere, als steige das Wasser am Grunde eines Brunnens mit einem gleichmäßigen Geräusch hoch; Farkas kam es vor, als füllten Hunderte von Atemzügen langsam die Stille. Dergleichen hatte er noch nie gehört: Don Innocenzos Atmen war wie eine Sologeige, nach der das ganze Orchester aufbrandet. Zuerst dachte er, er hätte sich das eingebildet, und fuhr fort, den bleichen Mann, der schlaff auf seinem Stuhl hing, zu beobachten; seine Hände baumelten an beiden Seiten herunter wie weiße Tücher, sein Mund stand weit offen und war mit Blut verschmiert, das ihm aus der Nase sickerte. Dahinter standen ein paar reglose Gestalten: die Krankenschwester, ein Kellner. Aber dann drehte Farkas sich um, denn er wußte, daß er nicht halluziniert hatte und daß es nicht mehr still war. Im weiten Umkreis, etwa hundert Meter von der Terrasse

entfernt, stand eine Menschenmenge schemenhaft im Dämmerlicht, ruhig und aufmerksam, unwirklich, bis auf ihr gleichmäßiges Atmen. Dann nieste jemand in einer der hinteren Reihen; es klang wie ein Amen.

Es wurde wieder still, nur für ein paar Sekunden, als hielten die Männer den Atem an. Farkas drehte sich zu Don Innocenzo um. Der stand, mit dem Rücken zur Menge, dem bleichen, zarten Mann gegenüber. Er hatte die Hände in die Hüften gestemmt in der Pose des Überlegenen, der an nichts als an seinen Triumph denkt. Dénes wäre die Idealbesetzung für ihn, dachte Farkas. Don Innocenzo lächelte, während er auf sein Opfer hinunterblickte, das mit geschlossenen Augen, halb bewußtlos, in den Staub getreten, dalag. Farkas wußte nicht, was im Kopf der Kanaille vorging, aber sein Gesicht war bedeckt mit den roten Flecken der Leidenschaft.

»Komm schon«, sagte Don Innocenzo. »Komm, du Schwein.« Leonardo rührte sich nicht. Dann drehte sich Don Innocenzo um, bemerkte zuerst Farkas und wurde rot, als hätte er sich vergessen; dann sah er die Menge. Er kniff die Augen zusammen; über seinem linken Auge bildete sich eine Falte. Auch Farkas drehte sich zur Menge um. Er wußte nicht, wie viele es waren, aber sie standen dicht gedrängt und füllten den Raum zwischen dem Paradiso und den Gärten. Sie warteten immer noch stumm. Gutes Publikum heute abend, dachte Farkas und stellte sich vor, wie Don Innocenzo, halb auf dem Tisch sitzend und fröhlich seinen Kelch hebend, plötzlich die Arie aus *Der Prinz von Mantua* schmettern würde.

Dann sah er, daß die noch immer stummen Menschen langsam näher rückten. Sie machten halt; Giacobbe trat vor und ging ohne Eile auf die Terrasse zu, zwei Männer an seiner Seite. Einer von ihnen kam Farkas bekannt vor; wahrscheinlich hatte er ihn eines Tages auf seinem Weg in die Hügel gesehen. Der andere sah aus wie ein Fischer: Er war hager und sonnengebräunt und hatte das Gesicht einer Krähe. Beide trugen ein Gewehr.

»Leonardo«, sagte Giacobbe sanft, wobei er die Stimme am Ende des Namens senkte. Es war weder ein Ausruf noch ein Schrei: nur ein einfacher Name, aber für Farkas war er voller Bedeutung. Er hätte bedeuten können, »Guten Abend, mein lieber Bruder Leonardo.«

»Was soll das alles?« fragte Don Innocenzo.

Giacobbe ignorierte ihn. Er trat vor den weißgesichtigen Mann und musterte ihn aus der Nähe. »Ja, natürlich«, sagte er geistesabwesend.

»Was ist los?« brüllte Don Innocenzo und zerrte Giacobbe weg.
»Was ist los?«

Giacobbe sagte zu Farkas: »Sehen Sie?«

Er beugte sich über das weiße Gesicht und hob ein Lid. »Leonardo«, sagte er wieder, diesmal sehr innig. »Es wird alles gut«, fuhr er fort und wandte sich wieder zur Menge um. Er erhob die Stimme:

»Wir werden jetzt«, verkündete er traurig, »damit beginnen, Don Innocenzo aufzuhängen.«

Die Menge ächzte und drängte näher. Beinahe spürte Parkas ihren warmen Atem. Als sie etwa zehn Meter von der Terrasse entfernt waren, gerieten die ersten Reihen ins Licht, aber nur die Gesichter, die Körper blieben im Halbdunkel, halb verdeckt von den Büscheln, die die Terrasse säumten. Farkas sah Alfieri, riesenhaft, kahl, unbehaglich in seinen Kleidern, einen Spaten über der Schulter, und Foa, den Ladenbesitzer, struppig und biblisch, und einen der jungen Kellner des Paradiso, einen kleinen, O-beinigen jungen Mann, an dessen Namen er sich nicht erinnerte.

Don Innocenzos Gesicht war immer noch arrogant und gefurcht, wie irritiert durch eine Störung, bis auf seinen Mund, der zu einem weichen, kindlich-furchtsamen Strich geworden war. Er sah Giacobbe an und wollte etwas sagen, besann sich aber. Seine Hand verschwand blitzschnell in einer Tasche und holte eine Trillerpfeife vor. Dann drehte er sich um, sprang über einen Stuhl, blies in die Pfeife und wartete. Der Ton war schrill und hallte lange nach. Aber es kam keine Antwort, was immer er erwartet haben möchte: seine Schwarzhemden, eine Armee oder göttliche Hilfe. Er blies wieder, und die Menge antwortete, indem sie sich kreisförmig formierte und noch näher rückte. Don Innocenzo fing an zu rennen, auf den Kursalon zu; seine Schritte waren der einzige Laut in der Nacht: klipp-klapp machten die eiligen kleinen Stiefel, fast wie seine Knöchel, als er Leonardo geschlagen hatte. Klipp-klapp; dann blieb er stehen.

Giacobbe rührte sich nicht. Er sah die kleine Gestalt durch die Gärten flitzen. Auch Farkas drehte sich nach ihr um. Die Gärten

waren, da das Mondlicht zögernd durch das Blätterwerk fiel, in Licht und Schatten getaucht. In diesem verräterischen Licht fing Don Innocenzo erneut an zu laufen. Er war ein guter Läufer; mit schnellen, langen Schritten sprintete er auf den Kursalon zu, hinter dem der Wald begann. Dabei blies er die ganze Zeit in seine Pfeife. Dies und seine Schritte waren die einzigen Laute.

Aber kurz bevor er die überdachte Promenade erreichte, die den Kursalon umgab, blieb er wieder stehen. Farkas sah jetzt, daß auch dort Männer standen, in dichter Reihe, beinahe Schulter an Schulter. Don Innocenzo zögerte und wandte sich nach Süden, wo der Dorfplatz am Sanatorium entlang steil nach unten abfiel zu den Steingärten mit den lächerlichen Zwergen. Die Reihe der Männer (stumm und nicht erfaßt vom Licht) kam langsam, unentzinnbar, auf dem Kies knirschend, voran. Don Innocenzo blies schrill auf seiner Pfeife und sprang, sich duckend, zwischen den Bäumen hervorschließend, die ihn immer wieder sekundenlang verbargen, aufs Sanatorium zu. Aber auch dort lief er einer stummen Menge entgegen. Farkas sah, wie sich Hände ausstreckten, aber Don Innocenzo tauchte wieder weg und rannte, die Richtung ändernd, direkt auf die Steingärten mit den Zwergen zu. Die Nacht war voller Männer, und der von Licht und Schatten gesprengelte Hintergrund war wie ein Sumpf voller Gefahren. Der Kreis der Männer begann sich zusammenzuziehen. Don Innocenzo drehte sich um und rannte weiter, diesmal in Richtung Hauptstraße, aber dort war die Menge am dichtesten; schnell machte er kehrt, zurück zur Terrasse. Und dann waren die Männer über ihm. Farkas hörte die Pfeife durch die Nacht gellen, sah die Menge voranbranden und dann zu den altmodischen, dekorativen Straßenlaternen unterhalb des Paradiso zurückweichen.

Einzelheiten waren nicht mehr erkennbar, nur ein Durcheinander von Armen und Händen, die sich mit einem einzigen Ziel im Gleichmaß bewegten, ihre Harmonie nur gestört durch einen strampelnden Fleck in ihrer Mitte. Die Pfeife wiederholte ihren schrillen, gurgelnden Ton, dann war ein Klatschen, ein letztes Klatschen zu hören, das ihn erstickte. Die Menge brandete weiter vor, heran an Farkas. Jetzt konnte er hier und da im Licht weitere Gesichter erkennen, ausdruckslos, aber angespannt. Es war seltsam, wie stumm sie waren; stumm und doch voller Emotionalität. Ihre

Stille barg eine Ahnung des unausweichlichen Verderbens in sich. Wie zuvor meinte Farkas, daß dies in der Logik der Dinge lag, daß sonst nichts geschehen könne und daß das benommene Publikum - Don Teofilo, der Doktor, die Krankenschwester, die Kellner und er selbst - nichts tun konnte, als auf seinem Platz zu bleiben und auf den Vorhang zu warten. Er war sich der hastigen Gewalt der Aktion und ihrer verschwommenen Details bewußt. Aber er bemühte sich, sich auf die verglimmende Zigarre Don Teofilos zu konzentrieren, die verloren auf dem Aschenbecher lag, auf das Geräusch eines Fensters, das oben im Paradiso geöffnet wurde, auf den plötzlichen Küchengeruch; wie ein Ertrinkender forschte er nach einer wichtigen Szene aus der Vergangenheit - es fiel ihm keine ein.

Die Menge lichtete sich, brandete dann zurück zum Mittelpunkt, wie aufgesogen von einer zurückweichenden Druckwelle. Der fahle Lichtkreis unter den Straßenlaternen war voller Hände, Köpfe und Schultern; in ihrer Mitte strampelte Don Innocenzo halb in der Luft und schlug wie wahnsinnig mit den Händen aus. Dann erkomm jemand schnell die Laterne und ließ ein Seil hinunter. Ein zweites Paar Hände packte es; zwei dunkle Köpfe hoben Don Innocenzo hoch, drehten ihn zur Terrasse. Die Menge verschlang ihn wieder mit ihrer wogenden, gleichmäßigen Bewegung. Jetzt fing er an zu brüllen. »*Viva il Duce!*« brüllte er, bekam einen Arm frei und reckte ihn in einer dramatischen Geste von sich. Hm, dachte Farkas, das würde Dénes überzeugender spielen. Don Innocenzo wurde in die Höhe geworfen, sein Kopf in der Schlinge. »*Viva il Duce!*« brüllte er, »lang lebe das Reich!«, und wurde von zwei Männern verdeckt, die aus der Menge ins Licht stiegen.

Die Menge wich jetzt zurück, außer dem Mann, der auf den Laternenmast geklettert war; sie machten einen Kreis um ihn frei. Es war vorbei, und sie traten zurück, wie um ihr Werk zu begutachten. Dort hing er, das Kinn auf der Brust ruhend, in der zeitlosen Erniedrigung des Todes, die schlaffen Handflächen nach außen gekehrt, die Stiefelspitzen zusammenstoßend: ein verschämtes Kind, das auf seine Strafe wartet.

ERSTE PAUSE

Die Menge war zurückgewichen wie das Wasser bei Ebbe und ließ Dunkel und Stille zurück, in der die vorausgegangene Gewalt spürbar war. Farkas stand auf seinem Balkon, von dem er den Dorfplatz überblicken konnte. Ein umgekippter Stuhl, zertrampeltes Blattwerk, auf dem Tischtuch verschütteter Rotwein und der einsam am Laternenmast baumelnde Körper: alles hatte seine Bedeutung.

Sie waren so schnell gegangen, wie sie gekommen waren, hatten sich, so schien es, einem geheimen Plan folgend, zerstreut. Giacobbe half, seinen Bruder zum Sanatorium tragen, wo Doktor Schmidt sein Bestes geben würde. Die Krankenschwester rollte Don Teofilo zu seiner Villa hinter dem Kursalon. Er war starr vor Angst und klammerte sich an die Armlehnen seines Rollstuhls, starnte mit runden Augen um sich, auf Giacobbe, die Menge und ihr Opfer.

Giacobbe bat Farkas, auf sein Zimmer zu gehen, und sagte, er würde ihn am kommenden Morgen aufsuchen. Er war bleich, versuchte vergebens, die Erregung zu unterdrücken, die ihn jetzt, nachdem die Sache erledigt war, überkommen hatte. Seine Oberlippe zuckte, und seine Stimme war nicht nur sehr rauh, sondern auch zittrig. Er trug ein am Hals offenes Hemd und einen dunklen, speckigen, zerknitterten Anzug.

Als Farkas ins Paradiso zurückkam, brannte die Foyerbeleuchtung. Am Empfang standen drei Männer mit altmodischen Flinten über den Schultern. Sie nickten Farkas mit grimmiger Freundlichkeit zu. Einer von ihnen war ein siebzehnjähriger Junge, der Laufbursche von Benito, dem Lebensmittelhändler, den Farkas oft hatte vorbeiradeln sehen. Enrico war auf seinem Posten, schlaftrig und höflich wie immer; seine roten, entzündeten Augen zwinkerten, als hätte es unerwartet einen Ansturm distinguerter, anspruchsvoller Amerikaner gegeben, für die er keinen Platz mehr hatte. Die Tür des Hoteldirektors neben dem Fahrstuhl stand weit offen; Farkas sah einen kleinen traurigen Mann mit Kochmütze und Jacke an Frittis Schreibtisch sitzen und telefonieren.

Die drei Deutschen saßen derangiert in Schlafanzügen und Morgenmänteln an ihrem Stammtisch, die Gesichter vom Mangel an Schlaf zerfurcht. Der Major hatte seine Brille vergessen und kniff die Augen zusammen, was ihm den Ausdruck heftigen Argwohns verlieh. Der Hauptmann war nur überrascht, hatte den Mund halb offen und kratzte sich im wirren Haar. Das Gesicht des Fliegers war aufgedunsen, rotfleckig und finster; er kaute an einem undefinierbaren Happen. Zwei weitere Männer und Filomena standen mit Revolvern hinter ihm. Einer war Stefan, der Gepäckträger, dessen Gesicht Farkas noch nie gesehen hatte, da es für gewöhnlich hinter Schrankkoffern, aufgetürmten Schirmen, Mänteln und Hutschachteln verborgen war. Filomena, deren schöne Brüste vor Stolz und Aufregung hervorstachen, redete, das verschrumpelte Apfelgesicht zu einem ständigen Grinsen verzogen, lange mit den Deutschen: Farkas konnte nicht hören, was sie sagte, aber in ihrer Stimme lag freudige Ironie.

»Herr Farkas«, rief der Major, als er ihn erkannte. »Herr Farkas, das ist ja unerhört.«** Farkas genoß es, neulich vorgegeben zu haben, er verstünde kein Deutsch. »*Bonne nuit, cheribibi*«, erwiderte er feierlich und ging, ohne stehenzubleiben, weiter. Auch die Morgans waren da und tranken Tee. Mrs. Morgan sah adrett und wach aus, hantierte mit der Teekanne. Ihr Mann saß stillvergnügt dabei, beobachtete sie mit kindlicher Schläfrigkeit. »Eine Tasse Tee?« rief sie Farkas zu; die Deutschen zuckten leicht zusammen. »Nein, danke«, sagte Farkas. »Sagen Sie, was geht hier eigentlich vor?« fragte der Mann. »Ein minderer Fall von Revolution«, sagte Farkas und ging.

Jetzt stand er auf dem Balkon und sah zu, wie der Himmel endlich zur Ruhe kam. Die Wolken gaben ihre Jagd auf und gruppierten sich um den Mond. Farkas fühlte sich müde. Als er hineingehen wollte, sagte das Mädchen nebenan aus dem Fenster:

»Könnte ich Sie kurz mal sprechen?«

»Natürlich«, sagte Farkas, ging zurück ins Zimmer, knipste die Nachttischlampe an und versteckte seinen dunkelgrünen Schlafanzug unter dem Kissen. Es klopfte, er ging zur Tür und ließ sie ein. Sie trug einen weißen Morgenrock und hatte ihr langes, gewelltes Haar gekämmt. Sie sah Farkas nicht an, sondern ging zum Fenster und blickte hinaus. Dann drehte sie sich um und lehnte sich an die Wand. Ihr Gesicht lag im Halbschatten.

Farkas sah sie an und stellte sich vor, wie sie auf seinem Bett aussehen würde. Sie sagte: »Es tut mir leid, so reinzu-platzen. Sie verzeihen mir doch? Es ist schrecklich, heute nacht allein zu sein.« Sie hatte ihr Gewicht auf den rechten Fuß verlagert, wie ein Mädchen, das, einen irdenen Krug Wasser tragend, mit nackten Brüsten zu einem Wüstenbrunnen geht; es war eine biblische Pose, und Farkas dachte, wie es wäre, ihren warmen Körper zu berühren, speziell die Mulde in ihrem Rücken. Und er dachte daran, wie sie neben ihm liegen würde, die Hände unter dem Kopf, an die Decke starrend, stumm, gefangen in dem Konflikt zwischen Befriedigung und Reue, bis sie schließlich zu erzählen anfangen würde. Wahrscheinlich ihre Lebensgeschichte. Wie ihr Vater, der distinguierte Direktor einer Wiener Bank oder vielleicht ein pensionierter Armeeoffizier (wir hatten ein Auto, wissen Sie) starb, ihre Mutter zurückließ (sie war immer noch schön, wissen Sie), die hart ums Überleben kämpfen mußte, wie sie in die Karmeliterschule ging und eines Tages einen jungen Mann (er war wirklich wahnsinig nett) namens Franz kennenlernte und wie sie ihn in seinem Zimmer am Graben zu besuchen pflegte.

Farkas dachte sich die Varianten aus : Würde sie ihn fragen, ob er Max Reinhardt wirklich gekannt hatte, oder erwähnen, daß sie ihn einmal in der Kärntner Straße mit dem Sänger Slezak gesehen hatte und ihn um sein Autogramm bitten wollte, aber nicht den Mut aufgebracht hatte, oder was? Vor vielen Jahren hatte ihm ein Nachtporier in Prag eine sudetische Kellnerin auf sein Zimmer geschickt, ein kleines, fleischiges Mädchen mit den schönsten Schenkeln, die Farkas je gesehen hatte. Gleich nachdem sie eingetreten war, fing sie zu plappern an, beginnend mit ihrer frühen Kindheit in Karlsbad und wie sie von fetten alten Männern begrabscht wurde; während sie sich auszog und auf Farkas' Schoß setzte, hörte sie nicht auf zu plappern, und selbst, als sie zusammen schliefen, redete sie weiter; schließlich drohte Farkas ihr mit dem Finger und sagte: »Wenn du nicht sofort aufhörst, werde ich eine Kurzgeschichte über dich schreiben.«

Vielleicht hat sie eine andere Variante, dachte er, als sie dort standen. Die Stille zwischen ihnen war wie die Berührung einer Maniküre, wenn einem plötzlich bewußt wird, daß die unpersönliche,

geschäftsmäßige Berührung die Berührung einer Frau ist. Das Zimmer wurde mit einemmal zum Ersten Absatz in Klammern, der der ERSTEN SZENE vorausgeht. Gegenstände wie *Bett, Schaukelstuhl* und *Flasche Brandy auf dem Tisch* nahmen in seinem Kopf Kursivschrift an, und DAS JUNGE MÄDCHEN (blond, etwa fünfundzwanzig, gefühltsbeladen) stand am Fenster, mit dem Gesicht zum AUTOR (älter, elegant).

»Herr Farkas«, sagte sie ruhig, »können Sie mir irgendeinen Grund nennen, warum ich mich nicht umbringen soll?«

Wenigstens hat sie einen Sinn für Dramatik, dachte er, stürzt sich in *médias res*, ohne sich um dröge Expositionen zu kümmern. Es begann ihm Spaß zu machen. *Außen*, setzte er seine geistigen Regieanweisungen fort, *warme Macht; der Liebhaber des jungen Mädchens baumelt an einem Laternenmast*. Jetzt, da die Tonart angestimmt war, gab es viele Möglichkeiten, fortzufahren; er konnte das Thema zum Pathetischen hindirigieren und sie in der Großen Szene an die Wärme der Sonne, das Glücksen Neugeborener, den Geschmack von gutem, starkem Kaffee und andere Geschenke des Lebens erinnern, oder er konnte den Ton des späteren Farkas beibehalten, die Frivolität und den Zynismus.

»Nein, weiß ich nicht«, sagte er, wohl wissend, daß er dies gesagt hatte, weil er befürchtete, sie könnte von ihrer Geschichte zu sehr gefangengenommen sein und ihm nur zuhören, wenn er sie schockierte, und daß sie sich möglicherweise vorgenommen hatte, die Szene zu dominieren und die Bühne irgendwann mit dem Pathos des nahenden Todes zu verlassen. Nein, meine Liebe, sagte er bei sich, die Hauptrolle spiele ich, und er kam sich vor wie Bors, der große Shakespeare-Darsteller, dem es immer gegen den Strich gegangen war, daß Hamlet eine Mutter hatte und er deshalb das Stück nicht ganz an sich reißen konnte.

Sie sah ihn flehend an. »Bitte«, sagte sie, »wollen Sie mich nicht ernst nehmen?«

»Mein liebes Mädchen«, sagte er und zupfte an seinen Manschetten, »man kann den Frauen viele böse Dinge antun. Man kann sie mit einem Kind sitzenlassen, man kann sie schlagen und betrügen. Nur ernst nehmen darf man sie nicht. Das läßt sie vor der Zeit altern.«

Sie wiegte den Kopf.

»Er hat mich nicht ernst genommen«, sagte sie, setzte sich auf einen Stuhl und sprach so sicher, als wäre Farkas ein alter Bekannter. »»Don Innocenzo«, fragte ich ihn am ersten Morgen, ›würden Sie bitte mein Visum verlängern?« Er inspizierte den Paß und sagte: ›Wie ich sehe, sind Sie in Wien geboren, eine prachtvolle Stadt.‹ Ich war krank vor Angst, und er redete von Wien. So waren sie alle: zum Beispiel Poschl, der mir die Ausreise genehmigung erteilte. Als ich zu ihm ging, schlug mein Herz wie verrückt. ›Ach, mein Mädchens rief Poschl aus, ›mein hübsches kleines Fräulein Levy will unsere Stadt verlassen; welch ein Jammer! Und er lachte und streichelte mich und kam am nächsten Abend mit der Genehmigung auf mein Zimmer. Oder in Prag, im ersten Jahr, der Anwalt Jurcek, der meinen Vertrag abgeschlossen hatte. ›Doktor Jurcek‹, sagte ich zum wiederholten Mal - und ich meinte es todernst, es war unglaublich wichtig, bleiben zu können: ›Doktor Jurcek, wird alles gutgehen?«

Er kniff mich ins Kinn, entledigte sich seiner Brille, später seiner Schuhe und sagte: ›Ein so reizendes Mädchen wie Sie sollte sich um Dinge wie die Polizei keine Sorgen machen.‹

Aber *er* war der Schlimmste«, fuhr sie fort, »der von hier. ›Et alors, meine kleine Jüdin‹, verhöhnte er mich an jedem Monatsende, ›nun, nun, meine kleine pluto-bolschewistische Weltverschwörerin, Erzfeindin der Achse‹, sagte er, fröhlich mit meinem Paß spielend. ›Don Innocenzo, bitte‹, bettelte ich ihn immer an (inzwischen kam er mich fast jede Nacht besuchen), ›bitte, bitte, es ist sehr wichtig.‹ ›Ach, kleine Jüdin‹, erwiderte er lächelnd, ›wenn ich dich nun deportieren ließe, meine kleine negroidsemitische Kreuzung, wenn ich dich nun in die Gaskammern nach Polen schicken würde?« Er machte sich immer lustig über mich.«

Sie fuhr fort: »Nein, er hat mich wirklich nicht ernst genommen. Er sagte, ›Mein Ferkelchen, heute nacht waren deine Küsse sehr, sehr heftig; versteht sich, morgen läuft deine Genehmigung ab.‹ Es stört Sie doch nicht, wenn ich Ihnen all das erzähle?« Sie blickte zu Farkas auf, wartete aber nicht auf Antwort. »Erst vor ein paar Tagen sagte er: ›Sag mal, kleine Jüdin, wenn wir den Krieg verlieren würden, wirst du mir dann, wenn ich komme und mit dir schlafe, ein Visum geben?« Heute abend wollte ich hinuntergehen«, sagte das Mädchen mit

plötzlicher Gelassenheit, »und mit ihm sprechen. ›Auf Wiedersehen, Don Innocenzo‹, wollte ich sagen, ›Sie gemeiner Mensch, auf Wiedersehen‹, zum letzten Mal seine Hand streicheln, aber ich hatte Angst, daß er, tot, wie er war, vom Laternenpfahl herunter sagen würde: ›Ah, voila, petite Jüdin, warum bist du so zärtlich? Ach, natürlich, dein Visum läuft ja morgen ab.‹ «

»Frauen sind wunderbar!« sagte Farkas, bevor sie zu weinen anfangen konnte, und bot ihr eine Zigarette an. »Nichts macht sie zärtlicher als ein Grobian. Komm, sei schlecht zu mir und sei mein Mann. Aber ernsthaft: Don Innocenzo war ein Schuft. Es ist viel besser für die Welt und Sie darin, daß er tot ist. Sie sollten sich freuen. Keine Schwierigkeiten mehr mit dem Visum. Vielleicht macht man Sie sogar zur Ehrenbürgerin von San Fernando. Oder hat es Ihnen etwa Spaß gemacht, jeden Monat erpreßt zu werden?«

Sie zog eine Grimasse voller Resignation und ohne Sentimentalität. »Ich habe nie Spaß, Herr Farkas«, sagte sie. »Ich bin notorisch unglücklich. Wenn mir eine schwarze Katze über den Weg läuft, was unserem Aberglauben nach Unheil bedeutet, läuft die Katze mit hängendem Kopf nach Hause und sagt zu ihrer Familie: ›Stellt euch vor, eben ist mir Antonia Levy über den Weg gelaufen, was für ein Omen!‹ Sie sagen, ich soll mich freuen, kein Krieg und keine Genehmigungen mehr. Aber was dann? Ich weiß nicht, wohin. Nächsten Monat werde ich dreißig; ich fühle mich häßlich und einsam. Ich hasse es, vor ältlichen Invaliden die Geige zu spielen. Ich habe nichts, wohin ich zurückkehren könnte. Mama ist voriges Jahr gestorben. Jeder Morgen nach dem Aufwachen ist wie ein Montagmorgen, wenn man unvorbereitet zur Schule geht.«

»Trinken Sie einen Cognac«, sagte Farkas. »Und hören Sie auf, sich leid zu tun.« Er goß ihr einen ein. »Das Leben ist nicht besonders angenehm, aber ich kann Ihnen auch nicht beweisen, daß der Tod es ist. Alles hängt davon ab, was Sie wollen. Sollten es rosarote sorgenlose Ferien sein mit einem stattlichen, reichen, netten englischen Herzog, vielen Porzellanhündchen und ohne Kopfschmerzen, dann sollten Sie es gleich aufgeben. Sie sind der Typ, der sich immer über irgend etwas Sorgen macht. Wenn nicht über Mama, dann über Franz oder die Genehmigung, das Visum, den Friseur, das Altwerden, die Krähenfüße. Aber die Vorstellung, in einer dunklen

Grube zu liegen mit Würmern, die an einem nagen, ist auch nicht sehr erbaulich. Sollten Sie gekommen sein, um von mir ein Visum für ein Leben nach dem Tod haben zu wollen, sind Sie entschieden an der falschen Adresse.«

»Wie weise Sie sind, Herr Farkas«, seufzte sie. »Dabei sagen die Leute, daß Sie es schwer mit sich haben!«

Farkas ging zu ihr und hob ernst ihr Kinn. Ihre Haut war warm.

»Mein liebes Mädchen«, sagte er und sah ihr in die Augen, »Ihr Weltschmerz* ist sehr langweilig. In den letzten vier Jahren sind einige meiner besten Freunde gestorben, darunter bedeutende Männer. Dazu sterben täglich viele hoffnungsvolle, vitale, junge Männer einen gewaltsamen, ungewollten Tod. Ihr Selbstmord wäre kein Verlust für die Welt. Selbst in normalen Zeiten würde eine Notiz darüber nur in der Regionalzeitung unter Gemischtes zwischen der Geburt von Drillingen und dem Kohlepreis erscheinen. Irgendwann werden Sie alt sein, Ihre Zähne und den Glanz Ihres Haares verlieren. Die Welt wird weiter herzlos und unwirtlich sein. Ich kann Ihnen nichts anbieten als die Hälfte meines Bettes und ein Autogramm.«

Sie sah zu ihm auf und wurde bleich, haßte ihn für das, was er gesagt hatte. Kurz dachte er, sie werde zu weinen anfangen. Sie schluckte hart; ihre Lippen waren ein dünner Strich. »Vielen Dank«, sagte sie, »daß Sie mich so aufbauen. Ich werde es als Kompliment nehmen.« Sie trank einen Schluck, schüttelte ihr Haar und sagte »ah«, als der Cognac sie von innen zu wärmen begann. Sie verzog maliziös das Gesicht. »Und dann werde ich auch ein bißchen Geld brauchen«, fügte sie, ihn anstarrend, hinzu.

Bravo, dachte er. »Schon besser«, sagte er. »Natürlich, Geld. Das geht in Ordnung.«

»Und bitte kein Autogramm«, sagte sie. »Und natürlich werden Sie vergessen, was ich Ihnen erzählt habe.« Sie ist keine sehr gute Schauspielerin, dachte er. »Ich habe mir seit Tagen den Kopf zerbrochen«, fuhr sie trocken fort, »wie ich Sie kennenlernen könnte. Heute abend hatte ich so große Angst, daß mir jede Entschuldigung recht war. Sie haben mich schnell durchschaut.«

»Ja«, sagte er und goß sich noch einen Drink ein. »Die meisten Frauen benehmen sich nämlich wie in meinen Theaterstücken, das

heißt so, wie sie sich benehmen würden, wenn ich sie nicht zurechtstutzen würde. Was ist nun mit Don Innocenzo?«

»Er war mir widerlich«, sagte sie. »Dabei war er eigentlich nicht mal ein Unmensch.«

Du bist wie Marianne, dachte Farkas, Marianne, die ehrliche Hure in *Die stolze Gans*. Gizella konnte sie gut spielen. Gizella hatte einmal, als sie ihn um ein kleines Zeichen der Zuneigung angefleht hatte, gesagt: »Wenn du nur ein einziges Mal sagen würdest: ›Liebling, ich werde dich immer lieben, nie verlassen, immer beschützen‹; wenn du das nur ein einziges Mal sagen würdest.« Aber Gizella hatte einen miserablen literarischen Geschmack.

Er betrachtete sie, als sie mit der Härte, die sie aufgesetzt hatte, ihren Drink schluckte, um ihren jämmerlichen Part der kleinen Nutte zu unterstreichen. Sie versuchte, das unglückliche Flüchtlingsmädchen zu verbergen, das irgendwann in ihr Zimmer zurückeilen, den Kopf im Kissen vergraben und nach Mama rufen würde. Er war jetzt zufrieden; die Szene war so gelaufen, wie er sie sich vorgestellt hatte, als hätte er sie konzipiert. Sie tat ihm sogar leid, obwohl er wußte, daß sie der Typ war, der leicht zu trösten ist.

»Kommen Sie«, sagte er, »lassen Sie das Theater.« Sie blickte mit einer Mischung aus Erschrecken und Mißtrauen auf und war im Begriff, etwas Bitteres zu sagen, aber er ging zu ihr, setzte sich auf ihre Stuhllehne und fügte mit tiefer Stimme, so wie es richtig war, »Arme kleine Tony« hinzu; sie senkte den Kopf, verbarg ihn in den Händen und weinte so, wie sie hatte weinen wollen, seitdem sie ins Zimmer gekommen war, während er ihr weiches Haar streichelte und sie dabei kurz im Spiegel sah; er machte eine Handbewegung wie der Zauberer in *Rabbits from a Hat: Presto! Voila!* Wieder einmal geschafft. Aber leider schämte er sich jetzt wirklich.

D A S T H E M A

Ich saß unrasiert, heiser, im gleißenden Sonnenschein am Mittagstisch, über eine Bleistiftskizze gebeugt. Seit drei Uhr morgens war das Dorf und Kurbad San Fernando unter gewissenhafter Kontrolle des, wie wir es heute nennen, Nationalen Befreiungskomitees, dessen Kommandant ich, Giacobbe, bin. Natürlich hatten wir die ganze Zeit einen Plan, sorgfältig von mir, Chef Luigi, Francesco, dem Anführer der Steinebrecher, und Alberto, dem Kriegskrüppel der Wüstenkampagne, ausgeklügelt. Durch einen glücklichen Zufall waren gestern alle Steinebrecher im Dorf und warteten auf eine Entscheidung darüber, ob das für den nächsten Sonntag angesetzte Fußballspiel stattfinden würde. Was uns anging, sollten wir uns ohnehin mit den Männern der Waschfrauen treffen - Sie werden später von ihnen hören. Kurz gesagt, hatten wir gestern gegen vier Uhr eine größere Zahl von Männern zusammengezogen. Insofern waren wir, als die große Neuigkeit gegen fünf Uhr übers Radio kam und Foa auf einem Fahrrad zu uns gesaust kam, um sie uns mitzuteilen, in der Lage, ohne Verzögerung unsere Streitkräfte einzusetzen, während die Kräfte der Reaktion entweder perplex, betrunken oder im Bett waren. Als wir unsere unmittelbar verfügbaren Köpfe zählten, stellte sich heraus, daß uns für taktische Zwecke achtzig Männer zur Verfügung standen. Natürlich waren sie, bis auf zwei Gewehre und eine Vielzahl von Äxten und Spaten, unbewaffnet. Unsere strategischen Reserven betrugen bekanntermaßen über einhundert Mann, inbegriffen die Fischer, die von Ciro, unserem Lokalpoeten, den Sie übrigens kennengelernt haben sollten, recht gut organisiert waren. Die Etablierung einer schnellen Kommunikation war die erste Aufgabe; da ich zum Kommandanten gewählt worden war, nahm ich zehn gute Männer und besetzte das Post- und Fernsprechamt. Das war natürlich einfach, da es für die Öffentlichkeit schon gesperrt war und Signorina Lisabetta, eine dümmliche alte Jungfer mit Brille, die sich für nichts als ihre bevorstehende Pensionierung und ein paar bösartige Papageien interessiert, im ersten Stock über dem Amt zu Abend aß. Francesco, Alberto und ich gingen hinauf zu ihr und forderten im Namen der Freiheit die Schlüssel zu

ihrer Amtsstube. Leider muß ich sagen, daß sie sich weigerte, zuerst indem sie um Hilfe schrie, dann eine große Kaffeekanne nach uns warf und außerdem, zweifellos versehentlich, einen Papagei. Francesco mußte sie entwaffnen, während ich zu erklären versuchte, daß unser Eindringen rein politischer Natur sei. Sie wollte mir nicht glauben, beschimpfte uns als Banditen, aber als Francesco sie zum Sofa bugsierte, begann sie Vergewaltigung zu riechen und hörte auf, sich zu wehren. Dort lag sie, knochig und widerwärtig, wie solche Beamten nun mal sind, die Brille auf der Nasenspitze, und keuchte; ihre Beine zuckten vor Erregung. »Ihr alle drei?« fragte sie heiser und fürchtete vermutlich das Allerbeste, aber Francesco bat wieder nur um die Schlüssel, was einen neuen Anfall hervorrief; der Kampf fing von vorn an. Endlich hatten wir die Schlüssel; nachdem wir Signorina Lisabetta gefesselt und geknebelt hatten, schlossen wir sie in ihrem Schlafzimmer ein, gingen nach unten und richteten uns im Postamt ein. Es war der Vorabend des 9. September neunzehnhundertdreißigvierzig.

Das Postamt wurde also zu unserem Hauptquartier. Ich sollte dort bleiben, um alle Schritte mit Alberto und Francesco, den Feldkommandeuren, wenn man so will, zu koordinieren. Ich übernahm die Leitung des Telefonamts selbst, allerdings unter gewissen Schwierigkeiten, da ich im Umgang mit einer solch komplizierten Maschinerie keine Erfahrung hatte. Aber im großen ganzen lief alles recht gut. Ich erreichte die Fischer, berichtete ihnen die Neuigkeiten und bat sie, für weitere Anweisungen zur Verfügung zu stehen. Dann telefonierte ich mit der Werkstatt und rief die für unsere Mobilität so wichtigen Lastwagenfahrer zusammen.

Kurz gesagt war unsere Aufgabe folgende : (1) die Truppen der Reaktion zu entwaffnen und ihre Anführer festzunehmen; (2) alle strategisch wichtigen Punkte unter Kontrolle zu bekommen; (3) ein Arbeitskomitee für die Lösung der Probleme San Fernandos, wie die Freilassung der Waschfrauen und Leonardos, einzurichten und schließlich vor der Ankunft der alliierten Truppen Recht und Ordnung wiederherzustellen. Der Chef Luigi, der für den Nachrichtendienst verantwortlich war, traf einige Minuten nach seiner Benachrichtigung ein. Das Codewort für unsere Operation war *Speranza*. Er trug, als er eintraf, immer noch Kochmütze und -jacke, aber glauben Sie mir,

niemand hier besitzt so viel stille Würde wie der Chef Luigi. Wir hielten eine schnelle Konferenz ab; angesichts dessen, was er uns über Don Innocenzos passive Reaktion auf die Neuigkeiten berichtete, entschieden wir uns für einen neuen, einfachen Angriffsplan.

Die erste Aufgabe sollte darin bestehen, die Miliz, die aus fünfzehn bewaffneten, aber verstreut agierenden Männern bestand, zu entwaffnen. Fünf von ihnen, wußten wir, tranken bei Pina, drei patrouillierten auf der Abteistraße, zwei hielten sich wahrscheinlich in der Nähe des Dorfplatzes auf, einer, ein schiegender Wirrkopf namens Ignazio, lag mit der Frau eines der Männer im Bett, die auf der Abteistraße patrouillierten, und vier befanden sich auf dem Milizposten oben im Dorf. Zuerst rief ich Pina an; nachdem ich ihr vom Waffenstillstand erzählt hatte, bat ich sie um Informationen über die fünf Milizionäre. Die gute alte Pina, obwohl selbst eine üble Ausbeuterin, hatte immer ein Herz für die Kümmernde des Dorfes. Ich wußte, ich konnte ihr trauen. Sie erzählte mir, daß Sie gerade gehen wollten und daß die fünf Milizionäre, nachdem sie die erste Runde bestellt hatten, ruhig dort saßen. Ich bat sie, die Männer aufzuhalten, und schickte den Schützen Alberto mit fünfzehn Männern in einem Lastwagen los.

Alberto hatte ausreichende militärische Erfahrung, um mit einer solchen Aufgabe fertig zu werden, aber das größte Problem war, den Auftrag schnell und gründlich zu erledigen und, wenn möglich, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Er umstellte Pinas Lokal, postierte fünf Männer auf dem Lastwagen vor dem Haus, während die anderen um das Haus herumgingen, durch das Schilf wateten und so die Falle vom Meer aus schlossen. »Kein Dünkirchen dort«, meldete Alberto später stolz. Sie schnappten den ersten Faschisten gleich nach ihrer Ankunft, vor dem Hauptangriff: Er trat gerade auf die Planken, die ins Wasser hinausführten, um sich zu erleichtern, als Albertos Männer ankamen. »He, Augusto«, rief ihm einer zu, als er dort mit gespreizten Beinen leicht schwankend stand.

»Wer da?« fragte er und wurde, bevor er wußte, wie ihm geschah, überwältigt und entwaffnet. Sie steckten ihn in das einzige Ruderboot, das der armen Pina geblieben war; zwei Männer blieben als Wächter bei ihm, stülpten ihm ihre Jacken über den Kopf, um sein Stöhnen zu dämpfen. Sein Gewehr und seine Pistole waren als erste Kriegsbeute

hoch willkommen und gaben Alberto Selbstvertrauen. Er betrat, gefolgt von vier Männern, das Café von hinten, während die anderen von vorne hereinkamen, so unschuldig wie möglich dreinschauten und sich paarweise an mehrere Tische setzten. Es waren übrigens alles Steinebrecher, kleine, untersetzte Männer, aber es gibt keine härteren Burschen als die Steinebrecher von San Fernando.

Die Terrasse war leer (Sie waren bereits gegangen); die vier Faschisten saßen am Meer, während Pina über sie gebeugt war und ihnen - Alberto schwört es - schmutzige Witze erzählte, um sie am Gehen zu hindern. So ist die Dialektik der Geschichte. Eine alte Bordellbesitzerin unterstützt die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit mit schweinischen Anekdoten. Albertos Eintreten wurde kaum zur Kenntnis genommen. Die Faschisten grölten vor Lachen, hieben auf den Tisch und Pinas fettes Hinterteil, verlangten lautstark nach weiteren Witzen. Nun besaß unsere Pina schon immer Sinn für Humor. Ich weiß nicht, wie oft Sie mit ihr gesprochen haben, oder ob Ihr Italienisch gut genug ist, um ihren schnellen trockenen Witz, ihren prächtigen Zynismus zu verstehen, der aus der Welt ein großes, nicht allzu attraktives Bordell macht, wo Männer und Frauen Sklaven ihrer Lust sind, die sie mit materieller Gier verbinden. Sie ist altmodisch, diese Pina, ein Überbleibsel der Boccaccio-Ära vielleicht, als listige Weiber die Geburtsrate der Gemeinde kontrollierten, indem sie die Zufuhr ihrer Liebesdienste sorgsam regulierten; sie hat mich oft an die alten Holzschnitte von einem Renaissance-Schlafzimmer mit hinter einem Vorhang verborgenen Mönch und einer Magd erinnert, die süß und naiv mit nackten Brüsten auf ihrem Bett sitzt, während eine alte Amme - eine frühe Pina - den Mönch heranwinkt.

Wie auch immer, dort war sie, erzählte der Truppe der Reaktion zottige Geschichten. Sie hatte Alberto und seine Männer bereits bemerkt. Sie setzte sich auf den Tisch; als die Faschisten nach immer mehr Witzen schrien, schlug sie die fetten alten Beine übereinander und fragte laut, ob sie den Witz von der Geisteskrankheit des Königs schon kannten. »Wovon?« fragte einer der Männer; langsam verebbte ihr Gelächter, und eine peinliche Stille blieb zurück. Sie blickten um sich, und einer von ihnen, ein fetter, schwitzender Kerl namens Andrea sagte: »Pina, nimm dich in acht.« - »Ich nehme mich in acht, du Tropf«, erwiderte sie großartig, »aber was hat das mit der

Geisteskrankheit des Königs zu tun?« Ihre Stimme war sehr laut, triumphierend, wie geeignet für die Oper. Der Fette wurde nüchtern. »Rede nicht so«, sagte er. »Du könntest Ärger kriegen.« Die anderen schnaubten zustimmend. »Das glaube ich nicht«, unterbrach Alberto und trat zu ihnen.

Alberto war den Leuten - besonders den Faschisten - immer unangenehm gewesen, seit er mit zwei obszönen, rosafarbenen Klumpen Fleisch statt seiner Hände, die von einer Handgranate abgerissen worden waren, aus Afrika zurückgekehrt war. Er war die Fleisch gewordene Erinnerung daran, daß der Krieg eine blutige Sache und kein ruhmreiches Abenteuer ist. Sie betrachteten ihn, wie er dastand, die verstümmelten Hände in die Hüfte gestützt. »He, Alberto«, schrie der Fette, »zu tief ins Glas geschaut?« - »Keinen Tropfen«, erwiderte Alberto, streckte dann seine rosafarbenen Klumpen Fleisch aus, nahm das Glas des Fetten unbeholfen auf und sagte, es hochhaltend: »Zum Teufel mit den Deutschen!« und trank. Er hatte seinen Spaß, der gute Alberto, und hätte seinen etwas theatralischen Triumph gern weiter ausgekostet, erinnerte sich aber glücklicherweise, daß die Zeit knapp und kostbar war. Also gab er ein Zeichen, woraufhin die Steinebrecher die vier Faschisten umringten. Der Fette sprang auf und griff nach seiner Flinte, aber es war bereits zu spät. Einer der Steinebrecher hieb ihm seine Axt über den Kopf; er stürzte zu Boden. Die anderen glotzten stumm, wurden ordnungsgemäß entwaffnet und zum Lastwagen geführt.

Unterdessen waren auch Francesco und Ciro nicht untätig gewesen. Die Lastwagenfahrer, gesegnet seien sie, waren alle angetreten, und so konnten wir gleichzeitig handeln. Francesco, der vor Aufregung hustete, sein graues, angespanntes Gesicht rot vor Tuberkulose und Zufriedenheit, nahm zwanzig Leute und marschierte ins Dorf zum Milizposten. Ciro, der Dichterfischer, nahm einen weiteren Lastwagen mit fünfzehn Männern. Seine Aufgabe bestand darin, wenn möglich, zerstreute Milizpatrouillen aufzulesen und zur Fischerei zurückzukehren, die er im Namen des Volkes übernehmen sollte, seine Männer neu zu sammeln und einen Kern des Widerstands in der Abteistraße zu bilden. Weitere zehn gute Leute, eine buntgescheckte Menge, wurden von Benito, dem Laufburschen des Lebensmittelhändlers, und dem Juden Foa angeführt, der von meinem Telefonat aus dem Bett

gerissen worden war, keuchend im Postamt ankam, das biblische Löwenhaupt in Flammen, mit der Flinte, die er unter einem Sack getrockneter Erbsen versteckt hatte. Sie machten sich auf, um das Altenheim der pensionierten Gendarmeriebeamten, ein Nest apoplektischer Reaktionäre, im Wald direkt neben dem Tennisplatz niederzukämpfen, um dann den Bahnhof und das Stellwerk zu besetzen. Zur selben Zeit erbot sich Alfieri, der Bademeister, die Seefluchtwege zu lähmen, indem er alle Ruder- und Segelboote des Königlichen Yachtclubs stahl und hinter dem Badehaus vertäute, einer ausgezeichneten Verteidigungsposition, nur zugänglich über die hölzerne Brücke. Der Chef Luigi andererseits kehrte ins Paradiso zurück, um Don Innocenzo oder jedwede Bewegung zu beobachten und in dem Augenblick zuzuschlagen, wenn wir alle da waren. Zum Glück brauchte er keine Extraleute, da er von einer Anzahl von Küchenhilfen und Kellnern unterstützt wurde.

Ich blieb mit fünfzehn bis zwanzig Männern und einem Lastwagen, der, falls nötig, als Verstärkung benutzt werden sollte, im Postamt. Da war ich nun, Giacobbe, allein im Postamt; draußen warteten die Männer und kochten über einem Primuskocher, den sie in Signorina Lisabettas Küche entdeckt hatten, Kaffee in einem Blechtopf. Es gab nichts zu tun, als auf die Rückkehr der anderen zu warten. Bis dahin hatte ich keine Angst empfunden, ich hatte zuviel damit zu tun, den Plan durchzugehen, den Männern Befehle zu erteilen, Telefonate zu führen und entgegenzunehmen. Aber jetzt war es anders : Ich war allein; durch das Fenster konnte ich hinunter auf San Fernando und seine Lichter und Bäume blicken, hinunter zum Meer und hinüber zur Abtei, die groß und teilnahmslos dastand. Ich pfiff die *Marseillaise*, die *Internationale* und *La Bandiera Rossa*, schrecklich falsch pfiff ich, und ich wußte, daß ich Angst hatte; ich hatte einen Klumpen im Magen, und mir war kalt. Ich ging die Lage zum hundertsten Mal durch, listete die objektiven und subjektiven Gegebenheiten auf, dachte zuerst in abstrakten Begriffen wie Krieg, Elend, Bitterkeit, dann an die unmittelbaren Gegebenheiten, an die in der Abtei eingesperrten Waschfrauen, ihre Männer und deren heftige, ungeduldige Worte und an die Dörfler im allgemeinen, die so herrliches Getreide und dicke Weintrauben erzeugten und trotzdem graues, pappiges Brot aßen und billigen Wein tranken, der nach Essig

schmeckte; an Albertos rosa Fleischklumpen und seine erbitterte Rede und an die Fischer, die nie redeten, es sei denn durch Ciro, den Dichter, der mich nachts besuchte und unter der Petroleumlampe seine Verse las, die so schwer und gewichtig waren und doch so ursprünglich und einfach, daß sie wie von einem vor sich hinplappernden Kind klangen.

Und am meisten dachte ich an Leonardo, der im Gefängnis auf sein Verhängnis wartete, der befreit werden, zu uns kommen und uns glücklich und frei vorfinden würde. Dann würde es *eine festa* zu seinen Ehren geben; ja, in dieser Nacht beschäftigte ich mich in Gedanken mit dem Fest, einer großen, richtigen Fiesta mit langen Tischen im Garten, vielen Menschen, bunten Papierlampions und Girlanden über unseren Köpfen und gutem Wein in sauberen, beschlagenen Karaffen und viel fettem Essen, Gesang und Reden, ein wirklich großes Fest ohne Schuldgefühle und Angst, und mit Leonardo, der in einem neuen weißen Anzug am Kopf des Tisches saß und dessen Stirn wieder leuchtete; Leonardo, ungebrochen, aufrecht und voller Tatendrang. Lenin, verzeih meine Gefühlsduselei, aber genau so, in diesen Begriffen, dachte ich an diese Nacht, an Feste und Gelächter. Aber dann dachte ich an auch *sie*, an Don Innocenzo, seine Überheblichkeit, seinen Machthunger, seine Stiefel und Witzchen und seine Grausamkeit, an Pater Giuseppe, den Schatten über San Fernando, nie ermüdend, allgegenwärtig, die Arbeit der Leute, ihre Träume und Sünden kontrollierend. Würden sie tatsächlich von ihren erlauchten Posten verschwunden sein, bevor die Nacht vorüber war? Das fragte ich mich und blieb ohne Antwort. In ganz San Fernando bewegten sich unsere Männer mit der grimmigen Effizienz, auf die ich immer gehofft, die ich jedoch in Frage gestellt hatte. Würden sie triumphieren, oder hatte ich etwas entfesselt, das tragikomisch scheitern würde? Erstaunlicherweise waren sie bereit zu handeln, diese Männer; es sah aus, als wären diese letzten zwanzig Jahre vorübergegangen, ohne ihre Bitterkeit und Bereitschaft zu beeinflussen, geradeso wie die letzten hundert Jahre hier kaum viele Veränderungen erfahren haben bis auf das wachsende Bewußtsein dafür, daß die Felder, ihre Eigentümer und ihr Gott eines Tages von ihrer einschüchternden Allmacht entkleidet sein würden. Francesco kam als erster zurück, glühend vor krankhafter Erregung, stolz,

beinahe großspurig. Sie hatten vier Faschisten gefunden, die sich lammfromm ergaben, als sie die Neuigkeiten erfuhren. Als erstes war der Posten umzingelt worden; Francesco war mit fünf Männern hineingegangen und hatte ihnen kurz erklärt, was geschehen war, eigenmächtig hinzugefügt, daß der Duce sich erschossen habe, daß die Alliierten in Rom waren und sich auch Berlin näherten und daß General Montgomery jeden Moment in San Fernando auftauchen könne, begleitet vom Oberrabbi von London und der Rotte, und daß die Milizionäre die Wahl hatten, entweder im U-Boot nach Japan zu fliehen oder sich den Einwohnern von San Fernanda ehrenhaft zu ergeben. Sie hörten wie betäubt zu, und als einer von ihnen, Pietro, ein langaufgeschossener Mensch aus Ravenna, Beweise haben wollte, erschoß ihn einer der Steinebrecher. Alle wollten die Waffen niederlegen, wenn man sie unbehelligt ziehen lassen würde. Francesco sagte : »In Ordnung«, ließ sich ihre Waffen (fünf Flinten und drei Revolver) und den Schlüssel zu den Vorratslagern geben und fügte hinzu, daß es in ihrem eigenen Interesse sei, in Schutzgewahrsam zu bleiben, da durch ein paar fehlgeleitete Dörfler Gefahr drohe, und sperrte sie in das benachbarte Gefängnis.

Es gab nur einen Haken an Francescos Triumph: Er fand das Gefängnis leer vor und entdeckte, daß Leonardo plötzlich auf dringenden Befehl von Don Innocenzo ins Paradiso gebracht worden war. Ich wurde immer aufgeregter; ich wußte, daß keine Zeit mit persönlichen Dingen zu verlieren war, daß wir aber auch nichts überstürzen durften. Ich telefonierte sofort mit dem Chef Luigi und fragte ihn nach Leonardo; er antwortete, daß Leonardo tatsächlich soeben, begleitet von zwei Milizionären, eingetroffen und Don Innocenzo betrunken sei, daß es aber keinen Grund zur Sorge gebe, da die Terrasse immer noch gut gefüllt sei, und daß Sie, Farkas, mit Don Innocenzo und den anderen dort seien. Also nahm ich ihm das Versprechen ab, ein Auge auf Leonardo zu haben und mich sogleich wissen zu lassen, falls etwas Verdächtiges vorfalle. Es war spät geworden, und es gab weder Nachrichten von Ciro noch von Foas Gruppe, die zum Altersheim und zum Bahnhof gegangen waren. Ich rief bei den Fischern an: »Ciro ist noch nicht da«, sagten sie. Ich schickte zwei Männer auf Fahrrädern zur Abteistraße, um nachzusehen, was geschehen war; dann rief ich im Bahnhof an, aber

niemand nahm ab. Schließlich besprach ich mich mit Francesco und fragte ihn nach seiner Meinung. Während wir noch diskutierten, kam Alberto mit den fünf Milizionären aus Pinas Café; unsere Männer sperrten sie im Schuppen hinter dem Postamt ein, und Alberto nahm an unserer Konferenz teil. Wir hatten jetzt die meisten Milizionäre im Griff, und es gab keinerlei Anzeichen, daß man uns auf die Schliche gekommen war.

Dann rief Foa an. Er war sehr aufgeregt. »Hier Foa - *speranza*«, meldete er sich. »Alles unter Kontrolle. Wir haben den Bahnhof und das Altersheim besetzt. Keine Ausfälle; Antonio und Oberst Peruggio, der Leiter des Altersheimes, sind unsere Gefangenen.« Ich bat ihn, an beiden Orten eine starke Wache zurückzulassen und mit dem Rest der Männer sofort zu uns zu kommen. Unterdessen entschieden wir, daß es Zeit sei, die Dörfler zusammenzurufen und unsere Operationen mit einer Massendemonstration auf dem Dorfplatz zu beenden. Damit wurde Alberto beauftragt: Er wollte zurück ins Dorf laufen, die Männer, denen er vertraute, scharfmachen, sofort mit ihnen losmarschieren und uns an der Kirche treffen.

Es wurde spät, und ich fürchtete, daß Don Innocenzo und die anderen nach Hause gehen und wir sie nicht mehr im Paradiso antreffen würden, auch machte ich mir wegen Leonardo Sorgen. Noch immer gab es keine Nachricht von Ciro, aber wir konnten nicht länger warten. Langsam reihten wir uns zu einer Marschkolonne auf, während die Lastwagen davonfuhren, um die Dörfler aufzulesen. Ich ließ zwei verlässliche Männer beim Telefonamt zurück; wir gingen auf die Hauptstraße hinaus, und die Männer stellten sich auf, acht nebeneinander. Unter den staubigen Bäumen war ihr ruhiges, aber triumphierendes Geflüster und das Schlurfen von ziemlich vielen Füßen zu hören. Foa kam mit seinen Männern und gesellte sich dazu; jetzt war nichts mehr zu tun, als auf Alberto zu warten in der Hoffnung, daß mit Ciro alles in Ordnung war und er später zu uns stoßen würde.

Foa erzählte uns mit seiner in der Dunkelheit bebenden biblischen Haartolle seine Geschichte. Sie waren zuerst mit Benito, der ihnen den Weg durch den Wald wies, zum Altersheim gegangen. Einer der Steinebrecher, ein ehemaliger Elektriker, kletterte auf einen Baum und schnitt das Telefonkabel durch, denn das Altersheim hatte eine direkte

Verbindung nach Ravenna. Währenddessen gingen vier Männer, bewaffnet mit Äxten, Foa's Flinte und einem alten Revolver, angeführt von Benito und Foa, zur Haustür, während die anderen im Garten blieben und die Fenster und den Dienstboteneingang im Auge behielten. Bevor sie klingelten, kroch Benito zu dem großen französischen Fenster, das Licht in die Nacht hinausschickte. Er sah zehn bis zwölf Leute an Tischen sitzen und Karten spielen. Unter ihnen der Oberst, ein großer Mann mit rotem Gesicht, und die anderen, meist ältere Männer und Frauen, steif in feinen Anzügen und Kleidern, Karten spielend, als stünde die Welt still.

Dann klingelte Foa; der Oberst öffnete selbst die Tür. »Er trug eins der gestreiften Kunstseidenhemden, die ich ihm im Jahre '38 verkauft habe«, sagte Foa. »Er sah groß, kahl und abstoßend aus und war überrascht, mich zu sehen. ›Foa?‹ fragte er, ›was zum Teufel tun Sie hier?‹ Aber Benito war ungeduldig - er haßte den alten Mann -, drängelte sich an mir vorbei und sagte: ›Sie sind in Schutzgewahrsam genommene Ich wunderte mich, woher der Junge das ausgefallene Wort hatte. ›Das ist richtige fügte ich hinzu, ›es hat eine Revolution gegeben‹, wobei ich mich fragte, ob ich ihn wieder mit ›Eure Exzellenz‹ anreden sollte. Unterdessen gingen Benito und ich, begleitet von zwei Steinebrechern, einfach in den Salon. Ich werde mich immer an den Oberst erinnern, wie er in seiner weißen Sommeruniform in meinen Laden kam, wie seine Sporen die Dorfstraße entlangklirrten, an seine Reitpeitsche und sein Monokel, seinen strengen kahlen Schädel und an die Art und Weise, wie er sagte: ›Nun, Foa, was ist mit dem Steigbügel?‹, als hätte er mir die Steigbügel und alles andere geborgt und wollte es nun zurückhaben. Die Leute im Salon waren offenbar taub, sehr taub, denn sie hatten von unserem Auftritt, dem Krachen und dem Brüllen keine Notiz genommen. Sie spielten einfach weiter.«

»Diese Szene werde ich nie vergessen«, fuhr Foa fort, »diese aufgeputzten, eleganten Menschen, die stumm an den grünen Filztischen saßen und in ihre Karten starrten. Sie spielten Bridge oder irgendein ausgefallenes Spiel, und als Benito, die zwei Steinebrecher und ich eintraten, nachdem wir den Oberst unter der Aufsicht der anderen zurückgelassen hatten, sah ich eine alte Dame in einem rosafarbenen Kleid aus Satin vom Allerfeinsten, sich vorbeugen und

sehr laut sagen: »Four clubs.« Dann bemerkte sie uns ; die anderen blickten auch auf, und jeder einzelne gaffte und hatte eine komische Furche zwischen den Augen, nicht überraschend, so wie wir dastanden, Benito mit seinen dünnen Beinen, die aus sackförmigen Knickerbockern staken, mit seinen Sommersprossen, seinen großen Ohren; und die zwei Steinebrecher, dunkel mit Bürstenhaarschnitt und kragenlos, einer von ihnen kaute auf einem Zahnstocher, meine Flinte in der Hand, und nicht zuletzt ich selbst - der einzige, den sie gut kannten. Es herrschte Stille im Raum, aber aus dem Garten erscholl die ärgerliche Stimme des Oberst, zum Verstummen gebracht von einem lauten Klatschen. Dann trat Benito vor, trat gegen einen der Tische und sagte auf französisch: »Rien ne va plus« - der Himmel weiß, wo der Junge diese hochgestochenen Wörter her hat, aber es klang sehr eindrucksvoll. Leider hörten diese Leute es nicht; sie müssen besonders taub gewesen sein. Ein alter Mann - ich erinnere mich an ihn, weil er einmal eine Zahnbürste bei mir gekauft hat - er hob sich mit verärgerter Miene. Benito war rot im Gesicht und brüllte: »Sie sind festgenommene Die Dame im roten Satinkleid fragte ängstlich: »Was soll das alles?« - »Sie sind festgenommen«, rief Benito wütend, festgenommen, festgenommen!« Der alte Mann trat zu ihm und fragte: »Was wollten Sie noch mal?« Da stieß ihn Benito in einen Sessel und brüllte ein letztes Mal: »Sie sind festgenommene«.«

Foa fuhr fort: »Wir ließen ein paar Steinebrecher als Wache im Haus zurück, schlossen den Oberst im Klosett ein und gingen weiter zum Bahnhof; die Zeit war gut gewählt, denn der Zug aus Ravenna war in fünfzehn Minuten fällig, und Antonio trank oben Wein. Der Bahnhof war leer bis auf den alten Träger, der im Wartesaal döste. Wir schlenderten den Bahnsteig entlang und sicherten sorgsam in alle Richtungen nach verstreuten Faschisten oder Fremden - nichts. Als wir über den Bahnsteig gingen, entdeckte uns Signora Clara. Sie wissen ja, wie sie den ganzen Tag an ihrem Fenster sitzt, auf Züge wartet, Ankünfte oder Abfahrten beobachtet. »Guten Abend, bella signora«, begrüßte ich sie. »Ist Ihr Mann da?« - »Ja«, erwiderte sie ausdruckslos. »Dürfen wir ihn kurz mal stören«, fragte ich, »in einer wichtigen offiziellen Angelegenheit?« - »Natürlich«, sagte sie.

Also gingen wir nach oben, klopften an die Tür; Antonio ließ uns ein, in Hemdsärmeln, mit einer großen Papierserviette um den Hals,

und sagte: »Ich esse gerade einen Happen, Foa, dann habe ich zu tun, der Zug aus Ravenna, wissen Sie«, aber Benito ließ ihn einfach nicht ausreden. »Lassen Sie mal den Ravenna-Zug«, sagte er, »Sie sind nicht mehr Stationsvorsteher/ Antonio sah ihn an, sah uns an, hörte auf, einen seiner Backenzähne mit der Zunge zu reiben, und erwiderte: »Das ist ja wohl ein schlechter Witz.« Benito darauf: »Sagen Sie, Signor Antonio« - ich frage mich, woher der Junge diese Wörter nimmt! -, »sagen Sie, halten Sie Hitler für einen großen Mann?« -, »Natürlich ist er ein großer Mann«, Antonio wurde rot. Jetzt hören Sie mal zu! Glauben Sie...« Benito unterbrach ihn: »Halten Sie ihn für einen sehr großen Mann?« - »In der Tat, für einen sehr großen Mann«, erwiderte Antonio und verwandelte sich zu einer steifen Pose. »Gut«, sagte Benito, »das wollten wir nur wissen«, und spuckte Antonio ins Gesicht. Ich kann Ihnen nicht sagen, woher er die Stirn nahm, der junge Benito, aber er spuckte ihn noch einmal an, und Antonio wurde klar, daß etwas geschehen war, und der Speichel rann an seinen Wangen herunter wie Tränen. Dann übernahmen die Steinebrecher die Szene, zogen Antonio aus, nahmen seine schöne Uniform und seine Schlüssel, borgten sich ein paar Zigarren, die sie auf der Anrichte fanden, und sperrten Antonio in den Gepäckraum zu ein paar alten Koffern und zwei Kisten Wein. Signora Clara sagte die ganze Zeit kein einziges Wort; sie stand einfach am Fenster mit enorm aufgetürmter Haartracht; Benito entschuldigte sich für die Störung, erklärte die neue Situation und fügte hinzu, daß Frauen wie sie in der neuen Zeit von der Haushaltsschinderei befreit seien, aber sie war unbeeindruckt und sagte nichts.

Es war Zeit, aufzubrechen; diese letzten Augenblicke waren lang und seltsam; Sie wissen, wie einem manchmal die Zeit vorkommt. Es waren die längsten Augenblicke meines Lebens, als ich auf Alberto und die Dörfler wartete, die längsten, aber nicht die langsamsten, denn der Chef Luigi hatte gerade die Nachricht überbringen lassen, daß Don Innocenzo Leonardo zusammenschlug. Ich weiß noch, wie der Mond aus einer Wolke hinter den Bäumen aufging. Ich rannte schnell ins Postamt zurück, rief die Fischer an; jemand sagte, auf Ciro sei geschossen worden, er liege im Sterben, und fünfzig Fischer seien auf dem Weg zu uns. Dann kamen die Dörfler, und wir gingen los, durch die Hauptstraße, acht nebeneinander, hundertfünfzig Leute alles in

allem, mit Äxten, Spaten und sogar Sensen marschierten wir stumm die Straße entlang in der langen Nacht.«

THEMA MIT VARIATIONEN

Also stapften wir unter den mitfühlenden Sternen fast lautlos voran. Die Prozession wurde von Alberto, Francesco, zweien der Fischer und mir angeführt. Es war eine lange Nacht, die längste meines Lebens, als wir auf den Dorfplatz, Don Innocenzo, Leonardo und eine Reihe anderer Dinge, auf Rache und Freiheit losmarschierten. Zuerst dachte ich über mich nach, ziemlich mechanisch im Tempo der ruhigen Schritte und unserer vorwärtsstrebenden Körper; jenseits meiner Gedanken spürte ich meinen Magen, zusammengepreßt durch die relative Ruhe, die der Geschäftigkeit folgte - eine Ruhe, die erstmals, seit ich im Postamt Angst empfunden hatte, nicht von unserem Auftrag, unseren Aktivitäten und Taten erfüllt war, sondern hinaufwuchs zu den Sternen. Woran dachte ich? *Jetzt ist es soweit, jetzt werden wir es anpacken, jetzt ist es soweit, wir sind auf dem Marsch.* Aber dann wurde mir klar, daß es sinnlos war, sich in derlei Abstraktionen zu flüchten, daß die Vergangenheit und die Zukunft, ihre konkreten Zusammenhänge und praktischen Fragen jetzt zur Diskussion standen. Ich dachte an meinen Vater, wie er eines Abends auf seinem Lieblingssessel saß, auf eine Hand gestützt, einen Stumpen zwischen den Lippen, die müden Augen halb offen hinter seinem Pincenez. Wie schade, daß er nicht hier sein konnte; daß er so jung und unverstanden starb, das Kind zwar wachsen, aber nicht groß werden sah.

Und ich dachte an Leonardo, den ich neulich im Anbau, als Don Innocenzo ihn zusammenschlug, als Gebrochenen erlebt hatte. Seitdem war mir nicht gestattet worden, ihn zu besuchen; diese Tage war ich in Sorge; ich hatte Angst, daß sie ihn nach Ravenna überführen und erschießen oder zurück auf die Insel schicken würden, daß er vergebens gekommen war. Aber nun wird er frei sein, dachte

ich, bald in einem frischen weißen Bett liegen, hinter kühlen Jalousien; morgen werde ich mit ihm reden, und wir werden uns aussprechen. Ich dachte an meinen Vater und Leonardo, in zwei kurzen, blitzartigen Momenten; ich spürte sie wie den plötzlichen Duft einer Blume oder den Geruch von Brot mit all den Assoziationen an die Politik oder an die Liebe.

Dann hörte ich wieder die Schritte, fühlte den Knoten im Magen und sah uns die Dorfstraße entlang zum Platz marschieren; in Gedanken sah ich, wie sich die Masse hinter mir im stummen Triumphzug dem Platz näherte. Es sind einfache Leute, die Leute von San Fernando, und mit ›Leuten‹ meine ich nicht die Schönschwätzerei der Narodniks oder die gefühlsseligen Renegaten der Oberschicht; ich meine die Besitzlosen, die arbeiten und dadurch die nahen und entfernten wenigen mit diesem mysteriösen Mehrwert versehen, der Elend und Kriege hervorgebracht hat und uns alle in Ketten hielt. Sie sind einfach, ja dumm und abergläubisch, und fürchten ihre Herren und Pfaffen. Wenn man sieht, wie sie die Hand zum Hut hochreißen, um Don Teofilo oder Pater Giuseppe zu grüßen, wie sie demütig ihren müden Rücken beugen, wie in ihren Augen der devote Haß des Hundemenschen glimmt, fragt man sich, wie es kommt, daß diese Leute in diesem einen besonderen Moment mit solch eiserner Logik nach der wissenschaftlichen Theorie handeln konnten, die die beiden prophetischen Deutschen vor fast einhundert Jahren in England formuliert hatten.

Aber Theorien taugen nur, wenn sie von der faßbaren Welt abgeleitet sind, und die Welt von San Fernando war der beste Agitator von allen. Und doch war es schwierig; mancher von uns versuchte es geduldig mit Erklärungen, versuchte, Angst und Mißtrauen abzubauen und Verhaltensmöglichkeiten aufzuzeigen. Aber als der erste Hauch der Revolution hier zu wehen begann und zum ersten Mal so etwas wie Verstehen in den Köpfen der Dörfler aufdämmerte, waren die Faschisten gekommen, und mit ihnen begann eine neue Stille und Erniedrigung. Insofern war ich im Zweifel.

Daran dachte ich, als ich die Hauptstraße entlangmarschierte. Natürlich, es gab die allgemeinen *motifs* der Geschichte, den Zusammenbruch von Autoritäten und alten Werten im Jahre 1918, neue Hoffnungen und das Scheitern wohlmeinender Freunde wie des

Abgeordneten von Ravenna, der so wohltönend über die Brüderschaft der Menschen und das Königreich Gottes auf Erden zu sprechen pflegte, wobei er jeden Satz in Anführungszeichen zu setzen schien, als gäbe er ausschließlich Zitate irgendeiner unfehlbaren göttlichen Autorität von sich. In San Fernando wurden weiter Kinder geboren, der Platz war knapp, die Männer konnten nicht mehr nach Übersee fahren, und jeden Abend wurden das Brot dünner geschnitten, weniger Oliven aufgetischt, am Samstagabend, um die arbeitsreiche Woche zu vergessen, weniger Wein getrunken. Dann kamen die Schwarzhemden, den Mund voller Versprechungen und dummer Reden. All dem lauschte San Fernando dumpf, und die Leute suchten, einfach wie sie waren, weiter nach einer Verbindung zwischen dem Wort und der Welt.

Die Schwarzhemden änderten nichts. Sie waren freundlich zur Abtei und Don Teofilo ; die Dörfler sahen, daß ihr Brot nicht mehr wurde und die Kinder weiter in dunkle, feuchte Zimmer gepfercht waren, die nach billigem Wein und Schweiß rochen. Land und Meer blieben bei den alten Besitzern, wenn auch ein neues Gefängnis gebaut wurde, die Straßenlaternen zunahmen und die Abteistraße asphaltiert wurde.

Später dann gab es Leonardo. Eigentlich verstanden oder mochten sie ihn nicht, die Dörfler. Aber sie sahen, wie man ihn wegzerrte. Dann sahen sie die Bestechungen und die Korruption, die in der Abtei und im Büro des Podestà gang und gäbe waren; als die banalen, alltäglichen Symptome dazukamen, hielten die Dörfler inne, begehrten auf, schlossen wieder den Mund, waren aber willens, sich Leonardos zu erinnern.

Die Propagandasprüche der Schwarzhemden waren noch weniger real als die Pater Giuseppes, dem es gelungen war, sich eine mäßige Beliebtheit zu erhalten. Schließlich brauchten die Menschen Regen oder längeren Sonnenschein, oder ein Kind hatte Fieber; es blieb nichts anderes übrig, als im Dunkeln in einer Ecke das Kruzifix zu küssen oder eine Kerze für den heiligen Benedictus zu entzünden; daher funktionierte der Zauber der Abtei weiter; Pater Giuseppe wußte das und erinnerte das Dorf daran, daß Sünden nur mit Schweiß und Leiden gutgemacht werden könnten; also schwitzten sie weiter für ihn und litten für sich. Langsam jedoch nahmen die quantitativen

Veränderungen, wenn auch kaum merklich, zu und kamen allmählich an den Punkt, an dem sie qualitativ wurden.

Dann kam der große Krieg und fand keinen Anklang. Nicht, daß die Leute von San Fernando ›gut‹ oder pazifistisch waren, aber da sie mit ihren Alltagssorgen genug zu tun hatten, gefiel ihnen die Vorstellung, zu töten oder *en masse* getötet zu werden, nicht; kein noch so großer ›Ruhm‹, kein noch so großes ›Reich‹ konnte das ändern. Die ersten Männer wurden eingezogen; sie gingen still, von ihren Frauen in Schwarz und ohne Lächeln zum Bahnhof begleitet. Die Züge fuhren ab; die Frauen standen da, sahen ihnen nach, winkten nicht und weinten nicht. Dann kam die erste Nachricht von einem Gefallenen; die Nachbarn standen in der Küche der Frau und versuchten nicht einmal, sie zu trösten. Sie weinte nicht, betrachtete nur das offizielle Schreiben und sprach dann, ohne zu klagen, denn sie glaubte, dies sei unvermeidlich, ein Akt Gottes, wie *die filossera* oder die Dürre. Dann wurden auch andere Dörfler getötet, die ersten Meldungen von Niederlagen erreichten San Fernando, und ein Besucher aus Ravenna ließ eine bösartige Bemerkung über den Kaiser-König fallen. Ja, und dann mußte der junge Filippo, Rosalias Ehemann, nach Deutschland gehen, um zu arbeiten, und schrieb wochenlang keinen Brief. Als er aber schrieb, war der Brief voller Klagen. Dann war vergangenes Jahr *die filossera* ungewöhnlich bösartig; das Dorf ging zu den Weinbergen und sah zu, wie die Weintrauben faulten; die ersten Anzeichen eines kollektiven Zorns machten sich bemerkbar, als man den Bewohnern mitteilte, sie bekämen kein Kupfersulfat mehr, um die Seuche zu bekämpfen. Kartoffeln gab es auch nicht, das Brot wurde noch kleiner, halb so groß wie vor dem Krieg, und wurde aus Kartoffeln, Weizen und ganz wenig Mehl gebacken. Francescos Frau kam weinend aus Ravenna zurück, weil man dort zweihundert Lire für ein Paar normaler Schuhe verlangt hatte, und auch die alten Männer murrten, denn der Kaffee enthielt keinen Kaffee mehr, sondern geröstete Bohnen, Eicheln und Zichorie. Der Topf begann überzukochen.

Ein weiterer Besucher aus Ravenna, eine fette, alte Frau, berichtete von Tuberkuloseepidemien, und im Jahr darauf erzählte irgendein Fremder, daß in Mailand gestreikt werde - zum ersten Mal seit zwanzig Jahren, und an einem Wintermorgen, als ich durchs Dorf

ging, spuckte jemand aus und verfluchte die *tedeschi*. Und ich erinnere mich an den Tag, als Alfieri eine Katzenversteigerung organisierte - er hatte zwei; etwa zwanzig Leute gingen zum Badehaus und sagten, sie hätten seit Monaten kein Fleisch gegessen, musterten eingehend die Katzen und erörterten, ob man sie besser brate oder dünste und welche Mittel gegen den Geruch einzusetzen seien. Alfieri verkaufte sie für siebzig beziehungsweise neunzig Lire; ich sah der von zwei stämmigen Frauen angeführten Menge nach, die ihre Katzen in nachlässig verschnürten Körben davontrugen. Die Tiere fauchten und schrien, als ahnten sie das ihnen drohende Los; einer der Milizionäre verscheuchte die Frauen von der Hauptstraße, damit sie die Gäste des Sanatoriums oder des Paradiso nicht belästigten.

Aber jenseits dieser allgegenwärtigen Ereignisse wirkten in San Fernando auch andere Kräfte. Da war Francesco, von dem Sie schon gehört haben. Eines Tages, nach zwanzig Jahren in Turin, war er ins Dorf zurückgekehrt: alt, grau und tuberkulös, aber er wußte, wie man organisiert, wie man die nüchterne Wahrheit in die Sprache der Steinebrecher übersetzt. Sie blieben, wenn die Arbeit getan war, zusammen und hörten Francesco zu; Sie wären überrascht, wie schnell sie den Sinn seiner Worte erfaßten, wie leicht sie aus logischen Argumenten Schlüsse zogen.

Haben Sie mal Steinebrecher arbeiten sehen? Unter der gnadenlosen Sonne, zwölf oder vierzehn Stunden am Tag, schwere Schaufeln in den verhaßten Fels hauen, diese Bewegung Tausende Male am Tage wiederholen, immer wieder, wobei ihr Rückgrat unwillkürlich ihren Armen und Schultern folgt, sie sich dann im bleichen Schatten des nächsten zusammenkauern, ohne Kühlung zu finden, ein trockenes Brot kauen und mit billigem Wein gurgeln, um frisch zu bleiben; wieder anfangen und die schwere Last auf die Karren hieven, während sich die Sonne in den leblosen Gesteinsbrocken vielfach bricht, so daß die Augäpfel der Steinebrecher bis spät abends schmerzen und Lichtkreise auf ihren Lidern schwimmen, lange nachdem sie geschlossen haben und im Schlaf Vergessenheit suchen.

Samstags reihten sie sich unterhalb der Abtei auf, nahmen ihre Löhne entgegen und gingen davon. Sie bekamen gerade genug für die Miete, das trockene Brot, zehn oder fünfzehn Zigaretten am Tag; an Samstagabenden schütteten sie sich mit Wein voll, vollführten ein

Riesenspektakel und gingen nach Hause - unterwegs war ihnen oft speiübel -, verfluchten den Mond, verprügelten ihre Frauen oder Kinder und wachten am späten Sonntagmorgen auf mit einem sauren Geschmack im Mund. Sonntags lungerten sie träge in sauberen Anzügen herum, gebeugt von Schuldgefühl und Langeweile, beobachteten, wie der Wind umschlug, und dachten an den kommenden Montag, was ihnen die Sonntagsstimmung vermieste. Ihnen fiel es leicht, Francesco zu verstehen; sie hörten zu, nickten und sagten *natürlich* und verlangten nicht nach Beweisen.

Oder nehmen wir Ciro und seine Fischer. Sie fuhren bei jedem Wetter hinaus. Ihre Arbeit war nicht so langweilig und ermüdend; das Meer machte sie schweigsam, verlieh ihnen aber ein Ohr für den Gesang und ein Herz voll mystischer Zeichen und Ängste. Für sie lag alle Macht im Himmel: der günstige Wind, das Einschlafen des Sturms, das Beherrschende der Wellen und die Vermehrung der Fische; sie konnten nur vorsichtig und tüchtig sein, Kerzen anzünden, zur Kirche gehen und spezielle Gebete murmeln, sturmbesänftigende, wellenberuhigende, fischfangfördernde Gebete. Aber sie hatten schon lange aufgehört, Pater Giuseppe zu trauen. Sie zahlten wie zur Beschwichtigung ihren Tribut an die Abtei. Aber sie glaubten, daß Gott ihnen oft direkt und unvermittelt erschien und daß Pater Giuseppe nicht eingreifen oder helfen könne, während sie draußen auf dem Meer allein den Kapricen, den bösen Launen Gottes, standhielten.

Sie bildeten eine eigene Sekte, geheim und gut organisiert; kein Außenstehender war zugelassen, nicht einmal ihre Ehefrauen. Ciro hat es mir erzählt. Es war eine harmlose Sekte; sie trafen sich regelmäßig, entweder in Ciro's Hütte oder am einsamen Strand nördlich vom Abteihügel. Jemand las aus der Bibel und stimmte ein Lied an, und die anderen fielen ein, in immer die gleichen zwei oder drei Takte einer Hymne, saßen nah beieinander, wiegten sich und schlossen die Augen, bis die Musik sich auf ihr Bewußtsein legte und sie vergaßen, wo sie waren und was sie waren, während ihnen der Schweiß das Gesicht hinunterlief; irgendwann hielten sie inne, fühlten sich erleichtert, geläutert und weniger erniedrigt. Alle liebten Ciro, seinen schwarzen Haarschopf und seine schwarzen Verse, seine Witze und seine fast sexuelle Zuneigung zum Meer und zu seinen Kameraden.

Aber was letztlich alles in Gang setzte, waren die Waschfrauen. Frauen haben eine Neigung zur Anarchie; sie sind die letzten, die vor den Exekutivorganen der Besitzenden, dem Staat, Angst haben. Insgeheim mißtrauen sie der Autorität der Männer, weil sie wissen, daß das Zentrum des Universums ihr Schoß und ihre Küche sind, daß die Männer Politik, die Frauen aber Männer machen. Im Ernst: Die Frauen mit ihrem überlegenen Thalamus, ihren tierhaften Instinkten und übernatürlichen sinnlichen Kräften sind oft die ersten, die den Augenblick erahnen, wenn die alte Ordnung zu bröckeln beginnt; sie kennen die in ihrer Schwachheit liegende Stärke und stehen daher glorreich in den ersten Reihen der großen Rebellen. Die ersten Tumulte gegen Ende eines verlorenen Krieges gehen immer von ihnen aus ; sie wissen, daß nicht nur eine Armee, sondern die Welt insgesamt mit leerem Magen nichts Ordentliches zustande bringt. Es waren die Frauen von Wyborg, die als erste in Petrograd streikten, und es waren die Frauen von Neapel, die sich voriges Jahr quer über die Schienen legten, damit ihre Männer sich nicht nach Afrika einschiffen konnten.

Es sind zwölf Waschfrauen, fast alle mit Dörflern verheiratet; sie arbeiten für die Abtei und werden miserabel entlohnt. Die Wäscherei liegt in einem Keller; der nasse Dampf macht ihn zu einem Inferno; dort arbeiten sie jahrein, jahraus, schrubben und rubbeln Spitzenchorhemden, damastene Tischdecken, Laken und Unterwäsche; der Dampf steigt in ihre Augen, Hälse, Haare und Poren. Drei Jahre Arbeit dort unten, und die Frauen sehen aus, als wären auch sie durchgewaschen, ausgewrungen und zum Trocknen ausgelegt. Sie haben blasses Lippen und stumpfes Haar. Die Farbe ist aus ihnen gewichen, und wenn sie am Ende des Tages heraufkommen, schmerzen beim ersten Atemzug ihre Lungen. Ihre Hände sehen entsetzlich aus - verätzt von schlechter Seife, als hätten sie Ekzeme. Ihre Rücken schmerzen, und mit vierzig sehen sie aus wie sechzig. Dennoch sind sie die Zähesten des Dorfes. Sie sollten sie mal sehen, wie sie abends in stummer Reihe, die schwarzen, unheilvollen Tücher um die bleichen Gesichter gebunden, nach Hause kommen. Ihre Männer warten auf sie; kaum ein Wort wird gesprochen. Sie sind die einzigen Frauen, die kaum jemals schwatzen - außer vielleicht an Sonntagen, wenn sie nach dem Essen im Freien sitzen und langsam wieder zu Menschen werden. Man kann ihnen

nicht übelnehmen, daß sie Agnostiker sind. Sie müssen die altmodischen Hosen des Abtes waschen; dies macht sie der Idee ekklesiastischer Unfehlbarkeit nicht geneigter.

Sie waren seit der Rückkehr von Alberto, dem verstümmelten Soldaten, in schlechter Stimmung gewesen. Beatrice, seine Frau, ist sehr schön. Es gibt nicht viele Schönheiten in unserem Dorf. Die Frauen sind unersetzt, haben kurze Hälse und große Brüste, aber Rosalia und Beatrice, die beiden Schwestern, sind Ausnahmen. Die Dörfler finden Rosalia schöner als ihre Schwester, aber ich bin anderer Meinung. Beatrice mit ihrem schwarzen Haar, schwarz wie die Nacht oder die Sünde, wie man sagt, hat große, glänzende Augen und einen traurigen, üppigen Mund; wenn sie vor einem geht, kann man nicht anders, als sie sich nackt an einem Wildbach vorzustellen.

Beatrice und Alberto haben vor dem Krieg geheiratet; es war eine fröhliche Hochzeit. Wir alle neckten den errötenden Alberto und gaben ihm gute Ratschläge. Nur Beatrice war ruhig und voller Geheimnisse, obwohl sie ganz sicher ihren Mann liebte. Voriges Jahr wurde ihr Mann eingezogen. Sie begleitete ihn zum Abschied, still und grimmig, als dächte sie an die Leere kommender Nächte. Sie war beleidigt, sprach sogar mit Alberto in harschem Ton und wollte ihn zum Abschied kaum küssen. Dann kehrte er zurück, die starken Hände zu formlosen Fleischklumpen verwandelt; die Dörfler sagen, daß Beatrice nur die Hände ansah und langsam zum Haus zurückging; alle sagten, sie sei grausam - alle außer Alberto, der sie zu verstehen schien und dem es nichts ausmachte.

Sie hatte ein paar Monate vor seiner Rückkehr angefangen, für die Abtei zu arbeiten, aber sie mochte die Wäscherei von Anfang an nicht und sagte dies auch, was ungewöhnlich war. Die anderen bedeuteten ihr, den Mund zu halten oder zu gehen, aber bald daraufflegte sie sich mit Pater Leo an, einem dünnen, vogelähnlichen Menschen, einer Art Hausmeister und Aufseher in Küche und Wäscherei. Ich weiß nicht, was genau geschehen war. Sie gab ihm Widerworte oder wollte an einem Samstag ihre Arbeit nicht fertig machen. Am nächsten Sonntag beklagte sich Pater Giuseppe in seiner Predigt scharf über den »Mangel an Demut bei unserer Jugend« und »die Promiskuität unserer Frauen«; alle wußten, daß er Beatrice meinte, die in einer der vorderen

Kirchenbänke saß, wunderschön und selbstbewußt, und den Blick nicht senkte, wenn der Priester sie ansah.

Dann fing vorigen Freitag der Ärger richtig an. Es war ein schrecklich heißer Tag, wie Sie sich erinnern werden. Ich blieb bis zum Abend hinter heruntergelassenen Jalousien im Haus, trank kühlen Wein und dachte an die Steinebrecher draußen in der Hitze und alle anderen auf den Feldern und Weinbergen und wie wenig ich tun konnte, um ihr Elend zu lindern, und was nötig wäre, um solche Arbeit lohnenswert zu machen.

Später ging ich ins Dorf hinauf. Vor Albertos Haus war eine Menschenmenge; als ich näherkam, spürte ich, daß Ärger in der Luft lag. Es waren fast nur Männer; lediglich auf der anderen Straßenseite standen ein paar Frauen. Die Waschfrauen hatten gestreikt, die Abtei hatte die Miliz gerufen und die Frauen im Keller einsperren lassen; man wollte sie nicht eher gehen lassen, bis sie um Verzeihung gebeten, ein Bußgeld bezahlt und ihre Arbeit beendet hatten.

In dieser Nacht gab es wilde Gerüchte, da niemand genau wußte, was geschehen war. Alberto und zwei andere Ehemänner gingen zu Pater Guiseppe, wo ihnen schroff mitgeteilt wurde, daß sie ihre Frauen (die offensichtlich von bösen Geistern besessen waren) nicht sehen könnten und ins Dorf zurückkehren sollten. Sechs Milizionäre mit Gewehren standen herum, und die Männer hatten keine andere Wahl, als umzukehren. Später sickerten über einen der Milizionäre weitere Nachrichten durch - gewaltig übertrieben und von Bosheit gefärbt. Beatrice, wurde gesagt, hätte Pater Leo angegriffen und beinahe getötet, und es hätte einen richtigen Kampf gegeben, als die Milizionäre ankamen und schossen; einige der Frauen seien verwundet worden. All dies stellte sich als unwahr heraus.

Die Tatsachen kamen später heraus : Der Ärger war am Morgen losgegangen, als Pater Leo in gereizter Stimmung in die Wäscherei gegangen war, die Frauen angeblafft, sie zur Eile getrieben und ihnen mitgeteilt hatte, daß sie von Montag an keinen Nachmittagskaffee mehr bekommen würden, ein karges Privileg, an dem ihnen viel lag, da es eine Pause, einen Spaziergang im Garten, eine Erholung für Rücken und Augen bedeutete. Als sie dies hörten, reagierten sie aufgebracht; Beatrice hörte auf zu arbeiten, ging auf Pater Leo zu und sagte, die Hände in die Hüften gestemmt, sie werde gehen. »Sei nicht

frech«, wies Pater Leo sie zurecht. »Ich bin nicht frech«, antwortete Beatrice trocken. »Wenn wir keinen Kaffee kriegen, lege ich die Arbeit in diesem Drecksloch nieder und bringe auch die anderen dazu.« Die Frauen versuchten, sie zu beschwichtigen, aber es war zu spät. Pater Leo schlug Beatrice ins Gesicht, woraufhin Beatrice sich ruhig bückte, einen Eimer mit Seifenlauge nahm und dem Priester über den Kopf schüttete. Dann hielt sie eine Rede. Keiner weiß, was sie sagte - Pater Leo war entflohen; die Frauen waren zu aufgeregzt, um sich später zu erinnern. Jedenfalls fand Pater Giuseppe, der ein paar Minuten später eintraf, sie auf dem umgestülpten Eimer stehend vor, »wild gestikulierend und mit schäumendem Mund sündige Wörter ausstoßend«. Alles, was sie ihnen gesagt haben darfte, war, daß sie sich nicht mehr zum Narren machen und ausbeuten (sündiges Wort Nummer eins) lassen und daß sie nicht eher wieder arbeiten sollten, bis sie ihren Kaffee bekämen. Pater Giuseppes Erscheinen ließ die Atmosphäre erstarren; selbst Beatrice stieg abwartend vom Eimer. »Ich habe soeben gehört, was auf diesem heiligen Boden vorgefallen ist«, sagte er kühl. »Ihr werdet eure Arbeit fertig machen. Du, Beatrice, wirst Pater Leo um Verzeihung bitten und dankbar sein, daß er ein großes Herz hat und nicht mehr erbittet. Dann wirst du gehen und nie mehr wiederkommen.«

Beatrice hatte offenbar ihren Mut zurückgewonnen und erwiderte frech, daß ihr Pater Giuseppes Vorschlag, sie möge gehen, gelegen käme, aber sie dächte nicht im Traum daran, jemanden um Vergebung zu bitten, am wenigsten Pater Leo. Pause. Pater Giuseppe sah die anderen an und muß gespürt haben, daß er an Boden verlor, denn er ging schnell hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Armer alter Pater Giuseppe, ich kann's ihm nicht verdenken. Auch er verhält sich in diesen Tagen historisch, und wenn er das übertrieben tut, dann liegt das an der Zeit, die die Schatten verdunkelt, die Klüfte vertieft, die Menschen erhebt und tief fallen läßt. Es ist eine rebellische Zeit; der Puls der Welt schlägt schneller, und jede Normalität ist aufgehoben. Es ist eine Zeit, in der die Menschen sich allenthalben mit Fragen konfrontiert sehen, die ihnen zuvor nicht gestellt wurden, in der die Geschichte wie ein rasender Elefant in alle frommen Porzellanläden trampelt und alles zertrümmert, in der selbst die fernen Eskimos das Dröhnen von Flugzeugen und das Plärren von

Lautsprechern hören, eine Zeit, in der sich niemand mehr in Ignoranz und bequeme Verantwortungslosigkeit flüchten kann. Es ist erst der Anfang, aber bald werden sogar Sie und alle anderen Hedonisten, *Schöngeister** und *hommes de lettres* gezwungen sein, Partei zu ergreifen, ihre esoterischen Oasen zu verlassen und sich zu bekennen. Das hat es so noch nicht gegeben, das ist Veränderung *par excellence*. Die Knospe steht kurz vor der Entfaltung, der Affe ist bereit, erwachsen zu werden, und diese lauwarme Anstandsheuchelei, die fälschlich für Zivilisation gehalten wurde, wird für die Dauer des Krieges ausrangiert werden. Unterdessen müssen die, die sich in der Arena befinden, entsprechend ihrer Position und ihrer Tradition handeln. So muß Pater Giuseppe, charmanter Gelehrter, belesener Connoisseur und ergebener Katholik, der er sein mag, die Rolle des Schurken spielen - es sei denn, er beschließt auf göttliche Intervention hin, einen Psychoanalytiker aufzusuchen, seine Komplexe zu beichten, zu akzeptieren, daß das einzige Dogma die Ketzerei ist, seine Arbeit als Sklaventreiber aufzugeben und bei uns mitzumachen, was äußerst unwahrscheinlich ist. Deshalb werde ich ihm zwar vergeben, aber ihn bis zum letzten bekämpfen.

Pater Giuseppe rief die Milizionäre zusammen: Sie drangen in die Wäscherei ein und fanden die Frauen noch viel aufgebrachter vor. Sie kündigten, verlangten sofortige Freilassung und zwei Wochenlöhne. Das wurde abgelehnt. Einer der Milizionäre forderte sie auf, »vernünftig« zu sein, was mit ironischem Gelächter quittiert wurde. Das machte den Mann wütend; er stieß Beatrice gegen einen Tisch. Sie sprang auf und begann nasse Servietten und Unterwäsche nach den Männern zu werfen; die anderen Frauen folgten ihrem Beispiel. Die Männer waren hilflos, einer stürzte vor, wurde aber von einem großen Stück Seife getroffen, woraufhin er seinen Revolver in die Decke abfeuerte, aber ohne Erfolg. Ein anderer wurde von einer großen Bürste getroffen. Schließlich flohen sie und sperrten die Tür ab. Am nächsten Morgen trafen sich die Männer und beschlossen, den alten Orlando, Beatrices Vater, zur Abtei zu schicken und demütig die Freilassung der Frauen zu erbitten. Wohlgemerkt, dieser Beschuß wurde erst nach heftigen Diskussionen gefällt; die meisten Männer waren noch immer versöhnlich gestimmt. Der alte Orlando kam mit roten Ohren zurück: Pater Giuseppe hatte ihn nicht einmal empfangen,

sondern Pater Leo geschickt, der Orlando eine lange Predigt hielt. Alles blieb beim alten, mehr noch - der Priester ließ eine Drohung fallen, daß die Abtei Strafanzeige stellen, die Frauen anklagen und wegen »kommunistischer Agitation« einsperren lassen würde.

Dies setzte der abwartenden Haltung der Männer ein Ende. Sie verloren ihre Angst, dachten an ihre Frauen im Keller ohne Essen und Schlaf und wurden böse. Sie trafen sich noch einmal und baten Francesco, Ciro und mich, dazuzukommen. Ein ›Aktionskomitee‹ wurde gebildet, und ich fand mich als Vorsitzender wieder. Ich hielt eine Rede, in der ich die Tatsache hervorhob, daß sich San Fernando zum ersten Mal seit zwanzig Jahren organisierte. Auch Francesco sagte mit listiger, getragener Stimme, daß die schwarzberockten Teufel oben auf dem Hügel eines Tages bereuen würden, was sie getan haben, die Priester und ihre Freunde, die Miliz, »die ganze dreckige Blase«. Ich blickte um mich; immer noch hatten die Männer keine Angst; ich hätte weinen können vor Glück; ich hätte weinen können, weil sie keine Angst hatten und sich stark fühlten, wie sie dort am sandigen Ufer nördlich des Abteihügels hockten.

Dann gingen sie, nur Alberto, Ciro, Alfieri und ich blieben zurück; wir besprachen offen, was geschehen könnte. In derselben Nacht trafen wir uns noch einmal im Steinbruch. Ciro kam wieder und Alberto und zwei andere aus dem Dorf, der alte Foa tauchte mit Benito auf, Francesco brachte einen der Lastwagenfahrer mit und ich den Chef Luigi. Alberto erzählte, daß die Frauen durch Benito, dem es gelungen war, in der vorigen Nacht zu ihnen hereinzuschlüpfen, während die Wachen in Pinas Café zu Abend aßen, eine Nachricht überbracht hätten. Sie seien gute Dinge, obwohl sie praktisch den ganzen Tag nichts zu essen bekommen hätten und Pater Giuseppe bei Don Innocenzo gewesen sei und den Frauen ein Ultimatum gestellt habe: Sollten sie bis Montagmorgen die Arbeit nicht wieder aufgenommen haben, würden sie den Behörden übergeben werden. Die Frauen erwarteten aber unsere Hilfe. Also beschlossen wir, für den kommenden Montag eine Massendemonstration zu organisieren. Die Rollen wurden verteilt, jedem seine Aufgabe zugewiesen, und wir waren zuversichtlich, daß die Abtei würde nachgeben müssen. Francesco schlug einen Generalstreik vor, aber ich hielt das für voreilig. Zuerst die Demonstration, sagte ich; die Männer sollen

merken, wie stark sie sind. Aber das wußten sie bereits; sie hatten es schon während dieser kurzen Zusammenkünfte gewußt. Vorher war ihnen nicht klargewesen, wie viele sie waren; sie waren es gewöhnt, einzeln oder in kleinen Gruppen zu arbeiten, hatten sich noch nie zuvor versammelt und folglich nie ihre Stärke erkannt. Sie zählten durch, wie viele sie waren; sie zählten Äste und Schaufeln; Alberto hatte ein Gewehr, ich hatte einen Revolver, der alte Foa hatte auch ein Gewehr, und jemand hatte ein rostiges Kavallerieschwert, ein Überbleibsel aus dem letzten Krieg. Es war das Wunderbarste, was ich je erlebt habe, diese Männer zu sehen, bisher still, ängstlich, ignorant, gewöhnlich, streitlustig, schmutzig und argwöhnisch. Der lange Prozeß näherte sich endlich seinem Ende, und sie spürten es. Zwei Tage zuvor hatten sie noch nicht die leiseste Ahnung gehabt, daß sie innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden vom Waffenstillstand mit den Alliierten hören würden, aber sie wußten, etwas Unwiderrufliches war erreicht, eine Solidarität, die sie vorher nicht gekannt hatten, eine Einheit, die neu war.

An der Oberfläche war nichts als ihre Sorge um Beatrice und die elf anderen Waschfrauen. Die Männer hielten sich zurück, unterdrückten ihren spontanen Zorn, der sie zu überhastetem Tun hätte treiben können; sie beherrschten sich, hielten Treffen ab, machten Pläne und handelten insofern historisch. Unter der Oberfläche ging es um die Erbschaft von Jahrhunderten, um das Elend und die Unterdrückung der Vorfahren, um sinnlose Kriege und sinnlosen Tod. All dies wußten sie nicht, spürten es aber und handelten dementsprechend. In diesen wenigen Tagen waren sie erwachsen geworden. Ob sie nun scheiterten oder nicht - nichts würde wieder so sein wie früher. So trafen sie sich, redeten, planten und warteten, und als gestern nacht der Jude Foa zu uns gelaufen kam, um uns vom Waffenstillstand zu berichten, war niemand überrascht. Sie nickten und machten ihren Aufstand.

A U S F A R K A S' T A G E B U C H V O M 9. S E P T E M B E R
1 9 4 3

Giacobbe ist nach seinem Bericht über die ›Revolution‹ gegangen. Alles scheint sehr verwirrend. Es ist ein wunderschöner, klarer und warmer Tag. Die faulige Hitze und die Depression von gestern abend sind verschwunden. Nach heftigen Träumen über die Jagd auf die Österreicherin um acht aufgewacht. Aufgestanden und nachgesehen, ob Don Innocenzos Leiche noch unten hing. Sie war weggeschafft, der Dorfplatz und die Terrasse des Paradiso fast übertrieben sauber und ordentlich. Das erste, was mir auffiel, waren die Fahnen über dem Kursalon und dem Sanatorium, britische, amerikanische, russische und italienische, ziemlich primitive, offenbar selbstgemacht. Der Union Jack hatte sich verheddert, und die sowjetische Sichel sieht eher wie eine unreife Banane aus.

Nach dem Frühstück geklingelt, neugierig, ob es überhaupt einen Service gibt. Vielleicht würde mir der neue ›Hotelkommisar‹ mitteilen, daß ich mir mein Essen ab jetzt selbst holen könne, Ausbeutung ade. An Budapest gedacht, Hotel Astoria, 1919; das Grammophon spielte den ganzen Tag die *Internationale*, und die Spießgesichter der neuen Männer drängten sich in der Halle. Überraschung: Ugo kam fast sofort mit üblichem Tablett, aber *sehr* aufgeregt. Er mag das alles nicht und fürchtet Auswirkungen. »Es wird Ärger geben«, sagte er ständig, »Revolutionen sind wie...«, begann er einen Aphorismus, gab ihn aber auf. Erzählte, daß Fritti gestern nacht von Luigi und zwei anderen des Personals festgenommen, später aber wieder eingestellt worden sei, nachdem ein ›Hotelrat‹ unter Luigi gebildet worden war, der Löhne, Arbeitszeit, Personalverpflegung, Urlaubs- und Rentenfragen und den Bau eines neuen Badezimmers in den Bedienstetenräumen zu regeln hat. Der Rat wird Fritti, der bis zur »Verstaatlichung der Hotels« kooperieren muß, im Interesse des Personals in allen Angelegenheiten kontrollieren. Luigi ließ Andeutungen fallen, daß das ganze Paradiso für alliierte Truppen requiriert werden könnte. Jedenfalls sind die drei Deutschen ins Gefängnis gesteckt worden. Die Morgans wurden heute morgen um sieben von einer Delegation geweckt, bestehend aus Luigi, einem

der Steinebrecher und Foa (der englisch spricht), um das Bedauern des antifaschistischen Komitees für erlittene Entbehrungen auszudrücken und ihnen mitzuteilen, daß sie frei seien. Die Morgans waren beim Anblick des Komitees zuerst erschrocken, in der Vermutung, das Schlimmste sei eingetreten; es dauerte gute zehn Minuten, bis das Mißverständnis aufgeklärt war. Die Morgans sollen in eine Staatswohnung überführt werden, doppelte Essensrationen und freien Eintritt zu den Heilbädern erhalten. Mr. Morgan wurde gebeten, als Verbindungsoffizier zwischen Komitee und Alliierten zu fungieren; er stimmte zu. Mrs. Morgan versprach, Troyer für die Fischer zu stricken.

Nach dem Frühstück Spaziergang. Niemand im Salon außer Enrico, schlaftrig wie immer. Fritti nirgends zu sehen; vor dem Hotel standen zwei junge Männer in Hemdsärmeln Wache, einer von ihnen mit Gewehr. San Fernando wirkte sehr friedlich, offenbar wollen Giacobbe und Freunde guten Eindruck machen. Als ich am Paradiso entlangging, lehnte die Österreicherin aus dem Fenster, verschwand schnell, als sie mich sah. Wahrscheinlich beschämte wegen Tränen und Seelenentblößung gestern abend. Auf dem Platz Menschengruppchen, meist ältere Leute vom Sanatorium, die aufgeregt das Kriegsende diskutierten. Einer versuchte, mich anzuhalten: »Was sagen Sie zu den Neuigkeiten?« - »Was für Neuigkeiten?« fragte ich unschuldig. »Haben Sie es denn nicht gehört? Der Krieg ist aus.« - »Was für ein Krieg?« fragte ich und ging weiter. Alle Läden geschlossen, sogar der Friseur, ärgerlich, da ich dringend einen Haarschnitt benötigte. Ging Dorfstraße entlang, alles ruhig. Begegnete später einem offenen, langsam fahrenden Lastwagen, obenauf drei Männer, einer mit Gewehr. Sie salutierten im Vorbeifahren. Peinlich.

Traf Doktor Merlin vom Sanatorium - kleiner, kahler Mann mit tropfender Nase. Er schien hoch erfreut. Hatte gehört, daß Alliierte in Triest und Livorno gelandet seien und Rom eingenommen hätten. Wird ja eine nette Erholung werden. Ging zusammen zur Post (bewacht von zwei Männern, die uns eintreten ließen, nachdem ich erklärt hatte, daß ich nur Briefmarken wollte). Postbeamtin leicht zittrig wieder an ihrem Schalter. Sagte auf meine Frage »Wie geht es Ihnen heute morgen, Signorina?«, sie hätte eine sehr unruhige Nacht verbracht.

Zurück im Hotel. Fritti kam strahlend aus seinem Büro. »*Mon cher Maestro*«, trällerte er, »ist das nicht glorios? Endlich ist die Wolke verschwunden. Wir sind frei. Wieder FREI. *Vive la démocratie!*« brüllte er. »*Vive l'Angleterre, vive l'Amérique!*« - und nach einer Pause: »*Vive l'U.S.S.R!*« Hoteldirektoren, Huren, Schnulzensänger, immer anglo-phil. Fritti scheint zu den ›Ich-war-immer-pro-britischt‹ zu gehören. Von ›Wolke‹ hatte ich ihn nie reden hören, es war immer die ›Glorreiche Wiedergeburt und die Großartige Revolution‹. Traf Mrs. Morgan beim Hinaufgehen. Die gute Seele hatte eine riesige Hortensie auf dem Busen und einen kleinen Union Jack in der Hand. »Ist es nicht wunderbar?« rief sie. »Der Krieg in Italien ist aus, und wir haben jetzt ein wunderschönes Zimmer, ein eigenes Bad mit ganz komischen Apparaten und einem ganz merkwürdigen Fußbassin.« Das einzige Radio im Hotel ist vom Komitee konfisziert. Gott sei Dank - so können die Deutschen nicht mehr mit neuen Bulletins und dem ›Lili Marlen‹-Gekrächze die Atmosphäre vergiften. Ging nach oben, um vor dem Mittagessen zu ruhen - eigentlich, um zu lauschen, ob irgendein Geräusch von der Österreicherin. Lag auf dem Bett, trank Cognac und Soda, lauschte, aber kein Ton. Hoffe, sie hat es nicht zu schwergenommen.

Mittagessen mit Giacobbe. Er ging um vier, ich blieb matt mit brummenden Ohren zurück. Er redete ohne Punkt und Komma zwei geschlagene Stunden. Offenbar will er mich gewinnen, Wahrscheinlich soll ich ein religiöses Theaterstück über ihn und San Fernando schreiben. Armer Giacobbe.

Don Teofilo kam zum Tee, im weißen Leinenanzug, sehr heiter, mit britischen Orden (falschen, glaube ich) aus dem letzten Krieg, mit der guten, alten *Times*, mit der er sich auffällig zufächelte. Gezwungenes Lächeln, die Augen schnellten hin und her, als hätte er Angst, ihm könne etwas auf den Kopf fallen. Er schwitzte stark, wischte seinen runden, bronzerfarbenen Schädel mit einem großen, weißen Taschentuch, bestickt mit den Farben des Hauses Savoyen. Recht guter Service, aber alle Kellner etwas weniger respektvoll, außer Ugo. Don Teofilo flüsterte, seine fetten Lippen schmatzten jedes Wort, als wäre es hocherotischen Inhalts. Er macht sich Sorgen; das Komitee hat heute morgen nach ihm geschickt; er mußte ins Dorf geschoben werden und dachte, er würde nicht mehr lebend zurückkommen; er

wurde von zwei Dörflein und Alberto empfangen. »Ich drückte die Hoffnung aus«, sagte er, »daß sie den nötigen Respekt für mein Alter, meine verkrüppelten Beine, den langen Dienst am Vaterland und meine intimen Verbindungen zu Sir Austen Chamberlain aufbringen würden. Außerdem erinnerte ich sie an meine entfernte Verwandtschaft mit Garibaldi und meine Freundschaft mit Nitti, dem letzten Premier der Liberalen. Ich fügte hinzu, daß die neue Regierung, Marschall Badoglio eingeschlossen, schon immer mein Anliegen gewesen sei, und sagte, daß die Einwohner von San Fernando auf meine Intervention in Rom zählen könnten. Ich schlug vor, gleich zur Hauptstadt aufzubrechen. Sie dankten mir, daß ich gekommen war, fragten, wer Austen Chamberlain sei, klangen anfangs ganz höflich, aber der Soldat Alberto hatte die Frechheit, an meine intime Freundschaft mit Don Innocenzo und den Podestà zu erinnern, stellte einen Katalog dessen auf, was er die erstaunliche Summe von Wohltaten nannte, die mir durch meine Verbindung zum faschistischen Regime zuteil geworden seien. Ich versuchte, ihnen zu erklären, daß ich mich nie für Politik interessiert hätte, außer in einem höheren Sinne, das heißt für die obersten Interessen der Nation. Ich hätte nie ein Geheimnis aus meiner Ablehnung der faschistischen Methoden gemacht und hätte das im Juli, als der Duce entlassen wurde, auch so gesagt, aber es hätte herzlich wenig gegeben, was ich, ein verkrüppelter Veteran des letzten Krieges, hätte tun können und so weiter.«

Don Teofilo langweilte mich mehr denn je. Ich bin sicher, die neuen Machthaber werden ihm verzeihen, auch wenn sie ihm etwas Land wegnehmen und ihn zwingen werden, der Partei (welcher auch immer) zu spenden. Aber er wird mit seinen Sünden davonkommen. Don Teofilo beendete unser Teestelldichein, indem er mich fragte, ob er seinen ›Familienschmuck, die Träger und Symbole einer stolzen Tradition und praktisch das einzige konvertible *Kapital* bei mir deponieren könne. Ich lehnte ab. Er errötete und sah einen Moment ziemlich kläglich aus, setzte dann aber ein schmollendes, arrogantes Lächeln auf, hüstelte und sagte, ich solle seine Anfrage vergessen, denn er sei ziemlich durcheinander. Er schrie die Krankenschwester an und rollte davon. Ich beobachtete sie: Ihr Gesicht war versteinert

und beherrscht wie immer. Ich frage mich, wie lange sie das noch mitmachen würde.

Ruhte nach dem Tee. Später mehr Gerüchte; die Alliiertenlandungen in Spezia und Genua. Aber Ugo, der um sechs erschien, sagte: »Es wird Ärger geben. Für heute abend planen die Männer eine Massendemonstration auf dem Abteihügel, um ihre Frauen zu befreien.«

Noch ein Spaziergang um sechs. Viel kühler. Keine Spur von der Österreicherin. Zu dumm. Korso einsam, Meer ruhig. Alle Segel, Ruderboote, Yachten jenseits des Badehauses vertäut. Zwei oder drei Jugendliche patrouillierten auf der Brücke. Fühlte mich unangenehm fehl am Platz, beschloß, diese Woche abzureisen. Ein Haken: die Österreicherin! Muß vor der Abreise noch mal mit ihr sprechen. Hatte immer ein Faible für unglückliche Frauen. Soll ich nach Genf zu Gizella? Zu ihrer berechnenden Wollust und fast mathematischen Zuneigung? Sie würde in einem Hotel, im Négligé, mit Champagner und Hummer warten. Alles wäre vorbereitet, als befolgte sie einen Fünfjahresplan in ihrem Geschlechtsleben: das Beste an Drinks, Essen, Düften, Négligés, die richtige Menge nacktes Fleisch, alle Effekte sorgfältig geplant mit einer hölzernen, gehemmten Intensität, die mich immer wünschen ließ, Gizella betrunken, in dreckigen Lumpen, in einem Marseiller *bordello*, eine Bierflasche in der Hand, zu erleben - was natürlich außer Frage steht. Vielleicht sollte ich endlich meine literarische Petitesse über Vulgarität schreiben, ein Thema, das mich immer interessiert hat. Goethe mit *das ewig Weibliche** ist, obwohl nicht weit, am Wesentlichen vorbeigeschrammt.

Unterdessen ist Revolution. Zurück im Hotel, finde ich eine dringende Nachricht von Pater Giuseppe vor, ich möge ihn in der Abtei aufsuchen. Sehr höflich, aber bestimmt und bemüht, nicht zu verzweifelt zu klingen. Was er von mir erhofft, weiß ich nicht. Bat Enrico, Giacobbe zu holen. Der große Rebell war im Sanatorium und kam ins Hotel, nachdem er meine Nachricht erhalten hatte. Zeigte ihm Pater Giuseppes Zeilen; er wußte davon und sagte, ich solle mit Giuseppe reden, herausfinden, was er wolle, mein Bestes tun, um die Freilassung der Frauen zu erwirken. Fragte Giacobbe, ob er noch normal sei, mich als Botschafter zu benutzen; er lachte mir ins

Gesicht. »Sie werden uns helfen; Sie können gar nicht anders, als uns zu helfen«, sagte er und setzte hinzu, er werde mich bis zum Hafen mitnehmen, von wo ein Lastwagen mich hinauf zur Abtei fahren könne. »Sie müssen Ciro sehen«, bat er. »Nur ganz kurz. Er wird heute nacht sterben.«

Rief Pater Giuseppe an; sagte ihm, daß ich abends kommen würde. Er klang richtig froh und viel zu höflich, lud mich zum Abendessen ein. Ich war einverstanden. Um sieben fuhren Giacobbe und ich in einem Lastwagen los, gelenkt von einem stillen Mann mit kantigem Gesicht und dunkelblauem Hemd. Giacobbe erzählte von Ciro und wie man auf ihn geschossen hatte. In der Nacht der Revolte waren sie die Abteistraße entlanggefahren, um verstreute Milizionäre aufzusammeln. Direkt hinter Pinas Lokal sahen sie drei Männer auf Fahrrädern. Man wollte sie sofort stellen, aber Ciro meinte, sie seien wahrscheinlich bewaffnet, und begann überraschend zu zitieren: »Brüder, der Morgen ist gekommen, die Nacht ist vorbei; der Funke, der so lange geruht hat, ist aufgeflogen zu den Sternen.« Sie wußten nicht, was er meinte. »Ciro konnte nie verstehen«, bemerkte Giacobbe traurig, »daß Gedichte vor oder nach einer Revolution, aber nie statt ihrer geschrieben werden sollten. Die Milizionäre sahen den Lastwagen langsam näher kommen; einer der Fischer brüllte ihnen die Neugkeit zu und forderte sie auf, sich zu ergeben. Sie schossen Ciro in die Lunge, und jetzt blutet er sich langsam zu Tode; die Ärzte haben ihn aufgegeben.«

Kamen um sieben Uhr fünfzehn im Hafen an; kleine Gruppen standen am Eingang, hagere, dunkle Männer, die stumm ihre Netze durch die Hände gleiten ließen. Sie begrüßten uns, ohne zu lächeln. Wir gingen hinter dem Gebäude zum Ufer, wo Ciro auf einer Strohmatratze lag, bleich und friedlich, und zum Himmel hinaufstarre.

Giacobbe kniete nieder und sagte: »Dies ist Signor Farkas, du hast von ihm gehört?«

»Ja, natürlich«, sagte Ciro und sah mich an. »Guten Abend, Signore; leider kann ich nicht aufstehen und Sie anständig empfangen, aber ich bin tief geehrt.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Weinende Frauen, Begräbnisse, sterbende Männer und nicht verriegelte Toilettentüren verwirren mich.

Um den sterbenden Mann standen mißtrauisch uns gegenüber kleine Gruppen von Männern mit ihren Netzen oder den Händen in den Taschen. Eine alte Frau kam und gab Ciro etwas zu trinken.

»Ich habe ein Gedicht geschrieben«, sagte Ciro.

»Ja?« fragte Giacobbe.

Ciro nestelte unter der Decke und holte ein zerknittertes Stück Papier vor.

»Du sollst dich nicht anstrengen«, sagte Giacobbe.

Ciro schüttelte den Kopf und begann sein Gedicht vorzulesen.

Ich kann mich nicht genau erinnern, aber es ging etwa so:

*»Grau ist das Antlitz der Fischer,
Rot ihr ausgespucktes Blut
Am Abend sitzen sie und flicken die Netze.
Sie sitzen am Meer und knüpfen.
Grau ist ihr Antlitz, Freunde haben sie nicht,
außer dem Fisch, den sie töten, keinen Freund,
nur den Keim in der Lunge, der sie umbringt.
Keinen Freund, während sie sitzen und ihre Netze flicken.
Rot ist das Blut, das sie husten.
Rot ist das Antlitz der Fischer
Wenn sie sagen, genug.«*

Er betastete das Papier, faltete es mit zitternden Fingern zusammen und gab es Giacobbe, der leise »Danke« sagte.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte ich. Ich trat näher zu dem Sterbenden, versuchte aufmunternd zu lächeln, und sagte: »Das ist ein sehr schönes Gedicht, Signor Ciro, ein sehr schönes Gedicht.« Er lächelte dankbar.

Als ich ging, war das Meer ruhig, wunderschön. An der Hausecke blieb ich stehen und drehte mich um: Ciro winkte.

Fuhr zur Abtei hinauf: die Straße verlassen, aber Patrouillen unterwegs. Die zum Bahnhof führende Seitenstraße war von einem Lastwagen blockiert, daneben kampierten vier Männer, kochten über einem offenen Feuer ihr Essen. Sie brüllten meinem Fahrer einen Gruß zu. Mein Fahrer sagte: »Heute abend holen wir die Frauen.« Es wurde kühl, als wir den Hügel hinauffuhren. War nicht in der Abtei, seitdem mich Pater Giuseppe herumgeführt hat. Es gibt Zimmer dort, wo der jetzige Papst eine Nacht verbracht hat.

Pater Giuseppe wartete vor einer Seitentür bei der Kapelle. Er sah mehr denn je aus wie ein Apfel mit seinem runden, roten Gesicht über der schwarzen Robe. Er war erkaltet. Schüttelte mir herzlich die Hand, ging mir durch einen gewölbten Gang voran, über einen offenen Hof, dann die breite, kalte Treppe hinauf. Der Abt selbst wünsche mich zu sehen, erklärte er. Hatte den Abt beim letzten Mai in San Fernando kennengelernt, bei einem albernen Bankett, konnte mich aber nicht genau erinnern.

Wir stiegen dunkle, breite Stufen hinauf bis zum dritten Stock. Kein Wunder, daß die Patres ständig erkaltet sind, so zugig ist es. Endlos lange Korridore entlang; Pater Giuseppe sprach über neutrale Themen (seine Bienen, die kommende Weinlese etc). Endlich schwieg er, klopfte, wartete und ließ mich dann vorgehen. Großer Raum mit Eichengebälk, massiven Möbeln, schönen Teppichen, zwei großen Gemälden (eins aus dem *quattrocento* von der Heiligen Familie, ein anderes vom Abt), ein riesiger Raum, unbehaglich und unordentlich, vollgestopft mit Büchern, Zeitungen, Geschirr, Aschenbechern, Katzen. Es dauerte eine gute Minute, bis ich in all dem Trödel den Abt entdeckte, zwischen Kissen, Katzen und Büchern am anderen Ende in einer Ecke sitzend. Ich konnte ihn am leichten Rascheln der Seide ausmachen, als er seine schwere Robe in Bewegung setzte. Er räusperte sich und sagte: »*Entrez, cher Signor Farkas, entrez.*«

Er war sehr alt geworden. Sein Adlergesicht war wie feines, altes Pergament, von vielen kleinen Runzeln durchzogen; es war ein weißes Gesicht, ein Gesicht mit scharfen Wangenknochen; sein Hals war wie der einer alten Frau. Nur seine Augen blickten klar, klug und jugendlich. Nichts von Senilität darin.

»Freut mich, daß Sie gekommen sind, Signor Farkas«, sagte er; seine Stimme war überraschend fest. »Sie werden San Fernando helfen, Frieden und Ordnung wiederherzustellen? Bestimmt werden Sie das, Signore; wenn Sie auch Agnostiker sind, haben Sie doch das Gemüt eines Aristokraten und einen Sinn für Humor, der sich für die alten Werte und nicht für die langweilige Anarchie neuer Ideen entscheiden wird. Ich habe voriges Jahr Ihre Kurzgeschichten gelesen, auf italienisch.« Ich setzte mich in einen großen, weichen Plüschsessel. Pater Giuseppe, der hinter dem Stuhl des Abtes stand, setzte ein entschlossenes, anerkennendes Lächeln auf.

»Danke«, murmelte ich. »Aber...«

»Sie haben mir sehr gefallen«, sagte der Abt. Pater Giuseppe hinter ihm nickte. »Sie sind Agnostiker nur an der Oberfläche und nur weil Sie Angst haben, von den Sünden, die die Theater füllen, verspottet zu werden. Aber sowohl Pater Giuseppe (wieder ein Nicken) als auch ich erinnern uns an das Privileg, in Rom Ihr wunderbares Stück *The Valley 's Faith* sehen zu dürfen. Schade, daß nicht alles, was Sie schreiben, wie dieses Stück ist.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und antwortete: »Leider war es ein schreckliches Fiasko.«

»Wirklich?« fragte der Abt und rührte sich; die schwere Seide raschelte. »Um so mehr Grund haben Sie, weiteres dieser Art zu schreiben. Gewiß interessiert es Sie nicht, Modeströmungen zu folgen? Früher ist die Mode Ihnen gefolgt.«

O Gott, dachte ich, was will er von mir? Die vielen Komplimente machten mich mißtrauisch. »Nichts ist so niederschmetternd«, schrieb Rubin einmal, »wie Komplimente von den falschen Leuten.«

»Glauben ist unmodern«, sagte ich. »Behauptet mein Agent.«

Ärgerliches Rascheln.

»Da haben Sie Unrecht, mein Sohn«, sagte der Abt und schob ungeduldig eine Katze (oder ein Buch) beiseite. »Blicken Sie in die Herzen der Menschen, und Sie werden entdecken, daß das Vertrauen in die Ratio, der Glaube an den Nichtglauben verschwunden ist. Der Unglaube hat nur kurze Zeit geherrscht, kaum mehr als eine Sekunde in der Geschichte der Kirche. Die armen Teufel meinten, er würde ihnen überzeugendere Werte und ein stärkeres Credo bescheren. Aber

nein; jetzt werden überall auf den Ruinen die Fundamente weiterer Altäre und Kreuze errichtet. (Erneutes Nicken von Pater Giuseppe.) Wie immer, wenn materieller Fortschritt die Menschen verweichlicht hat, glaubten diese Dummköpfe, sie könnten ihr Königreich auf Erden mit optimistischen Augen betrachten und mit der Kirche brechen. (Katzenschnurren.) Aber diese kurze, erbärmliche Zeit des Materialismus ist vorüber. Angst und Gefahren bekehren den Unbedarften zum Glauben; große Wissenschaftler entdecken hinter Sternen und Elektronen Seine unfehlbare Hand. (Nicken) Ehemalige Aufrührer, Zweifler und fehlgeleitete Jugendliche wenden sich schamvoll von ihren Ketzereien ab und suchen nach einem neuen Gott. (Nicken, Schnurren, Rascheln.) Eine Zeitlang werden sie noch zögern, ihre dumme Schläue, ihren Rationalismus aufzugeben; sie werden alte Dinge mit neuen Namen versehen, Entschuldigungen und Ausflüchte suchen, das beschwerliche Labyrinth durchschreiten, schließlich aber doch in den Schoß des Heiligen Stuhls zurückkehren, und wir werden ihnen vergeben wie immer, und sie werden dabei helfen, die Menschen zum Scheideweg zurückzuführen, wo sie vor vierhundert Jahren den falschen Weg eingeschlagen haben.«

»Mag sein«, warf ich ein und fragte mich, warum mir alle in San Fernando wie Handlungsreisende ihr Credo verkaufen wollten. Ich interessiere mich für nichts als für meine Erholung. (Und den stolzen Gang einer jungen Österreicherin.)

»Ich möchte«, fuhr der Abt erbarmungslos fort, während ich die Assoziation vom Handlungsreisenden weiterspann und mir vorstelle, wie er einen Ballen Stoff namens Römisch-Katholisch vorzeigt und sagt, ›Bitte, guter Mann, fühlen Sie den Stoff, er ist der beste am Ort, Sie können ihn billig erstehen, da wir Ausverkauf haben‹ - »ich möchte, daß Sie diesen hirnlosen Menschen nahelegen, vernünftig zu sein. Man hat mir von den schrecklichen Verbrechen berichtet, die sie gestern abend begangen haben, vom Mord an Don Innocenzo, einem reizenden jungen Mann, tüchtigen Verwalter und treuen Sohn der Kirche. Dafür werden sie büßen müssen, aber sie sollten ihre Lage nicht noch verschlimmern, indem sie der Kirche trotzen. Ich weiß wohl, daß sie einen Groll gegen den Krieg und den jüngst dahingegangenen Mussolini hegen, obwohl er ihnen Sicherheit gab (heftiges Nicken von Pater Giuseppe), wenn sie genug Verstand

hätten, ihre gegenwärtige Lage mit der ihrer Väter oder Großväter zu vergleichen, hätten sie schon lange dankbar erkannt, wieviel besser es ihnen heute geht.

Ich weiß wirklich nicht, was in sie gefahren ist«, fügte der Abt unter Rascheln und Nicken hinzu. »Vor fünfzig Jahren hatten sie weder Rechte noch Kinos, noch elektrisch Licht, noch Kanalisation; sie konnten weder lesen noch schreiben, und politische Aktivitäten waren ihnen strikt verboten. Sehen Sie, hier haben Sie ein weiteres Argument für die Rückkehr in die Zeit vor der Renaissance. Die schnelle Zunahme von Privilegien und materiellem Wohlstand hat die Gier der Masse nur noch angestachelt, außerdem hat die verderbliche Popularisierung des geschriebenen Wortes nicht nur die Literatur eines Dante aus der Höhe in die Gosse der Pornographie gezerrt, sondern auch die Köpfe des Mobs mit den Schlagworten des Antichristen gefüllt. Aber eigentlich«, sagte der Abt mit müder Stimme, »möchte ich nicht über die Menschen im allgemeinen sprechen. Wir haben es hier nur mit ein paar tumben, irregeleiteten Bürgern unserer kleinen Gemeinde zu tun, die von gefährlichen Agitatoren und Mörtern aufgehetzt wurden. Wie ich höre, wollen sie heute abend eine Demonstration vor der Abtei inszenieren. Die müssen den Verstand verloren haben.«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche«, sagte ich, »aber ich glaube, es geht nur um *cherchez la femme*. Es scheinen einige Frauen hier festgehalten zu werden, die das Dorf befreien will.«

Ungeduldiges Rascheln.

Inzwischen war der Raum dunkel geworden; Pater Giuseppe machte einen Schritt, um die Tischlampe anzuknipsen. Aus dem eben noch herrschenden Dämmerlicht traten plötzlich Details hervor, die mir vorher nicht aufgefallen waren: noch mehr Bücher, Zeitungen, Katzen.

»Mein lieber Signor Farkas«, erwiederte der Abt, »diese Frauen sind genauso ignorant und fehlgeleitet wie die Dörfler. Wir werden sie, sobald Ordnung und Gesetz wiederhergestellt sind, den Behörden übergeben. Wenn die Männer zu demonstrieren wünschen, mögen sie das tun. Wenn sie es wagen sollten, die Abtei anzugreifen, werden sie unser Glaube und das Kreuz abhalten. Doch ich glaube nicht, daß es

dazu kommt.« Er seufzte. »Diese armen Menschen sind Kinder der Kirche - außer den wenigen kriminellen Heiden, die sie aufgehetzt haben. Ich will nur nicht, daß sie eine noch schwerere Sünde auf sich laden. Sprechen Sie mit ihren sogenannten Anführern. Wie ich höre, kennen Sie einige von ihnen, insbesondere diesen Banditen Giacobbe di Bocca. Erklären Sie ihm, daß er das Dorf in die Katastrophe führen würde, daß er seine Bande zurückhalten und ordnungsgemäß auf das Eintreffen der Amtsgewalt warten soll.«

»Wie kommen Sie darauf, daß ich Einfluß auf Bocca und die anderen habe?« fragte ich.

Der Abt lächelte. »Ich denke da an den Priester Marius in Ihrem Stück *The Valley's Faith*. Seine Überzeugungskraft war bemerkenswert.«

Schlauer alter Fuchs.

»Ich bin nie so gut wie meine Rollen, Eure Exzellenz.« Gott sei Dank fiel mir die richtige Anrede ein. Beinahe hätte ich ihn ›Euer Gnaden‹ oder ähnlich Idiotisches genannt.

Ungeduldiges Rascheln.

»Die Kirche wird sich erkenntlich zeigen, mein Sohn«, sagte er. »Auch San Fernando wird dankbar sein.«

Ich sah zu Pater Giuseppe, der, um das Argument des alten Mannes zu unterstreichen, eifrig nickte.

»Werden Sie ihnen vergeben«, fragte ich, »obwohl sie wußten, was sie taten?«

Wieder ein schlaues Lächeln.

»Schon«, sagte er vorsichtig. »Aber natürlich kann ich mich nicht in die weltliche Gerechtigkeit einmischen. Es sind Menschen umgekommen. Da mischen wir uns auch nicht ein«, sagte der Abt mit einer schnellen Bewegung seiner alten, bleichen Hand. »Die Kirche steht über dem Krieg; sie ist neutral. Wir beten für beide Seiten.«

Und er neigte fromm das Haupt. Die Seidenrobe raschelte; ich wollte mir gerade eine neue Zigarette anzünden, als wir die Schüsse hörten. Zuerst einen, dann eine Pause, dann in schneller Reihenfolge zwei, drei, vier weitere. Pater Giuseppe eilte zum Fenster, und ich

stand auf. Ich beobachtete den Abt: Er schien überrascht, rührte sich nicht, aber er wußte, daß es ein Gewehr war.

Ich sah hinaus. In der zunehmenden Dunkelheit stand eine Menge von hundert oder mehr Menschen in weiten, sichelförmigen Reihen vor der Kapelle, im Halbkreis um eine staubige Fläche in der Mitte, auf der eine einzelne Gestalt lag. Von meinem Standpunkt sah sie aus wie ein Indianer, das Ohr an den Boden gepreßt, die gespreizten Finger auf der Erde und die Augen geschlossen.

Dann peitschten wieder Schüsse aus einem der Fenster im dritten Stock der Abtei. Die Menge rührte sich nicht, wirkte wie versteinert beim Anblick des im Staub sterbenden Mannes. Ich sah Pater Giuseppe an; er runzelte die Stirn. Dann brüllte jemand von dort, woher die Schüsse gekommen waren, »Haut ab.« Das beendete die Unbeweglichkeit der Szene. Die Menge brandete vorwärts, kam dann wieder zum Stehen. Drei Männer traten vor, beugten sich über den stummen Mann. Sie drehten ihn auf den Rücken. Seine Arme waren schlaff, sein Körper weich, und jetzt lag er da mit dem Gesicht dem Himmel zugewandt. Ich konnte es nicht deutlich erkennen, aber ich wußte, daß er einen Schnäuzer hatte. Es wurde noch dunkler. Sie hoben ihn auf und trugen ihn zu einem Lastwagen, der am Straßenrand stand. Pater Giuseppe sagte: »Einer der Milizionäre muß geschossen haben; sie haben hier gestern nacht Zuflucht gesucht. Sie hatten große Angst.«

Die Menge wandte sich dem Toten zu, als er auf den Lastwagen gehoben wurde, und dann, wie ein Mann, wieder zur Abtei um. Jemand schrie aus der ersten Reihe: »Wer bist du? Du hast ihn getötet.« Es blieb kurz still, dann kam die Antwort: »Haut ab, ihr Hunde.« Pater Giuseppe beugte sich vor, um besser zu sehen, zog dann den Kopf wieder zurück und sprach zum Abt: »Einer der Milizionäre hat einen Dörfler erschossen. Ich muß sofort nach unten.« Er wartete die Antwort nicht ab und ging zur Tür. Ich hörte den Widerhall seiner schnell trippelnden Schritte auf dem langen steinernen Gang. »Da haben Sie's, mein Sohn«, sagte der Abt. Ich ging zum Fenster zurück.

Von dort aus konnte ich, wenn auch in den Einzelheiten nur verschwommen, sehen, was vorging. Die erste Reihe der Menge stand still, reckte die Hälse nach oben, um zu sehen, wer ihren Kameraden

erschossen hatte. Aber im Hintergrund wurde gedrängelt; ein Schrei stieg auf, tief und unverständlich. Er klang wie das Stöhnen eines waidwunden Tieres, heiser und klagend. Jemand in der ersten Reihe drehte sich um; ich sah seine Hände, die flehentlich erhoben waren, um die anbrandende Menge zurückzuhalten, aber bald war er selbst von der Menge verschluckt.

Ich beugte mich tief hinaus, um besser sehen zu können. Die Menge stürmte voran, das Tor hielt sie nicht auf, sie wurde nur zu einem seltsam birnenförmigen Gebilde, das sich am Eingang verengte und etwas langsamer wurde. Aber die Bewegung setzte sich fort; gleich darauf hörte ich ein gewaltiges Krachen und im Innenhof Schritte. »Das wagen sie nicht«, sagte der Abt, als ich mich umwandte. »Das wagen sie nicht«, wiederholte er ungläubig, ohne das leiseste Anzeichen von Angst, aber völlig verblüfft. »Ich gehe wohl besser runter und sehe nach«, sagte ich, ging zur Tür, öffnete sie und lauschte. Irgendwo unten hörte ich Schritte hallen und plötzlich ein Durcheinander von Stimmen, das Gemurmel eines Kriegsrats. Ich ging bis zum Ende des Ganges und sah, als ich an der Treppe ankam, zehn oder fünfzehn Männer die Treppe hinauf auf mich zustürmen. Ich bekam Angst, wich zurück und sah Alfieri, der aufgelöst, mit rotem Gesicht, die Meute anführte. Sie machten halt, als sie mich sahen.

»Signor Farkas«, keuchte Alfieri, »wo ist der Mistkerl?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich, »wahrscheinlich irgendwo in diesem Gang.«

Sie eilten weiter mit schweren, dröhnenden Schritten. Hinter mir hörte ich eine Tür aufgehen, ein kleiner Mönch mit freundlichem Gesicht spähte hinter einer randlosen Brille hervor. Ich ging weiter, beugte mich über die Brüstung, um zu sehen, was im Hof vor sich ging. Am anderen Ende, das zur Nebentür der Kapelle und zum Garten führte, sah ich ein paar Dörfler. Vier oder fünf Männer standen in der Mitte beim Brunnen und hielten Rat. Wahrscheinlich war Pater Giuseppe bei ihnen, aber ich war nicht sicher. Es war jetzt ziemlich dunkel. Sie sprachen leise, als wäre alle Gewalttätigkeit vergessen. Dann hallten wieder Schritte den Gang entlang: Alfieri kam mit seinen Männern zurück. Sie gingen langsam, daher wußte ich, daß sie den Mörder nicht entdeckt haben konnten. Aber als sie an einem

Seitengang vorbeikamen, brüllte einer: »Da läuft er!«; die anderen blieben stehen, drehten sich um und liefen trampelnd davon. Mir war etwas übel.

Ich ging die Treppe hinunter; kurz bevor ich im Hof war, rief ich laut: »Giacobbe di Bocca!«

»Ja«, brüllte er sofort zurück, »Signor Farkas?« und kam schnell auf mich zu.

Unnötig zu sagen, daß ich froh war, ihn zu sehen. Ich wollte weder irrtümlich für einen Milizionär noch für einen Mönch, noch für den Abt gehalten werden.

»Ja, Farkas?« sagte Giacobbe, und ich konnte trotz der dunklen Nacht sein erregtes Gesicht und sein wirres Haar erkennen. Seine Stimme war tief wie ein Fagott.

»Was bedeutet das alles?« fragte ich.

»Wenn ich das wüßte«, sagte er. »Wir sind in friedlicher Absicht hier heraufgekommen, wollten nichts als unsere Frauen, als jemand auf uns zu schießen begann und Francesco tötete. Ich konnte sie nicht mehr zurückhalten. Sie sind los, um ihre Frauen zu holen und den Mörder zu fassen.«

Die Frauen holten sie zuerst. Ich setzte mich auf einen Korbstuhl beim Brunnen, während Giacobbe mal verzweifelt, mal besänftigend brüllte, was niemanden zu beeindrucken schien. Eine Weile waren nur wenige Männer im Hof; ich fragte mich, wo Pater Giuseppe geblieben war. Giacobbe wußte es auch nicht. Dann hörten wir eine Menschenmenge näher kommen, Jubelrufe und Gebrüll und dann das erleichterte Lachen einer Frau. Sie kamen durch ein schmales Holztor an der rechten Seite des Hofes, etwa fünfunddreißig Männer und die Frauen mit Beatrice.

»Und jetzt gehen wir nach Hause.« Giacobbe stieg auf den Brunnenrand, hielt unter Schwierigkeiten die Balance. »Männer, unsere Frauen sind befreit, keine Gewalt mehr. Gehen wir alle nach Hause.«

Jemand machte einen rüden Spaß; ein anderer küßte eine Frau, wieder andere lachten. Die Gewalttätigkeit war zum großen Teil von ihnen abgefallen, nur ihr Lachen war noch nervös; sie sahen sich um

und erkannten vielleicht zum ersten Mal, daß sie in der Abtei waren, blickten um sich und wußten nicht, ob sie beeindruckt sein sollten oder nicht.

Dann wurde der Mörder von Alfieri und seinen Männern die Treppe hinuntergezerrt. Seine Stiefel schleiften und holpern über die Steinstufen. Es war jetzt sehr dunkel. »Wir haben ihn!« rief Alfieri. »Er hatte sich oben in einem Badezimmer versteckt.« Wieder füllte sich die Nacht mit lauten Schritten und Gebrüll. »Wo ist er? Na los! Hängen wir ihn! Hängen wir den Schuft!« Die Rufe steigerten sich zu einer wilden Kakophonie - ich sah nichts als undeutliche Schatten, erhobene Hände, taumelnde Körper. Der Tumult nahm zu; die Nacht begann übelkeitserregend nach Tod zu riechen. Giacobbe rief noch einmal: »Gehen wir nach Hause, Männer«, aber niemand beachtete ihn. Ich konnte nur die Richtung der schwarzen, formlosen Schatten erkennen. Sie drängten auf die Eingangstür zu. Ich lauschte auf die Stimme des Opfers, aber es war nicht zu erkennen, wer nach Hilfe, wer nach Rache schrie. Dann ließ jemand eine Taschenlampe aufblitzen. In ihrem Schein waren Köpfe und Augen, Hände und Ohren zu sehen, vereinzelt und schrecklich deutlich vor der tintenschwarzen Dunkelheit, als hätte man einen Riesen zerstückelt und seine Glieder ins Licht geschleudert. Der Lichtstrahl huschte weiter und fiel in eine Ecke; ich sah die Rücken von Männern, die etwas taten, was ich nicht erkennen konnte.

»Gehen wir, Männer«, krächzte Giacobbes Stimme von irgendwo. Das Geräusch von Hämtern war zu hören. Der Lichtstrahl zitterte; ich hörte ein langes,

schrilles Kreischen, wie Messerritzen auf Glas. Das Licht richtete sich auf die Tür; die Männer entfernten sich, und ich sah, daß sie den Mörder mit den Händen auf die halboffene Tür genagelt hatten. Er war hilflos wie eine aufgespießte Fliege. Das Licht erlosch, und ich konnte nichts mehr sehen. Die Menge schlurfte hinaus, ich mit ihr. Als ich draußen war, hörte ich, wie die Tür von einem Windstoß erfaßt wurde und sich unter ihrem Gewicht quietschend zu schließen begann. Bis sie zuschlug.

Aus FARKAS' TAGEBUCH VOM 10. SEPTEMBER
1943

Gestern nacht beschlossen, diesen elenden Ort unverzüglich zu verlassen. Die Szene in der Abtei war widerlich -habe seit dem Krieg nicht so viel rohe Gewalt gesehen. Beim Nachhausekommen dachte ich an die Satire des armen Frici, *The Defender of Little Men*, die von einem naiven Menschen handelt, der im letzten Krieg ärgerlich von der Front schrieb, daß die Lebensumstände abscheulich sind, Erwachsene in grabenartigen Löchern herumkriechen, seltsame uniformartige Kleidungsstücke tragen und - man denke nur! - auf andere Menschen schießen. >Und weit und breit kein einziger Polizist^ schloß er empört.

Natürlich ist es nicht gut, sich wie eine Karikatur zu benehmen. Aber ich hasse Gewalt, und die Anstrengungen der Einheimischen interessieren mich nicht im geringsten. Ich weiß, daß sie recht haben; daß ihre Gewalttätigkeit vor allem die Reaktion auf frühere Übel und Dummheit ist. Zum einen hätte ich nicht auf Giacobbes Anstachelungen hören sollen, zweitens wäre ich besser nicht zum Abt gegangen, um mir *seine* Anstachelungen anzuhören, und drittens hätte ich gestern nacht abreisen sollen. Statt dessen bin ich immer noch hier und kann mich nicht entschließen zu gehen.

Ich weiß nicht, was mich zurückhält. Heute abend geht ein Zug nach Ravenna und von dort nach Mailand. Reisen ist bestimmt nicht sicher, aber hierzubleiben auch nicht. Giacobbe und seine Freunde leben in einem marxistischen Koma. Sie haben den Toten begraben, halten Versammlungen ab, bilden Liliputaner-Kabinette (sie haben Alfieri zum Marinebeauftragten gemacht), setzen Erklärungen und Grußbotschaften auf, bereiten einen Fünfjahresplan für die Landgewinnung aus dem Meer vor, vor allem warten sie auf die britischen und amerikanischen Truppen, die sie in ihrer Macht bestätigen sollen. Unterdessen bleiben die Meldungen verschiedener Radiostationen verwirrend, und es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß San Fernando den Alliierten nicht schnurzegal ist. Diese Leute gehen es fröhlich an. >Der Krieg ist aus< , sagen sie, >das Volk hat sich

erhoben - und lasten alle Ursachen und Formen der Unterdrückung und des Elends dem alten Regime an im festen Glauben, der logische und einzige Weg sei der, den sie eingeschlagen haben: Don Innocenzo zu hängen, jeden Widerständler zu erschießen, in die Abtei einzudringen, mit lärmender Begeisterung umherzugehen und einander in einer Art proletarischem Happy-End zu umarmen. Alles schön und gut, aber nicht mein Bier. Ich sollte in die Schweiz fahren (Gizella oder nicht Gizella) und mich anständig erholen. Ich bin nicht mehr jung genug, um mich über diese Dinge aufzuregen oder es mir leisten zu können, mich überhaupt aufzuregen. Wieso komme ich dann nicht weg von hier? Ich weiß, ich werde diesen Zug heute abend nicht nehmen. Habe nicht einmal das Zimmer gekündigt, weder gepackt noch meine Rechnungen bezahlt, noch einen Wagen bestellt. Bin vormittags nicht ausgegangen, sondern habe hinter heruntergelassenen Jalousien im Bett gelegen und geraucht wie ein Schlot.

Es war ein sehr langer Vormittag, als wartete man ständig auf etwas, das sich entschieden verspätet hat. Ich wußte, ich wartete auf nichts Besonderes - außer auf einen Entschluß, einen jähnen Anstoß, um aus diesem emotionalen Sumpf herauszukommen. Ich dachte an den Mann, den sie an die Tür genagelt haben, an die raschelnde Seidenrobe des Abtes, an die Österreicherin, aber allmählich versiegte alles Denken. Es war die perfekte intellektuelle Leere; Joyce könnte eine Tetralogie darüber schreiben. Ich erhob mich, ging auf und ab, zündete von Zeit zu Zeit eine Zigarette an, begann dann mit systematischer Gründlichkeit, Unordnung zu machen, stellte eine Vase hierhin, legte ein Buch dorthin, einen Kragen auf den Tisch, Socken in die Badewanne. Unterdessen war mir, als spräche ich mit jemandem oder diktierte eine Rede; mein Körper handelte mechanisch, versuchte, jede äußere Störung auszuschalten. Ich berührte beim Hin- und hergehen Möbelstücke, strich über die Vorhänge, beschloß, die Jalousien hochzuziehen, beschloß, es bleibenzulassen, dachte unzusammenhängenden Blödsinn, um, wie ich glaube, meine wirklichen Gedanken abzuwehren. Und ständig dieser nagende Druck im Magen. Ich schluckte Natron, wußte aber, daß Aufstoßen nicht helfen würde. Dann duschte ich kalt und rasierte mich.

Dabei wurde mir klar, daß ich heute abend in aller Eile abreisen oder wieder zu mir kommen würde. Ich wußte, es würde letzteres sein, und sprach es, um mich zu beruhigen, halblaut aus. Sofort fühlte ich mich besser. Ich habe es immer verabscheut, zu packen, zu zahlen und Stunden im Zug zu verbringen, *partir c'est mourir un peu*, wie wahr. Ich fühlte mich besser, weil der Entschluß, mich neu zu sammeln, etwas von der Unruhe nahm. Heute werde ich mit der Arbeit beginnen, sagte ich, als ich mich rasierte; mein Kopf füllte sich mit Bildern, Titeln und Personen, alles schrecklich ungeordnet, aber ich wußte, ich befand mich plötzlich in diesem hochelektrisierten Geisteszustand, in dem es ein Vergnügen ist, mit dem langen, angenehmen Prozeß des Vorbereitens zu beginnen. Ich nahm eine leere Zigarettenzschachtel, schrieb

Liebhaber
? ?
Ehemann ? ? Ehefrau

und kleidete mich dann an. Mehr hatte ich noch nicht, aber ich kostete schon einen Teil der Dialoge vor, sah eine Szene beim Abendessen vor mir und spürte die Atmosphäre des Ganzen. Mit dieser Idee ließ sich spielen. Jeder in dieser Dreieckskonstellation beschuldigt die anderen beiden des Betrugs; nur drei Hauptrollen und vielleicht ein Butler, ein Zimmermädchen oder eine Mutter als Beigabe.

Dann begann ich, während ich meine Krawatte band, die zweite Idee zu untersuchen - ein Mann reist durch Europa, um alle seine alten Liebesbriefe von den Adressatinnen einzusammeln. Dies war natürlich etwas zu episch, aber Longleys and Bauer schreien schon seit letztem Januar nach einem Roman, und es wäre eine Möglichkeit. Der Plot war etwas überschlau ; ich dachte an ein Kapitel in Brüssel, mit der guten alten Solange, die sich weigert, ihr Bündel Briefe herzugeben, und da fiel mir plötzlich das alte Thema ein, von dem ich Pallenberg erzählt hatte, kurz bevor er bei dem Autounfall umkam. Er war an jenem Abend etwas mürrisch gewesen und hatte maliziös gesagt, daß ihn meine Idee an Molnars *Der Teufel* erinnere, was mich so wütend machte, daß ich sie für viele Jahre aufgab. Sie war ganz und gar nicht

wie *Der Teufel!* Sie handelte von einem alten Mann, der nach vielen Jahren einen Ort aufsucht, an dem er früher glücklich gewesen war (ich hatte mir als Kulisse die Tatra gedacht), bereit, sich jeder Desillusionierung zu stellen, alten, schäbig gewordenen Orten und Gesichtern, weil auch er alt und bitter geworden war, dann aber das genaue Gegenteil vorfand, einen wunderschönen, lebendigen Ort mit neuen Gebäuden, voller Blumen und Farben und glücklicher, vitaler Menschen, was ihn total erboste. Er ist ein alter Masochist auf der Suche nach der nostalgischen Bestätigung, daß der Ort, den er in seiner Erinnerung hochgehalten hat, schäbig und alt geworden ist wie er selbst.

Als er die Tatra von Gelächter und Lebendigkeit sprühend vorfindet, wird er fast wahnsinnig und stürzt in seiner Verbitterung alle ins Unglück. Wäre Pallenberg nicht gewesen, hätte ich die Sache vor zehn Jahren abgeschlossen.

Ich aß in meinem Zimmer zu Mittag und versuchte, mich an den Titel der Idee zu erinnern, selbst Pallenberg hatte er gefallen. Aber er fiel mir einfach nicht ein, obwohl ich mich an viele andere Einzelheiten erinnerte, den Namen der Naiven (Elisa) und den Schluß des zweiten Aktes zum Beispiel. Nach dem Mittagessen ging ich spazieren. San Fernando war sehr still in der frühen Nachmittagssonne; seine freundlichen, wenn auch lädierten Jalousien leuchteten grün in der Sonne. Ich mag grüne Jalousien; ich verbinde sie mit Sonne und Jugend. Ließ mir endlich die Haare schneiden. Der Friseur, den ich Il Trovatore nenne, ist ein gutaussehender Mann von vierzig Jahren, mit einer fetten Frau an der Kasse. Er war ganz begeistert von der »glorreichen Revolution«. Er ist eine Art Kleinstadt-Figaro, voller dramatischer Gesten und Sprüche. »Herr, lieber Herr«, rief er aus, schnippte mit der Schere in meinem Nacken herum, »endlich sind die Ketten gesprengt! Lang lassen?« fragte er, auf meine Haare deutend. »Kein Wunder, daß die Deutschen den Krieg verlieren«, sagte er später, »wenn man sich ihren Haarschnitt ansieht« - und kicherte über sein Witzchen.

Nach allem, was ich höre, scheint San Fernando auf die Alliierten, die Britische Flotte, die Rote Armee und die Luftstreitkräfte der USA zu warten und alle verwirrenden Nachrichten von Radio Rom einfach zu ignorieren. Il Trovatore meint, der Krieg sei aus, und dies könne

nur Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Glück und die Verstaatlichung der Pomadeindustrie bedeuten.

Heute war wieder eine Beerdigung - das ganze Dorf war auf den Beinen, um dem kleinen Francesco, der vor der Abtei erschossen wurde, Lebewohl zu sagen. Doktor Merlin vom Sanatorium (dem auf dem Stuhl neben mir die Haare gewaschen wurden) erzählte, daß drei Milizionäre, die Sonntagabend in die Abtei geflohen waren, den Kopf verloren hätten, als sie die Demonstranten sahen, weil sie annahmen, daß sie abgeholt werden sollten, also hätte einer von ihnen das Feuer eröffnet. Die Abtei sei still, sagte Merlin, völlig isoliert, und praktisch jedermann streike heute.

Traf Alfieri auf dem Weg zum Korso. Er sagte, er werde morgen mit ein paar Fischern auf Seepatrouille gehen, um »die britische Marine in die Bucht zu geleiten«.

Kein Lebenszeichen von der Österreicherin.

Vor dem Abendessen ein Nickerchen. Es war wieder sehr heiß. Wachte um neun nach einem sonderbaren Traum schweißgebadet auf, starre an die Decke und versuchte, den Traum zu rekapitulieren. Er begann in der Nähe eines mir unbekannten Theaters, eines großen, vergoldeten, illuminierten *fin-de-siecle-Gebäudes*. Ich ging auf dieses Theater zu. Es war dunkel, fast Nacht, aber der Himmel war hell vom Neonlicht, und plötzlich sah ich meinen Namen in großen, elektrischen Lettern aufleuchten: STEFAN FARKAS, blitzte es auf und verlosch wieder; darunter war eine weitere Gruppe von Lettern: SEIN NEUES STÜCK MIT... Weder der Titel noch die Namen der Schauspieler waren zu sehen. Ich fragte mich, welches meiner Stücke gespielt wurde. Eine große Menge brandete auf den Eingang zu: alles zerlumpte Bettler, mit zerschundenen Gesichtern. Einige bluteten, manche trugen Sensen, Fahnen und Äxte, andere hatten, in merkwürdigem Gegensatz zu ihren dreckigen Lumpen, Zylinder auf. Hinter dem Theater erhob sich, jäh und unerwartet, ein hoher Berggipfel, eine weiße Spitze, die vom Blau des Schnees fluoreszierte, doch hörte ich gleichzeitig das Anbranden von Wogen, als wäre das Meer nahe.

Es interessierte mich sehr, welches Stück gespielt wurde; ich versuchte, näher heranzukommen. Aber die Menge war dicht und

unruhig; ich sah, daß die meisten einfach zur einen Tür hineingingen und aus einer anderen wieder herauskamen, was die allgemeine Verwirrung, die kreisähnliche Bewegung und meine Schwierigkeiten verstärkten. ›Laßt mich durch!‹ schrie ich, aber niemand beachtete mich. ›Ich bin der Autor!‹ rief ich, ›der Autor!‹; einer der Männer drehte sich um, es war Don Innocenzo, gelb im Gesicht und tot, doch bewegte er sich. ›Ihr Paß‹, sagte er. ›Seien Sie nicht albern‹, sagte ich. ›Ich bin der Autor.‹ Dann bemerkte ich ein paar vergilbte Plakate mit den Namen der Schauspieler. Darauf stand in übergroßen Buchstaben: »ZUM ALLERLETZTEN MAL -MAX PALLEMBERG«; als ich die Namen der anderen Rollen überflog, sah ich, daß alle von Pallenberg gespielt wurden: Es gab keinen anderen Namen als seinen in allmählich verblassender Druckschrift. Dann war da noch ein Plakat: ›Zum allerletzten Mal - MAX PALLEMBERG als Max Pallenberg in Max Pallenbergs *Max Pallenberg*.‹

Ich wurde beiseite gestoßen und von der Menge fortgetragen, fand mich in einer engen Seitenstraße wieder, leer bis auf einen Hund, der den starr über dem Berg stehenden Mond anbellte. Ich rannte, schwitzte, suchte nach dem Bühneneingang, tauchte in Hauseingänge, aber alle Türen waren abgesperrt. Das starke Mondlicht beleuchtete die Straße; als ich stehenblieb, um Atem zu schöpfen, sah ich auf der anderen Straßenseite einen unbeweglichen Schatten. Ich hatte keine Angst, denn ich kannte ihn. Ich hob die Hand; der Schatten tat das gleiche. Ich drehte mich um, er drehte sich ebenfalls um. Ich hob das Knie, er hob es auch. ›He, Sie‹, rief ich ihm zu, ›wo ist der Bühneneingang?‹ - ›He, Sie‹, echte er, ›wo ist der Bühneneingang?‹ Ich ging weiter; aus dem Augenwinkel sah ich, daß er mir folgte. Ich murmelte vor mich hin, auf der anderen Seite wurde auch gemurmelt. Als ich an eine Ecke kam, wußte ich, daß ich den Bühneneingang finden würde, und ging schneller, und als ich in eine Gasse einbog, stieß ich fast mit dem Schatten zusammen. Entschuldigen Sie‹, sagte ich. Echo. Ich sah, daß der Hund, der noch vor einer Minute den Mond angebellt hatte, winselnd hinter ihm hergeschlichen kam. ›Wissen Sie, welches Stück heute abend gegeben wird?‹ fragte ich. Er lächelte, verneigte sich mit einem Gesicht wie Molnars Teufel und sagte: ›Voilà!‹ Ich schrie: ›Das ist nicht wahr!‹, fing an zu rennen; in

einem der Hauseingänge brannte Licht, aber als ich dort ankam, ging es aus.

Ich ging hinein; es war pechschwarz; ich tastete mich an den Wänden entlang; sie waren warm und rauh, aber dann schlängelte sich der Hund an mich heran; ich spürte seine kalte, feuchte Schnauze. Ich zündete ein Streichholz an und sah ein weiteres Plakat an der Wand, zerrissen und gelb, als hing es seit Jahren dort. Seine abgeknickten Ecken flatterten in der Zugluft. Alles, was ich beim Licht des Streichholzes erkennen konnte, war, »STEFAN FARKAS' NEUES STÜCK«, aber da tauchte der Schatten wieder auf und verstellte mir den Weg. Ich rief etwas; das Streichholz flackerte und verlosch. Plötzlich hielt ich den Schatten in den Armen und spürte einen nackten Rücken; auch ich war nackt, voller Sehnsucht und Wärme, warm und geborgen, als sie ihre weichen, kindlichen Arme um mich legte und sich immer enger an mich drückte. Ich küßte sie auf die Wangen: Sie waren weich und dufteten nach frischen Pfirsichen, und ihr Haar war wie Seide. Aber plötzlich trafen meine Lippen eine entsetzlich rauhe Stelle in ihrem Gesicht, eine scharfe Kante, als wäre dort ein bodenloses Loch. Es schmeckte nach rohem, gesalzenem Fleisch, nur viel schrecklicher; ich versuchte, mich zu entziehen, aber mein Körper kam nicht weg; sie hatte starke Arme; ich war gezwungen, die Lippen auf diesem Riß zu lassen. Der Mond war verschwunden, und der Hund hatte aufgehört zu winseln. Ich riß mich los, lief, so schnell ich konnte, den dunklen Torweg entlang, spürte den Hund zwischen meinen Beinen, sein weiches Fell; er lief mit mir mit. Ich wußte, der Torweg war voller Koffer, Glasscherben und Stühle - voller Stühle in langen Reihen wie im Theater (ich versuchte, geradeaus zu laufen, da ich wußte, daß auf diesen Stühlen Leute sitzen, deren Knie ich nicht berühren wollte). Dann sah ich links die Bühne. Ich fand einen leeren Stuhl und ließ mich keuchend darauffallen.

Die Bühne war leer bis auf einen großen Sessel, der mit dem Rücken zum Publikum stand. Ich wandte mich an meinen Nachbarn: »Sie sind spät dran«, sagte er. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ich wußte, daß er ein schlauer alter Mann war, der mir helfen und mir jede Information geben würde, die ich brauchte. »Was wird gegeben?« fragte ich. »Still«, sagte er. »Schauen Sie«, fügte er hinzu

und zeigte mit dem Finger; ich sah auf die Bühne, und plötzlich stand aus dem Sessel Daniel in einem eleganten Morgenmantel auf, eine rote Nelke im Knopfloch; er grinste, bückte sich, hob einen Zettel auf und fragte: ›Haben Sie etwas verloren, Madame?‹; alle sahen mich an, es war mir sehr peinlich, und ich sagte laut: ›Nein‹, woraufhin Daniel die Achseln zuckte und hinter dem Sessel verschwand. Dann senkte sich der Vorhang; es gab einen Riesenapplaus, aber das Saallicht ging nicht an. Es wurde sogar noch dunkler, und ich fühlte mich ganz verloren; die Dunkelheit war voller kleiner, dunkler Kristalle, die voneinander absprangen und in Kreisen herumschwammen. Ich wollte mit meinem Nachbarn sprechen, konnte aber nicht sehen, ob er noch da war. Der Applaus verebbte; es herrschte Stille, und der Vorhang hob sich erneut über einer dunklen Bühne. Ich flüsterte meinem Nachbarn zu: ›Wie war noch der Titel meines Stückes?‹ Er antwortete nicht, aber er kannte ihn. ›Wer ist der alte Mann in meinem Stück?‹ fragte ich. ›Psst‹, sagte er. ›Seien Sie still. Löchern Sie mich nicht mit Fragen. Die Barrikaden sind errichtet. Fragen Sie mich nicht. Nehmen Sie einen Federhalter, und erstechen Sie sich. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.‹ Plötzlich war er auf der Bühne und sprach zu einer erregten, wild blickenden Menge von Bauern mit Jakobinermützen. ›Geht und ersäuft euch!‹ donnerte er sie an. Er war mir schrecklich vertraut, wie er auf der Bühne stand, mit dem Rücken zu mir. Ich rief ihm zu: ›Ist das alles?‹, und gerade, als er den Kopf wenden wollte, fiel der Vorhang; es gab donnernden Applaus, und ich wachte auf.

DER VERLORENE BRUDER

In derselben Nacht bekam Farkas Besuch von Giacobbe. Er sah müde aus und war unrasiert. Seine Stimme war fast tonlos, er konnte nur flüstern und hustete ständig. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, vor allem neben der Nase. Nur seine Augen waren dunkel, glühend und voller Erregung; sie schienen, anders als der Rest seines Gesichts, lebendig zu sein und hatten mit den tiefen Furchen,

der hängenden Haut, den Bartstoppeln auf dem Kinn, der müden Stimme nichts zu tun.

Farkas fragte ihn, wie die Sache stehe. Giacobbe schien zerstreut und unzufrieden. Doch, die Dörfler seien bei prächtiger Laune, vergäßen die Toten, fühlten sich stark und hätten Lust zu arbeiten. Mehr wollte er nicht über das Dorf sagen. Ihm lag etwas anderes auf der Seele; er beantwortete Farkas' höfliche Fragen beinahe mechanisch. Ja, das Komitee hätte die Arbeit aufgenommen. Nein, die Abtei werde nicht kooperieren. Ja, sie warteten auf die Alliierten und so weiter.

Schließlich fragte ihn Farkas nach der *festa*.

»Ach ja, das Fest«, sagte Giacobbe. »Ja, es wird ein Fest geben. Aber zuerst müssen wir uns um Leonardo kümmern.«

»Wie geht es ihm?«

Giacobbe seufzte.

»Seinem Bein geht es besser«, sagte er. »Viel besser. Erst hatten wir Angst, daß es amputiert werden muß, aber das ist nicht nötig. Er hat ein nettes Zimmer für sich allein. Er schläft fast immer; wenn erwach ist, will er Blumen, um sie anzuschauen. Ich mache mir große Sorgen um ihn.«

»Er muß schrecklich erschöpft sein. Er braucht Ruhe.«

»Ja, Ruhe«, sagte Giacobbe. »Ich weiß, Ruhe. Aber etwas ist an ihm, das mir Sorge macht. Wir haben gestern abend lange gesprochen. Er hat sich verändert.«

»Wer nicht?« fragte Farkas. »Und jetzt hören Sie auf, sich Sorgen zu machen.«

Giacobbe lächelte dankbar.

»Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mit mir zu Leonardo kommen würden«, sagte er bittend. »Vielleicht können Sie mir sagen, was mit ihm los ist. Bitte.«

Farkas protestierte. Sagte, er sei endgültig entschlossen, sich herauszuhalten. Er dachte an den Abend in der Abtei, was ihm Übelkeit bereitete. Er sagte es.

»Aber es wird sehr interessant für Sie sein«, sagte Giacobbe.

»Sie reden wie ein Zuhälter«, sagte Farkas ärgerlich. »Versuchen mir eine Revolution aufzuschwatzen wie eine Hure. Schämen Sie sich nicht, junger Mann?«

»Sie sagten, Sie interessieren sich nicht für Revolutionen«, entgegnete Giacobbe. »Vielleicht sind ja Revolutionäre mehr nach Ihrem Geschmack.«

»Tut mir leid«, sagte Farkas. »Außerdem muß ich heute arbeiten. Ich schreibe an meinem neuen Stück.«

»Wovon handelt es?« fragte Giacobbe begierig. Er hatte etwas von seiner sardonischen Überlegenheit wiedergewonnen. »Hübsche Frauen, geschnieglete Männer etcetera?«

»Vor allem etcetera.«

Giacobbe stand auf.

»Bitte, Farkas«, wiederholte er. »Lassen Sie mich nicht im Stich. Er ist in einem sehr seltsamen Zustand. Er könnte Zuspruch gebrauchen, und den könnten Sie ihm geben.«

Bei dem Wort ›Zuspruch‹ spürte Farkas tief in sich eine seltsame Reaktion. Das Wort hallte wider und erstarb in seiner Magengrube.

»Zuspruch?« fragte er, irritiert von seinem plötzlichen Interesse.

»Ja. Bitte, kommen Sie.«

Sie diskutierten weiter, aber Farkas wußte, daß er letztlich nachgeben würde. Er antwortete ausweichend, versprach aber, es sich zu überlegen. Giacobbe sagte, er werde ihn um neun Uhr abholen, und ging traurig, heiser und geistesabwesend zu einer Versammlung.

Wieder allein, setzte Farkas sich auf den Stuhl am Fenster, versuchte, San Fernando und Giacobbe zu verdrängen. Er hatte einen Schreibblock auf den Knien, einen Bleistift in der Hand. Er wollte einen strukturellen Abriß des Stückes skizzieren. Es wurde dunkel im Zimmer, aber er knipste das Licht nicht an : Er wußte, er war noch nicht soweit. Wieder versuchte er, sich an den Titel zu erinnern, ohne Erfolg. Also schrieb er:

?

EIN STÜCK IN 3 AKTEN

von Stefan Farkas

Ort: Das Tatra-Gebirge, ein Hotel. Zeit: jederzeit. Personen:

Hier hielt er inne. Er versuchte, sich auf den Alten Mann zu konzentrieren, aber seine Gedanken kreisten wie Geier über einem Leichnam, und er war unfähig, weiterzumachen. Der Alte Mann, sagte er halblaut, hoffend, ihm würden weitere Einzelheiten einfallen. Die Naive Elisa, Älteres Paar, Poet, Militarist, Revolutionär. Er schrieb die sieben Personen ordentlich nebeneinander auf. Er hatte eine wunderschöne Schrift, und als er die runden, zierlichen Buchstaben betrachtete, freute er sich. Die erste Seite des Schreibblocks sah sauber und vielversprechend aus, der Rest der Fläche einladend. Das Universum, dachte er, nachsichtig lächelnd: hier und mein. Das perfekte Machtmittel. Weinen oder Lachen, Morde, Vertrauen oder einfach Witze - alles hängt von mir ab. Was ich brauche, dachte er stolz, ist ein wirklich guter Satz, und der Anfang ist gemacht.

Statt eines guten Satzes kam Giacobbe wieder, in etwas besserer Stimmung. Die Versammlung sei sehr zufriedenstellend gelaufen, sagte er - und nach einer Pause: »Sie kommen doch?«

»Sie Sklaventreiber«, seufzte Farkas.

Leonardo lag in einem Zimmer im zweiten Stock. Farkas haßte Krankenhäuser und Sanatorien, ihren sauberen, ätzenden Geruch, das behutsame Herumgehen, häßliche Krankenschwestern, die auf Tabletts und in Pfannen schreckliche Dinge herumtrugen, und die Nüchternheit der Ärzte, die Farbe des Linoleums. Die ganze trockene, sachliche Atmosphäre. Die Nähe des Todes. Die überhebliche Trennung zwischen der Belegschaft, die über alles Bescheid wußte, und den Kandidaten, wie Farkas die Kranken nannte. Immer wenn er in ein Krankenhaus oder Sanatorium kam, hatte er die heimliche Furcht, daß ein Arzt aus einer Falltür springen, ihn in den Operationssaal verfrachten und zu überzeugen versuchen würde, daß er irgendeine bösartige Krankheit habe, die operiert werden müsse. Er fühlte sich angezogen von Ärzten, aber sie machten ihm auch angst. Sie wußten zu viel, zumindest taten sie so. Ah, die Form Ihrer Nase!, schienen sie zu denken, wenn sie ihn ansahen. Ah, die Farbe Ihrer Ohren! Er ging schnell neben Giacobbe her, verfluchte sich, daß er gekommen war, und hoffte, daß es nicht lange dauern würde.

Er erkannte Leonardo kaum ; er hatte ihn nur kurz auf der Terrasse gesehen, als es ihm sehr schlecht gegangen war; jetzt, rasiert und gewaschen, in einem sauberen, blauweißen Schlafanzug, sah er ganz normal aus. Die Nachttischlampe war die einzige Lichtquelle; sie zeigte Leonardos bleiches Gesicht: ein heiteres, ausgeruhtes Gesicht, etwas aufgedunsen und mit einem Fieberschimmer überzogen. Seine Nase schien ziemlich groß, und wenn er den Mund aufmachte, war er häßlich, denn er hatte keine Zähne. Seine Stirn war schön, und seine Hände, die auf der Bettdecke ruhten, waren zart, fast feminin.

Zuerst sprachen sie über Unwesentliches: das Wetter, das Essen, über Doktor Schmidts bäuerische Tochter, die nächsten Monat heiraten sollte, höfliche Banalitäten. Leonardo hatte eine angenehme Stimme und redete angeregt; was Farkas beeindruckte, war seine heitere Distanz, als tangierte ihn nichts, als nähme er alles als selbstverständlich. Er war überhaupt nicht verlegen. Giacobbe dagegen war offensichtlich sehr befangen. Er konnte nicht stillsitzen, rauchte nervös und hantierte mit Büchern. Farkas beobachtete ihn, wie er seinen kranken Bruder betrachtete. Sein müdes, hartes Gesicht wurde weich, ängstlich und liebevoll, wenn er Leonardo ansah.

Dann plötzlich nutzte er eine kleine Pause und sagte: »Wir haben uns heute wieder getroffen.«

Es klang entschuldigend.

»Aber, aber«, sagte Leonardo. »Schon wieder eine Versammlung? San Fernando begegnet der Demokratie. Hurra!« Offensichtlich war er amüsiert.

Giacobbe senkte den Blick.

»Es wurde über die Notwendigkeit einer Kollektivierung und das Zeichnen kleiner Anleihen diskutiert«, sagte er. »Die meisten waren einverstanden. Schade, daß du nicht dabeisein konntest.«

»Ja«, sagte Leonardo. »Wer hat an der Diskussion teilgenommen? Oder hast du Monologe gehalten?« Er war nicht direkt ironisch, aber auf distanzierte Weise amüsiert. Giacobbes Finger rollten den Rand der Bettdecke zusammen.

»Ein Soldat namens Alberto hat gesprochen«, sagte er sanft. »Und Alfieri und vier oder fünf Bauern.«

»Bravo!« rief Leonardo. »Es geht nichts über das Selbststudium. Zu meiner Zeit wußten die Bauern nicht, ob Kollektivierung ein Schimpfwort oder eine Frauenkrankheit ist. Gratuliere. Agitation und Aufklärung im Faschismus ist keine geringe Leistung. Ich sehe dich vor mir, lieber Bruder, wie du den Tagelöhner mit Hilfe eines bekannten Gleichnisses das hegelianische System erklärt. Essen - These, Verdauung - Antithese, Exkreme - Synthese.«

»Machst du dich lustig über mich?« fragte Giacobbe.

»Natürlich nicht«, sagte sein Bruder. »Nur hör auf, so verdammt ernst zu sein.«

»Es ist verdammt ernst.«

»Komm, Giacobbe!« Leonardo sank zurück auf sein Kissen und sah hinaus in die Nacht. »Wie schön der Dorfplatz ist. Du hast mir nichts von San Fernando erzählt. Wie ich höre, hat man am Korso einen Tennisplatz angelegt. Wie ist der Wein dieses Jahr? Ich würde später gern Wein trinken. Und Ausflüge machen. Wir könnten zusammen gehen, Giacobbe - in die Hügel und zur anderen Seite der Bucht, wie früher. Ich würde dir viel erzählen. Wir haben uns acht Jahre nicht gesehen. Eine schrecklich lange Zeit. Du hast nicht viel von dir erzählt. Du bist dicker geworden, wie ich sehe, und du hast nicht geheiratet. Das hättest du tun sollen.«

»Sehen Sie«, wandte sich Giacobbe plötzlich an Farkas, »er hat sich verändert.« Er senkte die Stimme.

»Wir haben uns alle verändert«, sagte Farkas.

»Acht Jahre sind eine lange Zeit«, erwiderte Leonardo und starre aus dem Fenster. »Ich werde nie alles erzählen können. Ich wünschte, ich hätte ein Tagebuch geführt, aber das ging natürlich nicht. Nur ein ganz gewöhnliches Tagebuch, das ich dir jetzt geben könnte. Du würdest es lesen und verstehen. So wirst du nie verstehen. Du bist dicker geworden und hast nicht geheiratet, aber im großen ganzen bist du so geblieben, wie ich dich mir vorgestellt habe, wenn ich nach Hause komme. Aber ich habe mich verändert; ich bin viel gereist, weißt du - im Geiste natürlich -, während die Welt auf der Insel stillstand. Nichts ist vorgefallen auf der Insel. Es war weder gut noch schlecht, es war nichts. Alles stand still: Es wurde Nacht, es wurde Winter, das Essen kam, neue Männer kamen. Aber im Grunde stand

alles still, also mußte man auf die geistige Reise gehen. »Wir haben auf dich gewartet«, erwiderte Giacobbe. »Frag Signor Farkas, er weiß es.«

»Ich bin gekommen«, sagte Leonardo.

»Du hast dich verändert«, sagte Giacobbe stur.

»Ja«, sagte Leonardo. »Wohlgemerkt, es war nicht allzu schlimm dort - nicht nach Kellers Ankunft. Zuerst hatte ich Angst. Ich konnte nicht abschätzen, wieviel Schmerzen und Angst ich würde ertragen können. Der Mensch kann viel einstecken; es war nicht allzu schlimm. Als sie mich auf der Insel erneut schlugen, war ich überrascht, wie wenig Angst ich hatte. Sie schlugen mich viel weniger, als ich angenommen hatte, und es tat viel weniger weh als das, was sie in Ravenna mit meinen Zähnen gemacht hatten. Ich kam meistens in gehobener Stimmung in die Zelle zurück. Ich sagte mir: Das war gar nicht so schlimm. Und sie haben mich nicht oft geschlagen; vier-oder fünfmal im ersten Monat, dann gaben sie es allmählich auf. Ich war ein braver Junge.«

Er sah Farkas an.

»Es ist seltsam, Signore, wie schnell man sich gewöhnt: an die Hitze und den Gestank der Zelle, an das verdorbene Essen, die mörderische Arbeit, den Mangel an Komfort und Schönheit - es ist seltsam. Man vergißt sauberes Bettzeug, Badewannen, zivilisierte Mahlzeiten. Man ist dankbar, wenn sie einem nichts tun; jede Nacht im ersten Jahr habe ich Gott gedankt, daß ich nicht geschlagen oder gefoltert wurde. Der Horizont verengt sich; in dieser gleichbleibenden Welt zögert man jede Sekunde des Ausruhens, des Schlafens, des Essens, des Wasserlassens, des Rauchens hinaus. Man lernt den Trick, mit so wenig Anstrengung wie möglich seine Arbeit zu tun, sich gegen Sonne oder Fliegen zu schützen. Nehmen Sie zum Beispiel die Fliegen heute. Sie kommen, sie bleiben; man kann sie nicht vernichten. Aber dort nahm ich jede Nacht meinen Schuh und zerquetschte ein paar Dutzend an der Wand. Es macht Spaß, sie zu töten; man legt sich schlafen und glaubt, man hätte die Spezies der Fliegen um ein beträchtliches vermindert. Stimmt natürlich nicht. Ich habe acht Jahre lang Fliegen getötet, und es wurden nicht weniger, aber mehr auch nicht. Die ersten beiden Jahre war es schlimm. Der

Gestank und die Hitze waren quälend; man plante die Flucht, führte sie aber nicht aus. Man dachte an die Welt draußen, interessierte sich für Neuigkeiten, Mädchen, Menschen. Die ersten paar Jahre waren eine Mischung aus Bitterkeit, Angst und Hoffnung. Hauptsächlich Hoffnung. Deine Briefe waren wunderbar, Giacobbe. Seltsam, daß du mir als einziger geschrieben hast. Die anderen zogen mich auf; sie hatten Ehefrauen, Mütter oder Freundinnen, die ihnen schrieben, ich hatte einen Bruder, der mir Zigaretten, Socken, Zeitungen und Schokolade schickte. Ich liebte deine Briefe. Ich ging in eine Ecke, um sie zu lesen, und weinte -genau wie die anderen beim Lesen der Briefe ihrer Mütter oder Frauen. Manchmal wünschte ich mir ein Foto von dir.«

Farkas sah Giacobbe an; er saß mit hängendem Kopf da und hörte zu.

»Es war schlimm, und es war gut«, fuhr Leonardo fort. Er machte es sich in seinem Bett bequem; offenbar wollte er so viel wie möglich reden. Er starnte jetzt an die Decke, als läse er dort einen Text ab. »Ich lebte im Bewußtsein der Zeit, meiner selbst und der Welt. Später war es weder gut noch schlecht; es gab keine Zeit und kein Ich. Aber am Anfang war ich mir aller Dinge bewußt. Der Zelle, die ich allmählich aufhörte zu hassen, der Betonpritsche und der braunen, steifen Decke, des Lochs im Boden und des Gitters am Fenster, der Größe, der Form und der Farbe der Wände und des Gestanks in den Ecken. Ich dachte oft an Menschen wie den Grafen von Monte Christo und den Mann in der eisernen Maske und andere Gefangene aus der Literatur, und der Gedanke, daß Millionen Menschen seit Millionen von Jahren, seit allem Anbeginn in Verliesen gelegen hatten, tröstete mich. Von da an lernte ich, mich nicht als einsamen Märtyrer zu sehen, sondern als einen von vielen, und meine Unsicherheit begann zu schwinden. Keller erzählte in einer seiner launigen Stimmungen von seinem Plan, eine neue Partei zu gründen, die Partei der Exsträflinge und Ex-Märtyrer, die gestreifte Hemden tragen und ›Sing-Sing‹ statt ›Heil‹ rufen. Ihr Ziel würde es sein, die Welt in eine große Strafkolonie zu verwandeln, während Parteimitglieder sich nach Monte Carlo zurückziehen und die perfekte Anarchie genießen würden.«

Leonardo bedeckte einen Moment seine Augen.

»Das vielleicht Schlimmste war die Hoffnung, bald herauszukommen, die Hoffnung, ganz von vorn anzufangen. Ich dachte oft an San Fernando und versuchte, zwischen deinen vorsichtigen Zeilen zu lesen. Später verlor ich die Hoffnung, das Interesse. Gegen Ende des dritten Jahres wurde alles stumpfer, alles war zur Routine geworden; mein Geist ruhte während des Tages, trottete den automatischen Bewegungen des Körpers nach wie ein Hund. Die Welt und ihre Sprache waren auf das Wesentliche beschränkt: den Laut einer Glocke, das Pfeifen der Wächter, das Schlurfen von Füßen, das ständige Bücken, das Hochheben, den schmerzenden Rücken, den Schatten am Mittag, wenn wir eine kurze Pause machten, die gelegentlichen Briefe, das wechselnde Blau des Himmels, die zunehmenden Schatten am Abend, die Stimme von jemandem, den man besser kannte als die anderen, die Post, das Sichverdrücken in eine stille Ecke, das Aufreißen eines Umschlags, die Technik, aus der Lektüre eines Briefes oder einer Zeitung tiefe Freude zu schöpfen - zuerst schnell zu lesen, absichtlich Details auszulassen, dann wieder, wieder und wieder zu lesen. Lange Zeit - bis zu Kellers Ankunft - verwandte ich beim Sprechen oder Denken nur vier- bis fünfhundert Wörter. Man denkt an das harte, schreckliche Morgen und tröstet sich mit einem Achselzucken, mit der Decke über dem Kopf, der Verdrängung unangenehmer Gedanken. So war es. Allmählich reduzierte ich mich auf einen beinahe automatischen Zustand. Ich hatte keine Angst, kein Interesse mehr. Neuigkeiten trafen ein, von dir, von der Welt. Die *filossera* war schlimm, die Liga der Nationen hatte sich versammelt, Flugzeuge hatten den Ozean überquert, das Regime schien für immer am Ruder zu bleiben, aber all dies war verschwommen, als wäre man in eine zweite Kindheit zurückgesunken, in der die Welt geheimnisvoll und fremd war. Die Menschen in der Welt draußen waren die Erwachsenen, wir auf der Insel die Kinder.« Er seufzte.

»Natürlich wurde auch aufgeehrt. Die Hitze, die Wärter und die anderen Männer gingen einem auf die Nerven. Es gab schlechte Laune und Wutausbrüche. Eines Tages, als ich nackt auf meiner Pritsche lag und meine Glieder und Muskeln inspizierte, dachte ich über meinen Körper nach. Es war ein junger Körper, aber er wurde allmählich schwammig. Ich wußte, er würde seine Jugendlichkeit vor der Zeit

verlieren. Ich dachte daran, wie jung ich noch war, ich dachte an die Mädchen, die ich geliebt, und an die, die ich noch nicht kennengelernt hatte, aber lieben wollte. Das waren meine besten Tage; ich dachte an lange Ausflüge und Rennen mit dem Rad, an üppige Mahlzeiten und durchtanzte Feste, an Liebemachen bis zum frühen Morgen. In dieser Nacht schlug ich in hilfloser Wut auf meinen Körper ein. Und wir träumten«, fuhr Leonardo fort. »Wir hatten alle ähnliche Träume, Alpträume, Verfolgungsträume und orgiastische Träume, aber am häufigsten war der Traum, nach Hause zurückzukehren; ob nach Mailand, San Fernando, Ljubljana oder Paris (wir waren ein internationaler Haufen) - es ging allen ähnlich. Man träumte, wieder zu Hause zu sein, man war, wenn auch ängstlich, glücklich, man traf liebe Freunde und Verwandte; manchmal ging man an Vaters Hand eine vertraute Straße entlang und lauschte den Erklärungen zu den Veränderungen. Wo ist der alte Kaufmannsladen? Wo ist das Denkmal? Wo ist das Mädchen Teresa?, fragte man, und jemand erklärte es einem. Viele hatten diesen Traum. Und während man lauschte oder einfach dahintrieb, wurde einem plötzlich klar, daß es zu früh war, daß man nicht hätte zurückkommen sollen - noch nicht, denn *sie* waren noch da, die mit ihren Stiefeln und dunklen Hemden, schwarz oder braun oder grün, sie waren noch da, verfolgten jemanden, vielleicht einen selbst; man mußte fliehen, und während man floh, warf man sich vor: Warum bin ich bloß zurückgekommen? Ich hätte in Sicherheit bleiben können, in öder Heimwehsicherheit, in der es keine verfolgenden Stiefel und Hemden gab; hätte man doch nur *etwas* länger gewartet, nur ein paar Wochen oder Monate, bis *sie* alle besiegt oder in irgendeiner Naturkatastrophe umgekommen wären! Alle träumten diesen Traum. Und natürlich beteten alle. Es gab ein paar wirklich Fromme, aber die Mehrheit war verhärtet und ohne Glauben, doch beten taten sie alle. Das war natürlich der schiere Aberglaube, weiße Magie. Abends, kurz nachdem das Licht aus war, konnte man die innerlich gemurmelten Worte fühlen und manchmal auch hören, die magischen, heilenden Worte, die einen großen, guten Gott beschworen, die Post zu beschleunigen, den Husten zu lösen, eine Brise von Norden zu bringen oder das Furunkel zu heilen. Worte, um die Wärter, das Klima, die Angst zu beschwichtigen. »Bitte«, sagte man, »laß nicht zu, daß sie mich heute zum Straßenbau schicken; es wird sehr heiß werden, und ich fühle mich zu schwach.« Oder: »Bitte,

mach mir Durchfall, damit ich in der Zelle bleiben kann, in der kühlen Zelle allein mit mir.« Und: »Bitte, mach, daß mein Zahn nicht mehr weh tut.« «

Leonardo setzte sich auf.

»An einem Punkt fragte ich mich, ob man mich begnadigen werde und falls ja, zu welchen Bedingungen. Monatelang verhielt ich mich beispielhaft. Aber die Zeit verlor ihre Bedeutung - ein Jahr, zwei Jahre oder fünf, was ist der Unterschied?, fragte man sich. Aber du hast Briefe geschrieben, Giacobbe, in denen stand, daß das ganze Dorf stolz auf mich sei. Es fühlte sich gut an, ein Märtyrer zu sein. Dann hatte ich eine lange Periode neu erwachten politischen Interesses - war es vor oder nach Spanien oder München? Ich kann es nicht sagen. Ich weiß nicht, was es entfachte. Vielleicht der Franzose Joujou, der einzige intelligente Bursche im Lager, der mich besuchte und mit mir redete. Ich hatte ein großes Verlangen nach Büchern. Man gab mir eine Bibel und Mussolinis Autobiographie. Ich las die Bibel, strich mir die revolutionären Stellen an und lernte einige auswendig, aber das reichte mir nicht. Ich wollte viele Bücher, ich wollte Wissen. Vieles, was ich gewußt hatte, war inzwischen verblaßt: Eines Tages merkte ich erschrocken, daß ich den ersten Absatz des Kommunistischen Manifestes und meine geometrischen Kenntnisse vergessen hatte. Ich dachte an die Bücherliste des Jahres, in dem ich festgenommen worden war. Da waren Carlyle, Macaulay, Feuerbach, Lenin und Heidegger, glaube ich, nicht auch ein Artikel von Marx über Palmerston? Und das gerade von Einstein übersetzte Büchlein? Und müßte ich nicht *Salambo* wieder lesen? Diese Krise war schlimmer als der Kummer über meinen Körper. Die Zeit war knapp, meinte ich, und man müßte so vieles wissen. Ich erkundigte mich bei Joujou; er war pfiffig und intelligent, verfügte aber nicht über wirkliches Wissen. Er war ein Syndikalist alter Prägung, konnte ein paar Zitate aus dem Ärmel ziehen wie ein Zauberer das Pik As. »La propriété c'est le vol«, sagte er. Oder »La religion est l'opium du peuple«. Aber dann kam Keller.

»Keller?« fragte Giacobbe mißtrauisch. »Wer ist dieser Keller?«

Leonardo lächelte. »Das wirst du gleich erfahren.« Er seufzte. »Du hättest ihn nicht gemocht.«

»Wieso nicht?«

Leonardo zuckte die Achseln. »Er war zu schwach.

In welchem Jahr er kam, weiß ich nicht mehr; war es vor zwei, drei Jahren oder später? Manfred Keller. Ein Österreicher, der fünf Jahre zu verbüßen hatte. »In drei Jahren bin ich hier raus«, sagte er, und das war er. Er starb in dem kalten Winter vor gar nicht langer Zeit. Er hatte schwarzes Haar, das glatt an seinem Schädel klebte, dicke schwarze Augenbrauen und später einen Bart. Er war untermessen und kräftig. Er hatte sehr weiße Zähne bis auf die, die ihm ausgeschlagen worden waren. Als er ankam, war er in einem schlimmen Zustand, überall Schrammen und blaue Flecke, dazu ein gebrochener Arm. Sie hatten ihn in Mailand, wo er festgenommen worden war, übel zugerichtet. Eines Abends warfen sie ihn in meine Zelle, die ich seit fast einer Woche für mich hatte, da sich der arme Romano seine kaputte Lunge ausgehustet hatte und verreckt war. Ich wusch Keller, legte ihn auf die Pritsche; langsam kam er wieder zu sich. »Danke, mein Sohn*«, sagte er und wurde wieder ohnmächtig. Er nannte mich immer »mein Sohn« *. Keller war anfangs sehr verschwiegen, was seine Person betraf. Er schien sich auszukennen: wußte, wie man die Wärter um Zigaretten besticht, sich vor der Arbeit drückt und so fort. Allmählich begann er mir von seinem Leben zu erzählen. Er war mehr in als außerhalb von Gefängnissen gewesen, das erste Mal im Alter von siebzehn, kurz vor Ende des letzten Krieges. 1920 wurde er in Ungarn gefaßt und saß seine erste lange Strafe im Scillag-Gefängnis in Szeged ab. »Mein Herz wird weich, wenn ich an Szeged denke«, beichtete er. »Wie eine alte Hure, die sich an die Nacht erinnert, als sie ihre Unschuld verlor. Szeged, das alte *Csillag* - feuchte, schimmelige Wände und der wunderschöne Blick auf die Tisza. Dort verlor ich meinen ersten Zahn.«

Mit siebzehn wurde er von der Habsburger Polizei als Pazifist festgenommen; in Ungarn wurde er von den Liberalen eingelocht, dann von den Kommunisten entlassen, beinahe aus Versehen erschossen, dann von der Horthy-Bande nach Szeged geschickt, später nach Deutschland, wurde von der Schwarzen Reichswehr, die ihn für einen Sozialisten hielt, halb totgeprügelt, dann von den Sozialdemokraten, die ihn für einen Kommunisten hielten, schließlich von den Kommunisten, die ihn für einen Sozialdemokraten hielten. In

München peitschte ihn einer von der Feme-Bande als Jude aus, in Hamburg denunzierte ihn ein konvertierter Moslem als Agent der Komintern. Auf der Flucht nach Paris wurde er festgenommen; man verwechselte ihn mit einem ungarischen Agenten, der in die große Franc-Fälschung verwickelt war. Zehn Jahre später hatten ihn die Nazis in Berlin am Wickel. Dann ging er nach Spanien, wo er dreimal im Gefängnis war, weil er für alles gehalten wurde, was er war und was er nicht war. Wieder in Frankreich, schrieb jemand einen eifernden Artikel über ihn, beschimpfte ihn als Anarchisten; echte Trotzkisten mieden ihn, weil er im Jahre '37 ein sowjetisches Visum beantragt hatte, um die Sommersaison in Moskau zu verbringen, denn er liebte das Theater. Später lehnte er das Visum ab, weil er mit einem weißrussischen Mädchen gesehen worden war, das jedem außer ihm als Franco-Spionin bekannt war. In Cluny wurde er von einem berittenen Polizisten niedergetrampelt, kurz vor dem Krieg wurde er aus Frankreich ausgewiesen, weil er den jungen Polen kannte, der von Rath ermordet hatte. Nach dem Molotow-Ribbentrop-Pakt trat er aus der Partei aus und war seitdem »der einsamste Mann Europas« (ein Zitat von ihm selbst), »der einzige, der nirgendwohin gehörte - zu keinem Land, keiner Partei, keiner Organisation, keiner Gewerkschaft, keinem Verein, keiner Verbindung, keinem Kreis und keiner Clique«. Er meldete sich, als der Krieg ausbrach, freiwillig zum französischen Militärdienst, wurde aber als »Ausländerfeind« abgelehnt, interniert und von Vichy an die Deutschen ausgeliefert. Wann war das? Ja, vor drei Jahren. Komisch; man könnte meinen, er sei länger auf der Insel gewesen, viel länger.«

Eine Pause; Giacobbe zog seinen Stuhl näher ans Bett.

»Erzähl mir mehr von diesem Keller«, sagte er.

»Das ist nicht einfach«, erwiderte Leonardo, erfreut, daß Giacobbe Interesse zeigte. »Er machte sich über alles lustig, da ihm alles sehr naheging. Er sagte, dieses ganze Kämpfen sei hoffnungslos. »Ich habe alles mitgemacht«, sagte er. »Alles ein Schlag ins Wasser, kann auch nicht anders sein. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs ; nur die können fest und stark bleiben, die entweder sehr dumm sind und im Abseits stehen oder die Fähigkeit haben, das Leben historisch zu sehen.« Er war der Verfemte par excellence, schwebte wie ein Seiltänzer zwischen zwei Welten, zwischen vielen Welten. »Ich wurde

in einer sechszimmrigen Mietwohnung geboren< , erzählte er einmal, ›mit Zimmermädchen und Kinderschwestern, Silbergeschirr, jährlichen Ferien in den Bergen und schönen Kleidern; Papa rauchte Havanna-Zigarren und ließ sich in einer Limousine chauffieren. Daher mußte ich alles vom Intellekt her tun und meinen Launen und Wünschen zuwiderhandeln. Eine Weile gelang dies. Aber tief in mir sehnte sich das kindliche Ich nach Papas Zigarren und der Limousine. Das Kämpfen muß man denjenigen überlassen, die wegen ihrer drängenden alltäglichen Probleme nie falsche, bequeme Dinge herbeisehn, denn Kämpfen ist für sie ebenso natürlich wie Atmen. Für mich war es ein Duell, ein grimmiger, schamvoller Kampf, um mich zu beweisen - Heldenaten und Zweifel, aber nicht das Wahre.‹

Er muß sehr gelitten haben. Er verteilte unter den Augen der Nazis Flugblätter im Wedding und nahm anschließend an einer Party mit feinen Herrn im Zylinder teil, mit gedämpftem Licht und dümmlichen Blondinen. Er sprach auf vielen Versammlungen und kam sich dabei wie ein Betrüger vor, wie ein ominöser *agent provocateur*. Er lehnte jede familiäre Unterstützung ab, hauste in Bruchbuden, ruinierte sich die Verdauung, las wie ein Wilder, aber nichts half. ›Der Irrtum‹, sagte er, ›liegt darin, nicht auf die ganze Wahrheit zu setzen, sondern auf kleine Ungenauigkeiten, die sich selbst multiplizieren, bis das Ganze voller Halbwahrheiten oder handfester Lügen steckt. Er fühlte sich überall fremd, ein Fisch an Land, der bis zum Verenden nach Luft schnappt. Er hätte ans Christentum geglaubt, wären nicht die Christen gewesen, an den Kommunismus, wären nicht die Kommunisten gewesen, an sich selbst, wäre nicht er gewesen. Er zitierte Adler, um Freud zu widerlegen, und umgekehrt, und Jung, um beide zu widerlegen. Er befaßte sich mit den Neomystikern, studierte Yoga und Taoismus, bis ihm klar wurde, daß er sich einem geistigen Faschismus näherte, dann kehrte er zurück zum Realismus und der Wissenschaft, nur um in einer Sackgasse zu enden, als er bei Rhine und Telepathie ankam.

Schließlich verfiel er einem leichten Wahn, einem sardonischen, nihilistischen Wahn, einem extremen Individualismus, doch fuhr er fort, dem Individuum zu mißtrauen, ›diesem wehrlosen Opfer seiner Drüsen. Ein Gran ausgetrockneter Schilddrüse mehr oder weniger, und die Grenze zwischen Kretin und Genie ist verschwunden. Was

kann man von einem unzuverlässigen Debilen erwarten?" An einem bestimmten Punkt (in Holland) war er in einer völligen theoretischen Leere angelangt, die ihn auf abstruse Ideen brachte. Er plante die Gründung einer Gesellschaft zur Verhinderung von Grausamkeiten an Menschen; später hatte er eine neue Idee: »Die Bewegung für die Fossilierung der Menschheit«, die er an einen gefährlich irren flämischen Millionär verkaufte. Als der Krieg ausbrach, war er glücklich, denn er hoffte, Abwechslung in der Militärroutine zu finden. Die Franzosen wollten ihn nicht, da er ein unbeirrbarer Antifaschist war, also hing er herum, wurde in Montpellier festgenommen und interniert. Als die Deutschen kamen, wurde er ihnen übergeben: »Un petit cadeau de Vichy!«, aber auf dem Weg nach Innsbruck konnte er entkommen und gelangte irgendwie nach Italien. Die Faschisten griffen ihn in Mailand auf; sie hatten ihn auf ihrer Liste. Er stand auf allen nur denkbaren Listen.

Auf der Insel war er ganz zufrieden, besonders als ihm klar wurde, daß er es nicht lange machen würde. Er hatte ein Krebsgeschwür auf der Zunge, das immer schlimmer wurde. Der Lagerarzt sagte, er könne es nicht operieren, werde aber dafür sorgen, daß Keller in ein Krankenhaus auf dem Festland verlegt werde. Keller war es egal, bis die Schmerzen anfingen. Nachts lag er mit geschwollener Zunge auf seiner Pritsche und zischte unter Schmerzen, aber ohne Angst oder Selbstmitleid: »Ich warte noch zwei Wochen, wenn es dann nicht besser ist, nehme ich Strychnine. Das tat er drei Wochen später, aber nicht Strychnin, sondern ein langsameres, angenehmeres Gift. Er konnte kaum sprechen und hatte entsetzliche Schmerzen; der Arzt gab ihm eine Extradosis Morphin. »Ich faule dahin«, sagte Keller in dieser letzten Nacht. »Heute packe ich und haue ab. Du wirst mich nicht aufhalten, mein Sohn*.« Ich versprach es ihm. Ich saß auf seiner Pritsche und sah zu, wie er mit einer Phiole hantierte. Ich hielt seine Hand. »Bevor ich verschwinde (er sprach unter größten Schwierigkeiten) in die Leere oder in das kollektive Bewußtsein oder einfach in die altmodische Hölle, hier ein paar berühmte letzte Worte. Fliehe von hier, bevor du verrückt wirst, mein Sohn*!, und kämpfe nirgendwo für niemanden. Laß dich in nichts hineinziehen. Geh in die Wüste, lebe mit einer Beduinin, oder geh' zurück in dein Dorf, und baue Wein an. Entdecke die Sonne und die Früchte und das Lachen. Abonniere die

Hefte von Mickey Mouse. Verbrenne alle deine Bücher und kaufe keine neuen. Gehe regelmäßig zum Zahnarzt, und vergiß ja nicht, daß Männer deines Typs mit zweiundvierzig meistens impotent sind. Kaufe dir einen großen Hund und betrachte die Sonnenuntergänge. Laß mich dir eine Warnung sein. Ich habe mich im Alter von siebzehn verloren wie einen Schirm und mich nie wiedergefunden/ Er wurde müde und sprach abgehackt und zischend. »In der Schule gab es einen gewissen Möldinger, dessen Ehrgeiz darin lag, mit der Düse zu schlafen, und einen Brettler, der Briefmarken sammelte, und einen gewissen Vikorsky, der Tischtennis spielte. Alles was ich zurückklasse, sind leere Worte und viele Akten in den Polizeizentralen Europas. Jetzt mach das Licht aus und halte meine Hand fester.«

Sechs Monate später floh ich«, fuhr Leonardo fort. »Es war eigentlich keine richtige Flucht; der Lagerarzt arrangierte alles. Er war ein gescheiter Mann mit großer Familie und einem Blick für die Zukunft. Die tunesische Kampagne war vorbei, dann fiel der Duce, und er wollte sich für den Fall versichern, daß die Demokraten gewinnen. Also suchte er sich zwei oder drei bekannte Politische aus, darunter aus irgendeinem Grund auch mich, und half uns nacheinander aufs Festland. Ich sollte der dritte sein: Der Arzt schrieb in meinem Krankenbericht, daß mein Blinddarm herausgenommen werden müsse; man brachte mich an Land; der Rest war einfach. Mit Hilfe des Arztes schlich ich mich eines Tages aus dem Krankenhaus. Er gab mir ein Gewehr, etwas Geld, seine Visitenkarte und bat mich, ihn der Demokratie zu empfehlen. Irgendwie gelangte ich nach Ravenna, wo ich die Nacht in einem kleinen Hotel zubrachte. Aber sie waren mir bereits auf der Spur; ein fetter, unangenehmer Polizist kam auf mein Zimmer und wollte meine Papiere sehen. Ich mußte schießen und traf ihn in den Bauch. Er war so fett, daß die Wirkung ausblieb; er schoß zurück und traf mich am Bein, aber ich konnte entkommen. Fast eine Woche versteckte ich mich in und bei Ravenna. Mein Bein wurde schlimm; ich bekam Fieber. Ich wollte herkommen und mich bei dir bis Kriegsende verstecken. Ich wollte die Sonne und das Lachen wiederentdecken, einen großen Hund kaufen und Wein anbauen. Ein Bauernkarren nahm mich mit ins nächste Dorf. Ich brauchte Essen und Ruhe und ging in ein *albergo* an der Straße, den mir der Bauer empfohlen hatte; im Zimmer nebenan wohnte ein

Soldat auf Urlaub; in der zweiten Nacht stahl ich seine Kleider und Papiere, fuhr zurück nach Ravenna, bestieg den Zug und kam her.

Es tut mir leid, daß ich am Ende schlappgemacht habe. Mein Bein war schlimmer geworden; ich hatte hohes Fieber. Mehr als eine Stunde war ich allein im Zug. Es war wie in einem heißen Bad; ich wurde sehr müde, aller Kampfgeist wich von mir. Ich saß einfach da, lauschte auf mein puckerndes Bein, wurde immer schläfriger. Ich dachte an dich, Gacobbe, an unser Haus und an das Schilf beim Abteihügel. Es ist schwer zu sagen, aber mit einemmal kam ich mir lächerlich vor, die Rolle des Flüchtlings zu spielen, genauso lächerlich wie damals, als ich den Revolutionär spielte. Ich saß im Zug, wollte niemandem etwas Böses, nur in der Sonne sitzen und Wein trinken, mich nicht darum scheren, ob die Regierung schwarze oder weiße Hemden trägt und die Bauern weniger Land besitzen als die Abtei. Es war eine tiefe, süße Müdigkeit in diesem Zug nach Hause, nichts mehr zu wollen, sich nicht mehr abrackern zu müssen, nur auf das puckernde Bein und die Schienen zu lauschen, sich glücklich und einfach zu fühlen. Ich wußte, daß ich bald ohnmächtig werden würde, wenn ich mich nicht zusammenriß und wach blieb, daß sie mich fassen und zurückschicken würden, aber ich hatte einfach keine Kraft mehr. Wenn sich plötzlich ein Faschist auf mich gestürzt hätte, hätte ich gelächelt und mich bei ihm entschuldigt.«

DER ÜBERREDUNGSGAST

In den letzten fünf Minuten hatte Farkas gemerkt, daß sein Bein taub wurde; er bekam nur noch undeutlich mit, was Leonardo sagte; seine Gedanken sprangen hin und her, dennoch hatte er ein unbestimmtes Interesse an dem, was in dem sauberen, weißen Raum mit seinen Gegenständen und Menschen geschah. Als ihm sein Interesse bewußter wurde, versuchte er, es niederzukämpfen. Wie langweilig, warum bin ich nur gekommen? Zum Teufel mit diesen Leuten, dachte er. Die ganze Zeit spürte er Leonardos Blick auf sich; der sprach nicht

mit seinem Bruder, sondern mit Farkas, als hielte er ihn für einen Verbündeten.

Als er geendet hatte, trat eine Pause ein. Farkas seufzte und betrachtete den älteren Bruder. Giacobbe saß auf seinem Stuhlrand, die geballten Hände auf den Knien, und hörte aufmerksam zu. Er schüttelte bestürzt den Kopf. Er beugte sich über das Bett und tätschelte die weiße Hand seines Bruders.

»Armer alter Leonardo«, sagte er heiser, »was hast du durchgemacht. Aber bald geht es dir besser. Du bist erschöpft und enttäuscht, und ich Esel erwarte Verve und Enthusiasmus von dir.« Er redete wie ein Hausarzt, der seinen Patienten nicht ernst nimmt.

»Ich bin nicht erschöpft«, erwiderte Leonardo. »Und ich bin voller Enthusiasmus.«

»Aber ja doch«, sagte Giacobbe. »Du brauchst nur Ruhe. Irgendwann reden wir weiter.«

»Es gibt nichts mehr zu reden«, sagte Leonardo gereizt. »Habe ich mich nicht klar ausgedrückt? Ich will ein normales, gesundes, unkompliziertes Leben führen.«

»Ja. Wie alle anderen. Austern inbegriffen.«

»Es ist mir scheißegal, was alle anderen machen oder nicht machen. Ach Giacobbe, versteh doch. Wir müssen miteinander auskommen. Du steckst bis über den Hals im Zeitgeist* im Krieg, in den Revolten, im Volk und so weiter. Es ist mir gleich, was du tust, aber bitte rechne nicht mit mir.«

»Armer Junge«, murmelte Giacobbe unbeirrt. »So erschöpft, so enttäuscht. Das wird sich ändern.«

Leonardo setzte sich auf. Sein Gesicht wurde rot.

»Signor Farkas«, sagte er, »Sie verstehen mich doch? Erklären Sie es ihm, bitte. Ich will wie ein normaler Mensch leben; ich will nicht gegen Windmühlen oder Faschisten anrennen. Mir reicht es. Ich will meine Ruhe. Warum begreift er das nicht?«

»Bitte, Leonardo.« Sein Bruder stand auf und setzte sich auf den Bettrand. Er war jetzt sehr ernst. »Bitte, Bruder, laß uns nicht streiten. Wir machen es so, wie du willst. Es tut mir leid, wenn ich hartnäckig war. Ich wollte dich nicht verletzen. Ich lasse dich in Ruhe. Niemand

wird sich in deine Angelegenheiten einmischen. Tu das, wonach dir zumute ist. Unbedingt. Bitte, Leonardo.«

Er wandte sich ab und sah Farkas an; sein Gesicht war ernst, aber immer noch ärztlich besorgt. Er schloß eine Sekunde bedeutungsvoll die Augen, um Farkas zu sagen: Na ja, er ist erschöpft und krank, der arme Kerl.

Farkas räusperte sich. Er dachte: dein Stichwort.

»Was immer geschieht«, sagte er zu Leonardo (sein Fuß prickelte), »bleiben Sie bei Ihrer Meinung.«

»Ja?« Leonardo wandte sich ihm hoffnungsvoll zu.

»Was immer geschieht, bleiben Sie bei Ihrer Meinung«, wiederholte Farkas. Er wußte, daß er Giacobbe weh tat. »Sie haben völlig recht. Sollen sich die anderen lächerlich machen. Tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Er hob den Fuß und stampfte leicht auf, um ihn wieder zu durchbluten. Er spürte Giacobbes feindseligen Blick auf sich. »Ja, Signor Farkas«, sagte Leonardo gefügig.

»Jetzt hören Sie mal...« fing Giacobbe an, aber Farkas unterbrach ihn mit einer energischen Geste.

»Einen Moment, bitte.« Er wandte sich wieder Leonardo zu. »Machen Sie sich nicht wieder zum Hanswurst. Das Volk benimmt sich immer emotional und undankbar. Sie haben ihm Ihre besten Jahre gegeben; jetzt ist es Zeit, erwachsen zu werden.«

Wenn Daniel mich hören könnte, dachte er.

»Gehen wir«, unterbrach ihn Giacobbe nervös. »Er ist müde und...«

»Bitte, reden Sie weiter«, sagte Leonardo erfreut. »Ich bin nicht so müde.«

»Nein, ich glaube, wir gehen jetzt besser«, sagte Farkas. »Ich schicke Ihnen morgen eine Flasche Cognac.«

Déjà vu, dachte er. Er war zufrieden und fühlte sich wohl. Diese Zufriedenheit muß ich genauer untersuchen, dachte er. Später, als er mit Giacobbe schweigend die Treppe hinunterging, dachte er daran, daß er ihn schwer verletzt haben mußte, aber entschuldigen wollte er sich nicht.

»Das war sehr interessant«, sagte Giacobbe bitter. Sie gingen unter den Limonenbäumen des Dorfplatzes entlang. »Ich wußte gar nicht, daß Sie so feste Ansichten haben.«

»Meine einzige feste Ansicht ist die, daß ich keine feste Ansicht habe«, erwiderte Farkas.

»Warum waren Sie oben nicht so frivol wie sonst?« fragte Giacobbe. »Außerdem«, fügte er düster hinzu, »wen wollten Sie überzeugen? Den armen, fehlgeleiteten Jungen?«

Farkas antwortete nicht. Giacobbes letzte Bemerkung hatte ihn beunruhigt.

»Oder mich?« fragte Giacobbe laut.

Farkas dachte an den Schreibblock, der oben auf seinem Tisch lag, die erste Seite halb voll mit Notizen.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte er grob.

Giacobbe blieb stehen und kratzte seine Brust unter dem offenstehenden Hemd.

»Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich bin nervös. Ich hatte wohl gehofft...«

»Ja?« sagte Farkas.

Giacobbe sah zum Sanatorium.

»Ach, schon gut«, sagte er. »Tut mir leid, daß ich Sie mitgeschleppt habe. Sie müssen sich zu Tode gelangweilt haben.«

»Überhaupt nicht«, sagte Farkas.

»Also gute Nacht«, sagte Giacobbe. Er sah etwas kläglich aus im düsteren Halblicht, wie er sich die Brust kratzte.

»Glauben Sie, daß er sich erholen wird?« fragte Giacobbe.

»Natürlich wird er sich erholen.«

Giacobbe seufzte: »So Gott will.«

Farkas sagte: »Sie erinnern mich gerade an die Geschichte von dem kleinen Mädchen, das seinen Lehrer fragt, ob Mädchen mit dreizehn Kinder haben können. Als der Lehrer sagt: ›Nein, mein Kind‹, gibt das kleine Mädchen einen abgrundtiefen Seufzer der Erleichterung von sich und sagt: ›So Gott will‹, und setzt sich.«

Er wußte, daß er Giacobbe jetzt richtig weh tat und genoß es.

Giacobbe sah ihn im Dunkeln an. »Haben Sie keine Angst?« fragte er kleinlaut.

»Wovor?«

Langsam wandte sich Giacobbe um, sagte: »Gute Nacht also«, und ging müde davon.

Farkas sah ihm einen Moment lang nach. Er sah jetzt im Dämmerlicht klein aus, ging mit nach außen gesetzten Füßen wie ein alter Mann. Einmal drehte er sich um, aber Farkas winkte nicht. Auch er wandte sich um zur Terrasse und begann den steilen Pfad hinaufzusteigen.

Es war halb elf, und die Terrasse war fast leer. Don Teofilo und der Doktor waren seit der Revolution nicht erschienen; auch viele andere waren im Haus geblieben und hatten sich ihre Mahlzeiten oben servieren lassen. Die Kapelle hatte seit Sonntagabend nicht gespielt, aber als Farkas ankam, sah er Tony am anderen Ende in der Ecke sitzen, den Rücken ihm zugewandt, und Zeitung lesen. Farkas ging ruhig hinüber und setzte sich an einen Tisch neben ihrem. Sie blickte nicht auf, tat, als hätte sie ihn nicht bemerkt. Ugo begann auf Farkas zuzuwatscheln, aber er gebot ihm Einhalt, indem er mit dem verabredeten Zeichen (einem gehobenen Daumen) eine Karaffe Rotwein bestellte. Ugo drehte sich um und schlurfte zur Küche. Farkas zündete sich eine Zigarre an, starre auf den Dorfplatz und versuchte, sich an den Titel des Theaterstücks zu erinnern. Es gelang ihm nicht, dennoch fühlte er sich jetzt, nach seinem Besuch bei Leonardo, leichter, ein Wohlbehagen, das er sich nicht ganz erklären konnte. Unterdessen war er sich des Mädchens bewußt, obwohl er sorgfältig vermied, sie anzusehen. Einmal hörte er ihr Glas klingen, das leichte Schmatzen ihrer Lippen, als sie rauchte, und gelegentlich das Rascheln ihres Kleides. Sie hatten seit Sonntagabend nicht miteinander gesprochen; bestimmt schämt sie sich und macht sich Vorwürfe, sich so albern benommen zu haben, dachte er. Ein- oder zweimal spürte er ihren Blick auf sich, aber er rührte sich nicht. Langsam verstrichen die Minuten; die Stille zwischen ihnen füllte sich mit Bedeutung. Sie waren fast allein auf der Terrasse, im Hintergrund

nur ein oder zwei Kellner; bald wurde die Stille unangenehm, wie ein Fremdwort, das in der Muttersprache obszön klingt.

Das Mädchen sprach zuerst: »Entschuldigen Sie.«

Farkas drehte sich zu ihr um. »Ja?«

Sie war nicht die Spur verlegen. »Nichts. Nur kam es mir dumm vor, so still dazusitzen.«

»Sie waren nicht still«, sagte Farkas. »Ihre Gedanken waren laut wie ein Ausrufezeichen.«

Sie lachte ein bißchen. »Können Sie Gedanken lesen?«

»Natürlich. Als ich mich neben Sie setzte, waren Sie unsicher, ja wütend. Wie unverschämt, dachten Sie: Die ganze Terrasse ist leer, und er muß sich direkt neben mich setzen. Ich dachte, er wäre ein Gentleman und hätte die Nacht neulich vergessen. Richtig?«

»Weiter.« Sie drückte ihre Zigarette aus.

»Dann musterten Sie heimlich mein Haar und dachten, daß es nur halb so gut aussieht wie auf den Fotos.«

Sie lachte. »Wie haben Sie das erraten?«

»Es *sieht* nur halb so gut aus. Dann betrachteten Sie mich langsam von oben bis unten. Netter alter Mann, sagten Sie bei sich. Schriftsteller. Dann versuchten Sie, sich zu erinnern, was ich geschrieben habe, aber es fiel Ihnen nicht ein.«

Das Mädchen protestierte rasch. »Falsch. Es ist mir eingefallen. Sie haben geschrieben... wie hieß es noch? Ach ja. *Die Liebe ist nicht so einfach.*«

»Das ist von Fodor«, sagte er.

»Oh. Ach ja, natürlich. Wie dumm von mir. Sie haben geschrieben...«

»Schon gut«, unterbrach er sie. »Sie konnten sich nicht an alle Stücke erinnern, und mit weniger wollten Sie sich nicht zufriedengeben. Später dann versuchten Sie sich auszudenken, was Sie sagen könnten. Zuerst wollten Sie um ein Streichholz bitten.«

»Das stimmt.«

»Dann fiel Ihnen Ihr Feuerzeug ein, das auf dem Tisch lag, als ich hereinkam, also versuchten Sie, sich eine andere Ausrede

auszudenken. Es fiel Ihnen keine ein. Da haben Sie einfach drauflosgesprochen. Was sehr lieb von Ihnen ist, wenn man bedenkt, wie schlecht ich mich neulich abend benommen habe.«

Das Mädchen schüttelte ihr Haar. »Ich bin beeindruckt. Sie machen mir etwas angst. Bitte hören Sie auf, Gedanken zu lesen.«

»Warum?«

»Ich habe häßliche Gedanken.«

»Ja.« Er wiegte den Kopf. »Es ist schrecklich, wenn man jemandem den Tod gewünscht hat, und dann stirbt er.«

Sie schwieg.

»Bitte, nicht«, sagte sie schließlich.

»Seien Sie nicht kindisch«, sagte er väterlich. »Ich bin ein alter Freund. Praktisch teilen wir seit Wochen ein Zimmer. Sie müssen wissen, es war früher ein einziger großer Raum. Man hat vor etwa acht Jahren eine dünne Wand hochgezogen und zwei daraus gemacht. Ich kenne Sie ganz gut.«

Sie wandte ihr Gesicht ab. Ihre Narbe war eine fahlviolette Schramme auf weißer Fläche.

»Sie schämen sich doch nicht etwa?« fragte er.

»Ich wünschte, Sie hätten es mir nicht gesagt«, erwiderte sie. »Ich wollte mit Ihnen über so vieles reden. Weil Sie weise sind. Ich hoffte, daß Sie mir helfen könnten. Aber jetzt kann ich Ihnen nichts mehr anvertrauen.«

»Das müssen Sie auch nicht.« Er schlug die Arme übereinander. »Ich weiß schon alles.« Er senkte die Stimme. »Armes Kind.«

Sie hob die Hand an die Augen und fing leise an zu weinen. »Sie haben ihn nicht wirklich geliebt. Sie haben ihn nicht einmal gehaßt.« Er beugte sich vor und flüsterte fast: »Sie fanden ihn anziehend, weil er Ihnen angst gemacht hat, weil er stark und furchtlos schien, unser Don Innocenzo. Sie waren an verschüchterte Flüchtlinge gewöhnt, die beim Klang einer Klingel hochspringen, nachts wachliegen und näherkommenden Schritten lauschen, die schon vor dem Kampf vernichtet sind, weil sie wissen, daß man sie vernichten wird. Dabei schien er so stark, die Kanaille.«

»Woher wissen Sie das?«

»Mein Steckenpferd ist Menschenkunde* die höchste aller Naturwissenschaften.«

Sie schniefte, suchte nach einem Taschentuch und tupfte sich die Nase. Jetzt erinnerte sie Farkas an Anna; sie war ebenso begehrenswert.

»Ich sollte beleidigt sein«, sagte sie. »Sie sprechen also nur mit mir, weil Sie Material für ein Stück sammeln wollen.«

Farkas war ärgerlich. »Warum sagen Sie das?«

»Das liegt doch auf der Hand, oder?« fragte sie.

Farkas stand auf und setzte sich an ihren Tisch. »Sie sind ganz schön eingebildet. Ich schreibe an einem Stück, richtig, aber alle meine Rollen stehen fest und...«

»Wovon handelt Ihr Stück?«

Er wurde noch ärgerlicher. Darüber wollte er nicht sprechen.

»Über einen alten Mann, der eifersüchtig ist auf die Jugend und das Glück.«

»Ein trauriges Stück?« fragte sie. Sie hatte ihre Tränen vergessen.

»Für die Personen darin, ja. Reden wir von etwas anderem.«

»Haben Sie schon viel geschrieben?« fragte sie nach.

»Es geht ganz gut voran.« Zum Teufel mit dem Mädchen, dachte er.
»Der erste Akt ist beinahe fertig«, log er.

»Wenn Sie so still in Ihrem Zimmer sitzen - arbeiten Sie dann?« fragte sie.

Pause. So sollte die Sache nicht laufen, dachte er; ganz und gar nicht.

»Ja«, sagte er.

»Auch ich lausche manchmal. Ich habe mich gefragt, wieso Sie so ruhig waren. Gestern und vorgestern und am Tag davor.«

»Ich habe gearbeitet.«

»Sehr ruhig«, sagte sie.

»Hätte ich vielleicht Fagott spielen sollen?« fragte er scharf.

Sie blickte überrascht und etwas kleinlaut auf. Aber er wollte ihr nicht weh tun.

»Ehrlich gesagt«, fuhr er ruhiger fort, »habe ich die letzten beiden Tage nicht viel getan.«

»Ich weiß«, sagte sie und seufzte. »Sie haben gelauscht.«

»Ja.«

»Ich muß Ihnen sehr auf die Nerven gegangen sein. Es tut mir leid.«

»Das sind Sie. Ich hatte Angst um Sie.«

Sie sah ihn durch einen Vorhang aus weichem Haar an, das über ihre Narbenwange fiel. »Wirklich?« fragte sie.

»Ja.«

»Warum?«

»Ich hatte Angst, daß Sie sich was antun könnten.«

»Sind Sie medial veranlagt?«

Er zuckte die Achseln. »Unsinn. Ich habe gehört, wie Sie ein Fläschchen auf die Glasplatte Ihres Nachttischs stellten. Ein Glas Wasser holten. Die Vorhänge zuzogen, auf und ab gingen, sich setzten, einen Brief anfingen, gleich darauf aufhörten, ihn zerrissen und wieder herumgingen. Dann legten Sie sich aufs Bett und warteten. Ich hörte, wie Sie die Flasche mit einem hohlen Plopp öffneten. Dann überlegten Sie es sich und gingen wieder auf und ab.«

»Ja, ich habe es mir anders überlegt.« Sie verzog ungeduldig das Gesicht. »Ich glaube, ich ziehe morgen in ein anderes Zimmer.«

»Das ist nicht nötig.« Er tätschelte ihre Hand. »Sie werden es sowieso nicht tun. Sie sind nicht der Typ. In den letzten Tagen wollten Sie eigentlich eine Überdosis nehmen, aber Sie wußten, daß ich wahrscheinlich mithören und im entscheidenden Moment zu Ihnen hereinstürzen würde. Ihnen war klar, wie albern Sie aussehen würden. Der Tod ist schrecklich langweilig, wenn er ausbleibt, Selbstmord geradezu albern, wenn er nicht gelingt. Und Sie wußten, daß er nicht gelingt. Nicht, daß Sie feige wären. Das ist keine Frage der Feigheit, das ist eine Frage der Logik. Wären die Menschen konsequenter, würden alle eine Überdosis nehmen oder den Gashahn aufdrehen. Das Größte an der Selbsterhaltung ist die Dummheit, seinen Entschluß nicht wahrzumachen. Denjenige, der sich gegen das Ertrinken wehrt oder sich duckt, um einer Granate zu entgehen, ist in diesem Augenblick der perfekte Depp. Genau das geschieht mit uns, nur

weniger gewalttätig, die ganze Zeit. Wenn der Mann, der sich abstrampelt, um an die Oberfläche zu gelangen, aufhören würde, darüber nachzudenken, sondern es bis zum bitteren Ende durchdenken würde, das Elend des Lebens, seinen Schmerz, die wachsende Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Todes oder einfach die allmähliche Auflösung in Senilität, Kopfschmerzen, Krebs oder Diabetes, den Schmerz der Städte und die Idiotie des Landlebens, so würde er sich dreinschicken und still versinken. Aber Sie würden das nicht tun, weil Sie eine Frau sind; Frauen hassen Logik.«

»Ich komme mir mit einemmal ganz dumm vor«, sagte sie nach einer Pause.

»Wieso haben Sie es sich anders überlegt?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie einfach, »ich glaube, ich hatte Angst.«

Er nickte, als wollte er sagen: Wie rücksichtslos ihr jungen Dinger seid!

»Ja, ich glaube auch, daß Sie Angst hatten«, sinnierte er laut. »Angst vor dem Tod. Seltsam, wie schlecht informiert der Mensch ist. Wir haben gute Beweise für das Elend des Lebens, auch wenn es in normalen Bahnen verläuft, aber nicht den geringsten Beweis dafür, daß der Tod auch nur die kleinste Unannehmlichkeit bedeuten würde. Wir wissen, daß es keine Hölle gibt, oder man kann sich, wenn man doch daran glaubt, in aller Ruhe auf diese Möglichkeit vorbereiten, indem man sich an die relativ einfachen Gebote der Kirche hält. Doch hat die Kirche keinen einzigen Heiligen hervorgebracht, der die Konsequenzen zog und sich umbrachte. Das Beste, was sie zustande gebracht hat, war, Wilde zu missionieren. Welche Heuchelei! Sie predigt uns die Schrecken des Lebens und die Herrlichkeit des Todes und klammert sich doch an ihre eigene kleine schreckliche Existenz. Und Sie sind nicht mal eine Heilige, Sie sind nur ein unglückliches Mädchen, gebeutelt von der Geschichte, schutz- und lieblos herumgestoßen, allein gelassen beim Kampf gegen Hexen, Trolle und Drachen, und in Ihrer Hilflosigkeit den schlimmsten Instinkten der Männer ausgesetzt. Mein armes Kind, solche wie Sie kenne ich viele. Sie wurden in ein beschütztes Leben voll Luxus hineingeboren; sie gingen zur Rollschuhbahn, wo junge Kavaliere ihre jungen Brüste berührten; sie gingen in Konzerte und auf Opernbälle und wurden von

ängstlichen Müttern in die Ferien begleitet. Alles war herrlich einfach; nachts betrachteten sie in hohen Spiegeln stolz ihre festen Körper, streichelten sich und hofften auf einen jungen Mann, der dies alles in Besitz nehmen würde - natürlich ohne einen Gedanken daran, daß innerhalb kürzester Zeit ihre stolzen Körper welk und die jungen Männer zu Invaliden werden würden.

Aber das Schreckliche geschah, und die Welt, zuvor ausschließlich die Sache von Papa und seinen Freunden, brach in das angenehme Leben ein. Papa wurde interniert oder floh; manche seiner Freunde mußten das Pflaster schrubben, und die jungen Kavaliere wurden erschossen oder grüßten nicht mehr. Die Welt brach zusammen, und sie mußten weg - nach Prag, Bukarest, Zagreb oder woandershin. Mama starb auf dem Weg nach Belgrad, und Onkel Samuel ging in Paris bankrott; die Vettern Helga und Franz schrieben großkotzige Briefe aus Amerika. Sie wußten, daß es keine Umkehr gab, daß nichts jemals ihr Zuhause oder ihre Mama wiederbringen oder das ahnungslose freundliche Strahlen wiedererwecken würde und daß die jungen stolzen Körper zur Tauschware werden würden, um Monster und gute Feen zu beschwichtigen.«

Sie weinte, wie Heldinnen in Groschenromanen weinen; sauber und stumm. Sie tupfte ihre Augen ab und putzte sich diskret die Nase.

»Was wird aus uns?« fragte sie.

»In meiner Heimat sagt man, nichts ist so gewiß wie der Tod. Ich habe bestenfalls noch zehn Jahre, die ich als kontemplativer Leichnam, von Zigarettenqualm, Drinks und Wörtern betäubt, zu verbringen gedenke. Ich werde über meinen Erinnerungen brüten, die frivol und ohne Konsequenz sind. Ein paar meiner Theaterstücke wird man noch eine Generation lang aufführen und viel später vielleicht als Kuriosum aus alten Zeiten. Die meisten meiner Bücher haben in öffentlichen und privaten Bibliotheken ihren Platz, aber eine ganze Weile wird sie niemand lesen, außer Matronen und alten Narren. Wenn das auch nicht so schlimm ist; wer außer ein paar Exhibitionisten liest schon Balzac oder Flaubert? Und San Fernando wird auch sterben. Es stirbt schon seit Jahren; die ruhmreiche Revolte wird es zu einem Kurort für das Proletariat machen; Arbeiter mit angeknacksten Herzen und schwachen Bauchspeicheldrüsen werden herkommen und traurig sterben, gerade so, wie es die Bourgeoisie bis

jetzt getan hat. Sie sind noch jung, obwohl ich nicht sehen kann, was gut daran ist. Aber Sie können warten; eines Tages ist der Krieg vorbei, Sie gehen zurück nach Wien und finden es ziemlich verändert, trüb und fremd vor. Wenn es gut für Sie läuft, werden Sie einen netten Mann kennenlernen, so daß Sie den Rest Ihres Lebens damit verbringen können, zu kochen und ihm Kinder zu gebären, bis die Kinder groß sind und in einen neuen Krieg ziehen. In etwa fünf Jahren werden Sie beginnen, von Erinnerungen zu leben: die Rollschuhbahn und alle anderen Dinge; alles wird historisch wie der Wiener Kongress, der ganze Schrecken, Don Innocenzo, den Sie vermissen werden, und andere wie ich, der alte Zyniker, der das Zimmer nebenan hatte.«

»Richtig heiter sind Sie«, sagte sie. »Was Sie brauchen...«

»Nein«, sagte er schnell. »Mindestens ein Dutzend Frauen hat mich zu überzeugen versucht, daß ich glücklich und sorgenfrei leben würde, wenn ich sie in mein Haus aufnehme, Bett, Frühstück und andere Mahlzeiten mit ihnen teile, sie aushalte, mit ihnen spazierengehe, in die Sommerfrische fahre, mir ihr Geplapper anhöre und so weiter. Ein seltsames Argument.«

»Sie sind bitter«, sagte sie.

Was ich jetzt brauche, dachte er, ist ein guter Schluß für die nächste Szene, wie man zum Beispiel etwas Charmantes, Warmherziges sagt und sie mit auf sein Zimmer nimmt. Aber zu seinem Ärger stand sie auf. »Es wird kühl«, sagte sie traurig. »Ich danke Ihnen sehr. Ich hoffe, wir können Freunde sein.« Bevor er antworten konnte, verließ sie schnell die Terrasse.

DER TANZ

Am nächsten Morgen weckten Farkas Stimmengewirr, hin und wieder ein Ruf und trommelnde Schritte. Durch die Jalousien fielen frühe, frische Sonnenstrahlen; er lag mit geschlossenen Augen auf dem Bett

und lauschte. Der Lärm stieg, hallend vor Erregung, an. Farkas dachte daran, Fritti (oder das Komitee) zu bitten, ein großes Schild mit der Aufschrift *>Nicht stören<* an der Tür des Paradiso anzubringen. Er stand auf, kämmte sich, putzte sich die Zähne und zog seinen Morgenmantel an, während er lauschte, weniger auf die Menge draußen als auf das Mädchen nebenan. Sie ging im Zimmer umher. Ein hölzerner Gegenstand - eine Bürste oder ein Bügel - gab ein dumpfes Geräusch von sich.

Dann ging er zu seinem Schreibblock. *>Guten Morgen<* begrüßte er ihn und nahm einen Bleistift. Die erste Seite war nur halb mit seiner Handschrift bedeckt. Dort stand, wie am Abend zuvor:

?
von
Stefan Farkas
1943

Er nahm seinen Schreibblock, strich das Fragezeichen durch und schrieb : *Das Etwas des Etwas. Oder: Das Etwas. Oder einfach: Etwas.* Dann klingelte er nach dem Frühstück, ging zum Fenster und zog die Jalousie hoch. San Fernando sah sehr grün und blau aus, in grelles Licht und Schatten geteilt. Auf dem Platz war eine große Menge versammelt. Ein Lastwagen mit Fahne und ein paar Bauern daraufstand vor dem Paradiso. Andere, Steinebrecher, Dörfler, Fischer, warteten im Sonntagsstaat mit Frauen, Kindern und Großmüttern in Grüppchen von fünf oder sechs, schrien und scherzten. Farkas sah Alberto, den verstümmelten Soldaten, rot im Gesicht, mit einer improvisierten Armbinde, hin- und hereilen und Befehle erteilen; er versuchte, eine Art Ordnung zu schaffen, lachte und runzelte dann und wann wichtig die Stirn. Im Olivenhain war ein Tisch aufgestellt worden, um den, über Papiere gebeugt, Männer saßen. Zwei Dorfjungen kletterten auf die Laternenmasten, versuchten, lange, bunte Baumwollfetzen zu befestigen, die sich später als falsche Versionen von Alliiertenflaggen herausstellten. In der Ferne versuchten sich zwei Trompeten, zerrissen die frische,

sonnige Luft mit schrillen Lauten. Farkas sah weder Giacobbe noch Alfieri.

Als er den Kopf nach links wandte, hörte er, wie sich die Jalousien des Mädchens öffneten. Als sie herausschaute, war ihr weiches Haar zu sehen. Sie war bleich wie ein krankes Kind, das die Sonne wiederentdeckt.

»Guten Morgen«, sagte er munter; sie wandte sich ihm ruhig zu. Ihr schien bewußt gewesen zu sein, daß er am Fenster stand.

»Wunderschöner Morgen. Was machen die da?« fragte sie, zur geschäftigen Menge hinunterblickend.

»Keine Ahnung«, erwiderte Farkas. »Sie sehen friedlich aus.«

Als er sprach, bemerkten ihn einige der Bauersfrauen, kicherten, stießen einander an und gafften. »Wir dürfen die Arbeiterklasse nicht vor den Kopfstoßen«, sagte Farkas zu dem Mädchen. »Sie findet es unmoralisch, so spät aufzustehen.« Und um die momentane Verlegenheit zu überbrücken, beugte er sich vor und rief den Frauen zu: »Guten Morgen, San Fernando!« und winkte. Die Frauen riefen zurück: »Guten Morgen« und kicherten wieder. Alle anderen Grüppchen drehten sich um und blickten hinauf; Farkas sah überall breitflächige dunkle, zu einem Grinsen verzogene Gesichter. Wie im Chor riefen sie fröhlich »Guten Morgen!« Ein zahnloser Alter spuckte feierlich aus und hob den Hut: »Guten Morgen, Signor Farkas, was für ein schöner Morgen! Die Alliierten kommen.« Farkas brummte ihnen etwas zu und zog sich zurück. Das Mädchen war schon verschwunden.

Der Tag war wie ein Sonntag: die frische Sonne, das heitere Licht, die festliche, fröhliche Menge, die Ahnung einer Blaskapelle in der Ferne. All dies erinnerte Farkas an einen Sommertag in Wien, als Daniel und er am Ring gestanden und einer vorbeimarschierenden Militärkapelle zugesehen hatten. Er summte beim Rasieren und dachte an sein Stück. »Heute nachmittag«, sang er, »gehe ich spazieren und kläre die Sache.« Dann klopfte es, Farkas sagte »Ja«, und Ugo, der überraschend gut rasiert war, kam herein, ein Tablett balancierend.

»Morgen, der Herr«, grüßte er keuchend.

»Morgen, Ugo. Was soll all die Aufregung?«

Der Kellner stellte das Tablett auf den Tisch und nahm das Geschirr herunter. »Alle betrunken«, brummelte er. »Die Milch ist eine Stunde zu spät gekommen, und heute wird es nur kaltes Mittagessen geben. Man wartet auf die Engländer.«

Farkas betrachtete ihn im Spiegel. »Freut dich das nicht?«

Ugos Gesicht wurde bang. »Sie kennen meine Gefühle«, sagte er würdevoll. »Natürlich freue ich mich. Aber werden sich auch die Engländer freuen?«

»Warum nicht?«

Ugo verzog gequält das Gesicht. »Sehen Sie sich diesen Mob doch an. Nicht einer von zehn trägt eine Krawatte. Ich kenne die Engländer. Ich hatte eine Unterredung mit dem Chef Luigi. Ich habe mit ihm über Lammkoteletts und Pfefferminzsauce, über Moskitonetze und den ersten Morgentee gesprochen. Glauben Sie, er hätte sich um irgendwas gekümmert? Natürlich nicht. Er hat gesagt, er hätte zu viel zu tun. Was zu tun? Jetzt kommen die Engländer, na schön. Es wird Reden geben, die man nicht versteht; mindestens sieben Leute wollen sprechen; Don Teofilo ist seit sieben Uhr morgens auf, seit sich die Neuigkeit verbreitet hat, weicht Giacobbe di Bocca und den anderen nicht von der Seite, will unbedingt Teil des Empfangskomitees sein. Sieben Redner, aber kein gebratenes Lamm, kein Morgentee. Man wird das Hotel beschlagnahmen.«

»Dann werde ich also an die Luft gesetzt?« fragte Farkas, während er sich das Gesicht puderte.

»Nicht Sie«, antwortete Ugo. »Man ist stolz auf Sie. Man handelt Sie als Sehenswürdigkeit. Gleich nach dem Panorama, dem Trinkbrunnen und der Abtei sind Sie die Hauptattraktion. Nein, Sie nicht, aber ein paar der anderen. Fritti redet mit Engelszungen, daß sie ins Regina ziehen sollen, das ohnehin halb leer ist. Alles Quatsch. Man weiß ja nicht mal, wie viele Engländer kommen - zwanzig? - dreihundert? - dreitausend? Sie haben nichts anderes im Kopf als Reden, Flaggen und wer im Empfangskomitee ist.«

Nach dem Frühstück ging Farkas nach unten. Im Eingang standen Mr. und Mrs. Morgan und begrüßten ihn mit breitem Lächeln. Mr. Morgan trug einen dunklen Anzug und war gestriegelt und gebürstet. An der Brust trug er ein paar Bänder und im Knopfloch eine Blume.

Mrs. Morgan trug ein buntbedrucktes Kleid, das etwas von ihr abstand, als weigerte es sich, ihr zu nahe zu kommen. Sie hielt einen kleinen Union Jack in der Hand, mit dem sie Farkas zuwinkte.

»Ist es nicht fabelhaft?« rief sie aus. »Unsere Jungs kommen.«

»Ja, nicht wahr?« sagte Farkas höflich.

»Jetzt kann es nach Hause gehen«, sagte Morgan geistesabwesend; das Lächeln erstarrte auf seinem Gesicht.

»Sie waren *so* nett«, fuhr sie fort. »Wahnsinnig nett. Sie sind früh am Morgen gekommen und haben uns die Nachricht gebracht. Eine große Flotte ist unterwegs, haben sie gesagt.«

»Die gute alte Flotte«, fügte Morgan hinzu.

»Duncan wird eine Rede halten«, sagte sie. »Man hat ihn darum gebeten.«

Morgan wurde rot. »Ich war nie ein guter Redner.« Er kratzte sich verlegen am Kinn. »Komm, laß uns gehen, Gladys.« Er tätschelte, erneut erregt, ihre Schulter.

»Ja«, sagte sie und sah ihn an; die Art und Weise, wie sie das sagte, ließ Farkas die ganze Bedeutung einsilbiger Worte erkennen.

Auf dem Platz wurde das Durcheinander immer größer, der Lärm schwoll an. Ein weiterer Lastwagen erschien unter Gelächter und Gebrüll. Farkas stand vor dem Hotel, im Ungewissen, ob er weitergehen solle. Boten, schwitzende Jungs mit Armbinden liefen vorbei, die Menge wurde immer dichter; als Farkas über den Platz blickte, sah er von allen Seiten Menschen heranströmen: von der Hauptstraße, vom Kursalon, hinter dem Sanatorium hervor. Alles war Farbe und Bewegung, aber nicht zu aufdringlich; Blau, Schwarz und Weiß herrschten vor, aber getönt vom Gelb der Sonne und dem feuchten lebendigen Grün, das sich aus dem Blattwerk in die Schatten ergoß. Die Leute kamen paarweise oder in Grüppchen von drei oder vier. Manche rannten, andere kamen verlegen daher; vielleicht hatten sie sich noch nie bis zum Platz vorgewagt. Kinder kamen kreischend an; eine junge, mollige Frau gab einem kleinen Mädchen eine Ohrfeige, es fing an zu weinen, bis seine dünne, verzerrte Stimme von dem Gemurmel der Masse verschluckt wurde. Überall hingen Flaggen: auf dem Sanatorium, dem Regina und von den Laternenmasten

herunter, lange, bunte Zungen, grünweiß-rot und rot-blau und einfach rot, die, leicht im Wind flatternd und sich windend, der Szene eine andere Dimension gaben, das dominierende Blau des Himmels und das Schwarzweiß der Frauen und Männer, das Gelächter und das Gemurmel der Stimmen unterstrichen.

Ihr lacht nicht, weil ihr glücklich seid, dachte Farkas, der zwei alte Männer kichern sah, ihr seid glücklich, weil ihr lacht. Er riß sich immer wieder zusammen, kontrollierte den Drang, hinüberzugehen, Hände zu schütteln und mit ihnen zu lachen. Er bot seinen ganzen Sarkasmus, sein Mißtrauen auf, um sich gegen diese tiefen, farbigen Heiterkeit zu wappnen, die sich mit wachsendem Tempo über die Szene legte und eine Art mittelalterlicher Begeisterung an sich hatte, den uralten, unschuldigen Spaß am Feiern mit über offenem Feuer röstenden Ochsen, vollmundigem Rotwein, der sich aus großen Fässern ergießt, während der Junker aus dem obersten Fenster seines Turms zusieht. Farkas hatte schon lange keine fröhliche Menge gesehen und schützte sich mit Erinnerungen; er dachte wieder an den Sonntag mit Daniel auf dem Ring, an die adretten kleinen Bürgersleute, die mit ihren Kindern spazierengingen, an die Adligen in ihren Fiakern und die zimperlichen Mieder der Damen - alles verschmolz zu einer kreisförmigen Bewegung, zu einem großen Rondo, begleitet von der Kapelle des Gardekorps, die den Radetzkymarsch spielte. »Und was jetzt aus Daniel geworden ist«, fügte er bei sich hinzu, während er San Fernando beobachtete.

Am Himmel war kein Wölkchen; eintönig überspannte die blaue Weite den Platz ohne eine Ahnung von Regen.

Wie sie schwitzen werden, dachte Farkas. Wenn es vier Uhr ist, werden die Kragen der Männer weich sein. Aber dann fiel ihm ein, daß die meisten keine umhatten. Die Menge wuchs weiter; die Grüppchen verschmolzen. Trompeten setzten ein, obwohl es sich noch eine Zeitlang anhörte, als würden sie gestimmt. Ein weiterer Lastwagen und zwei Karren trafen ein; auf einem von ihnen mußte jemand Populäres sein, denn erneuter Jubel brach aus. Dann teilte sich die Menge auf der Hauptstraße, und Farkas sah Männer entlangmarschieren, drei vorneweg, kleine, untersetzte Männer ohne Hüte oder Kragen mit Äxten und Schaufeln; einige trugen Flinten. Dann wurde ein großes weißes Plakat aus einem Stück Leinen an zwei

Stöcken befestigt, in die Höhe gehalten, auf dem stand: VELCOM IN SAN FERNANDO. Beifall brandete auf, obwohl kaum jemand wußte, was das erste Wort bedeutete. Die Männer marschierten weiter zum Korso, die Menge folgte ihnen unter Ermunterungsrufen, Kinder wurden hochgehoben, und eines kreischte, »Papa!«

Irgendwo setzte undeutlich und vielstimmig Gesang ein, verlor sich zwischen den Bäumen, schwachte aber wie eine Woge heran, als die Menge auf dem Platz die Melodie aufgriff. Allmählich zog sie sich zum Meer zurück; der Platz begann sich zu leeren, auch wenn noch vereinzelt Paare und Gruppchen ankamen. Ihre Schritte knirschten auf den Kieswegen; sie wirbelten weißen Staub auf. Im Sanatorium waren alle Jalousien offen; ältere Köpfe erschienen vorsichtig, manche winkten und manche nicht. Ein vierter Lastwagen kam hupend die Hauptstraße entlang. »He, Augusto!« brüllte jemand dem Fahrer zu ; in dem Durcheinander öffnete eine Schar junger Männer die Ladeklappe des Lastwagens und kletterte hinauf; ihre Beine und Hinterteile hingen herunter wie Weintrauben, als er wieder anfuhr. Es wurde heißer.

Später, viel später, als der Regen einsetzte, als hätte das Wetter beschlossen, sich der Stimmung auf dem Platz anzupassen, als Farkas an das Geratter der Maschinengewehre und die Toten dachte, erinnerte er sich an diese Szene, die Farben, den Staub und den Lärm. Später, viel später, als der Wind kam und er fröstelte und erschrocken war, daß sich in so kurzer Zeit so viel verändern konnte. Die Stille war noch erfüllt von den schlurfenden, eiligen Schritten, den Trompeten und dem Lärm des Morgens; die zerrissenen Fahnen lagen herum wie geschändete Mädchen. Aber dies war später, viel später.

Unterdessen wartete man in festlicher Stimmung.

Der Dorfplatz war bald verlassen, bis auf ein paar junge Burschen mit Flaggen und Farkas, der langsam zum Meer schlenderte. Er hatte beschlossen, der Menge vorsichtig zu folgen und auf Distanz zu bleiben. An der Ecke zur Hauptstraße wurde er von II Trovatore, dem Friseur, angehalten, der einen schwarzen Anzug mit roter Krawatte und einer Blume trug und ein dickes Kind hinter sich herzog. Er hatte sich, so schien es, gründlich für diesen Sonntag rasiert; sein Kinn war puderbestäubt.

»Signor Farkas!« rief er in starker Erregung. »Welche Neuigkeiten, welche wunderbaren Neuigkeiten!« Und wie um sein Pathos abzuschwächen, fügte er, zum Kind gewandt, hinzu: »Komm jetzt, trödle nicht.«

»Gehen Sie nicht zum Korso?« fragte Farkas.

»Aber sicher doch«, rief Il Trovatore und wies aufs Meer, als befehligte er einen Kavallerieangriff. »Vorwärts zum Korso! Die Alliierten kommen!« Und wieder zum Ausgleich: »Bohr nicht in der Nase, Kind!«

Sie gingen jetzt nebeneinander.

»Ich kenne die Briten!« sagte der Friseur vertraulich. »Ich kenne sie sehr gut. Haben wir doch das letzte Mal zusammen gekämpft! Ich war dabei«, dröhnte er, hob die Stimme, als spräche er zu einem breiten Publikum, »am Isonzo und an der Piave, als wir den wahren Feind des Volkes bekämpften. Ich kenne sie, Signor Farkas.« Dann fuhr er, wie zum Beweis, auf englisch fort: »Haircut, shave, moustache, hurrah! Haircut, shave, shampoo, tea, watercloset, hallo boy, good day, hurrah! Und wie ich sie kenne!« Und, am Kind zerrend: »Komm jetzt.«

Er beugte sich näher zu Farkas und sagte vertraulich: »Die Flotte, die große englische Flotte kommt höchstpersönlich. R-r-riesige Gewehr-r-re und r-r-riesige Schlachtschiffe. Weh den Deutschen und den Faschisten!! Riesig!« setzte er nach; die Puste war ihm ausgegangen.

»Wer sagt, daß sie kommen?« fragte Farkas.

Der Friseur blieb stehen.

»Alle«, sagte er. »Signor Foa, das bedeutende Opfer der Rassenverfolgung, Alberto und natürlich Don Teofilo. *Alle* wissen es. Es besteht kein Zweifel. Signor Tiavoli, ein Freund meiner Frau, hat es im Radio gehört. Die große englische Flotte persönlich. R-r-riesig!«

Der Korso war voller Menschen. Dicht gedrängt standen sie am Ufer, ständig in Bewegung, ein großes Gewoge. Der Hauptanziehungspunkt war die Brücke des Badehauses, aber die Menschen breiteten sich nach überallhin aus und füllten die zuvor so stille Promenade unter den Bäumen. Sie standen auf Bänken, Kinder

wurden hochgehoben, es gab Gebrüll, Gelächter und das Kreischen von Kindern, die ihren Eltern entflohen waren und einander über die Blumenbeete jagten. Farkas schreckte zurück, als er die Menschenmasse sah, und dachte daran zurückzugehen, als er seinen Namen hörte und Don Teofilo in seinem Rollstuhl sah. Die Krankenschwester stand, voller Haß und Verachtung, hinter ihm.

»Farkas!« rief der Invalide. »Kommen Sie zu mir. Bitte.«

Farkas ging zu ihm. Auch Don Teofilo trug festliche Kleidung, einen dunkelblauen Blazer mit den Insignien des Yachtclubs, eine elegante Mütze und cremefarbene Flanellhosen. Auf seiner dunkelbraunen Stirn standen fette Schweißperlen.

»Farkas, das ist unmöglich!« keuchte er. Er klang sehr aufgereggt. »Man kommt einfach nicht durch. Diese Leute haben keine Manieren.«

»Wo wollen Sie denn hin?« erkundigte sich Farkas.

»Zur Brücke natürlich«, sagte Don Teofilo. »Sie können mich nicht ausschließen. Di Bocca hat mir einen angemessenen Platz im Empfangskomitee versprochen. Sie können jeden Moment hiersein, und ich komme nicht durch.«

»Woher wissen Sie, daß die Alliierten kommen?«

»Das weiß doch jeder.« Don Teofilo tat die Frage mit einer Geste ab. »Jeder. Es wurde sogar im Radio durchgesagt. Ich habe es nicht selbst gehört, aber alle anderen. Sie wollen zwar nach Rimini, doch eine kleine Flottille wird hier anlegen. Schließlich ist dies die beste Bucht oder annähernd die beste an der Adria. Wo ist dieser Mensch Giacobbe, wo ist Giacobbe?« Seine Stimme wurde nörgelnd. »He, ihr da!« rief er einer Gruppe von Frauen zu, die auf einer Bank standen. Sie drehten sich um. »Habt ihr Giacobbe di Bocca gesehen?«

»Nein, Herr«, antwortete eine.

»Wo ist er?« Don Teofilo begann die Nerven zu verlieren. »Ich muß da durch. Farkas, kommen Sie, helfen Sie mir. Schwester, kommen Sie.«

Plötzlich ertönte am anderen Ende ein langgezogener Ruf, der sich schnell in der Menge ausbreitete. »Bravo!« Sie nahm ihn mit tausenderlei Stimmen auf, mit tiefen Bässen und schrillen Sopranen.

Die meisten verstanden nicht, worum es ging, brüllten aber doch, glücklich ihren Rufen freien Lauf fassend. Die Frauen auf den Bänken wandten sich mit glühenden Gesichtern einander zu und riefen »Bravo! Hurra!«, was schließlich in ein nicht identifizierbares Gebrüll überging. Sie hatten einen Riesenspaß, wie Kinder, die von ihren strengen Eltern, die für unbestimmte Zeit im Kino oder auf einer Gesellschaft waren, allein gelassen sind. »Bravo! Hurrah! A-a-o-o-o-e-e-e-a-o-i-e-e-a-a!« Die Kinder brachen ihre Jagd zwischen den Blumenbeeten ab, liefen zur Menge, pflügten sich einen Pfad zwischen Beinen, Schenkeln, Röcken hindurch, kreischten entzückt, sahen einander an, wie die Frauen es getan hatten, teilten, zwinkernd vor Freude, irgendeine köstliche Freiheit und Glückseligkeit, indem sie eine Grenze überschritten, die sie gar nicht kannten.

»Was ist los? Was ist los?« rief Don Teofilo und versuchte aufzustehen. »Sind sie gekommen, sind sie eingetroffen? Sie da oben, was ist los? Können Sie etwas sehen?«

Eine Frau sah ihn an und brüllte weiter, nur wurde das Gebrüll zu einem glücklichen, verwunderten Achselzuckenden: »I-e-e-i-k, was ›Ich weiß nicht‹ bedeuten sollte.

Irgendwo wurde geklatscht; bald dröhnte der Korso von Tausenden von heftig klatschenden Händen.

»Was ist los?« rief Don Teofilo.

»Signor Farkas, Herr Farkas«, rief eine Stimme. Es war die von Benito, dem Laufburschen des Kaufmanns, der weiße Leinenhosen, ein gestreiftes Seidenhemd und eine rote Krawatte trug. Er hatte die Hemdsärmel aufgerollt, und seine großen Ohren schienen vor Glück und Erregung zu zittern. »Signor Farkas«, sagte er atemlos, tauchte unter einer Bank hindurch und kletterte über ein paar Kinder, bevor er schließlich vor ihm stand. »Bitte, Signor Farkas, kommen Sie, Sie müssen in der vorderen Reihe stehen.«

»Wer sind Sie?« fragte Farkas, um ihn zu beruhigen.

»Benito Guardia, immer zu Diensten«, sagte er und salutierte. »Bitte, Signor Farkas, ich habe überall nach Ihnen gesucht; Sie dürfen nicht hierbleiben. Ich habe den Befehl, Sie mitzunehmen. He! Macht Platz für Signor Farkas!« brüllte er der nächsten Gruppe zu.

»Bemühen Sie sich nicht«, sagte Farkas, aber Benito umfaßte liebevoll seinen Arm und zog ihn mit zum Meer. »Macht Platz!« brüllte er wieder. Leute drehten sich um: Sie klatschten noch immer; als sie Farkas erkannten, erschien eine jähe Ehrfurcht auf ihren Gesichtern; sekundenlang waren sie unfroh. »Ja, Herr«, sagte ein Bauer und bahnte sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Körper. »Ja, Herr.«

»Ich will wirklich nicht...« protestierte Farkas. »Don Teofilo vielleicht...«

»Was ist, wo gehen Sie hin?« rief Don Teofilo, jetzt etwas verwirrt. »Schwester! Bocca! Farkas!« rief er hektisch.

Benito beachtete ihn nicht. »Bitte, Herr«, sagte er freundlich, aber aufgereggt grinsend. »Hier entlang, es wird schon klappen, weg da!« schrie er eine alte Frau an. »Macht Platz für den erlauchten Signor Farkas!!«

Farkas gelang es nicht, sich aus der Menge zu befreien. »Don Teofilo...«, versuchte er es halbherzig.

»Dem wird schon nichts zustoßen«, antwortete Benito. Er fühlte sich jetzt wichtig: ein wichtiger Staatsdiener, der einen wichtigen Gast zu einer wichtigen Aufgabe geleitet. »Vorsicht«, brüllte er immer wieder und zog Farkas mit sich. »Vorsicht, macht Platz! Hier entlang, Herr, bitte, Herr, geht es, Herr?«

Endlich waren sie am Ufer. Hier war die Menge am dichtesten. Die Kinder saßen auf dem Promenadenrand, ließen die Beine über dem glatten, freundlichen Wasser baumeln, klatschten, grölten und scherzten. Die meisten Leute standen auf Bänken, einige auf Zehenspitzen, und verrenkten sich die Hälse. Langsam kam ein kleines Motorboot auf den hölzernen Landungssteg bei der Brücke zugefahren.

Farkas gelang es immer noch nicht, stehenzubleiben; er gab es auf. Benito kämpfte für ihn wie ein Löwe, stieß die Bauern beiseite, stieg über Kinder und trat dabei ein paar. Sie drängten zur Brücke, die unter dem Gewicht der Masse zu ächzen schien. Auf der Landungsplattform war eine kleine runde Fläche mit einem Tisch und ein paar Stühlen freigelassen worden. An beiden Enden der Brücke und oben auf dem Badehaus bewegten sich träge weitere Flaggen; ein weiteres großes

Plakat war über der ganzen Breite des Badehauses angebracht: VELCOM IN SAN FERNANDO. Farkas bemerkte den Chef Luigi, Alberto und die Morgans, die neben dem Tisch standen, sich über das Brückengeländer beugten und etwas zum schnell dahintuckernden Motorboot hinüberriefen. Dann setzte die Kapelle ein; die blechernen Töne schepperten durch die träge Luft.

»Hier entlang, Herr«, rief Benito zum hundertsten Mal.

Bravorufe und Applaus schwollen wieder an, als Giacobbe im weißen Leinenanzug und Alfieri, der irgendeine Pseudomarinekluft trug, auf die Landungsplattform traten. Alfieri hatte ein breites Grinsen aufgesetzt, reagierte auf einen Witz von der Brücke, als er das Boot vertäute. Giacobbe lächelte vage.

Die beiden waren zu einer Kundschaftsfahrt im Motorboot (das vom Komitee beschlagnahmt und in *Matteotti* umgetauft worden war) ausgefahren, erklärte Benito Farkas, um Ausschau nach der Britischen Marine zu halten. Sie hatten sich nicht weit hinausgewagt, waren nur am Rande der Bucht oder ein paar Meilen weiter gekreuzt und hatten nichts entdeckt als zwei Fischerboote, wie sich später herausstellte. »Die kommen immer zu spät«, rief Alberto der Menge auf der Brücke zu, »die Briten kommen immer zu spät!« Die Menge lachte, gab die Nachricht weiter, die in fast sichtbaren Wogen durch ihre Reihen lief. Giacobbe gab Benito und zwei anderen Burschen, die offenbar das Kommunikationskomitee bildeten, den Auftrag, den Leuten mitzuteilen, daß die Britische Marine noch nicht gesichtet worden und Geduld gefragt sei. Benito, dessen mit großen linsenförmigen Sommersprossen bedeckte Stirn immer röter wurde, salutierte, brüllte seinen ›Adjutanten‹ etwas zu und tauchte in der Menge unter.

Giacobbe bemerkte Farkas, der unbehaglich in der Menge stand, gegen das wacklige hölzerne Geländer der Brücke gepreßt. Die Sonne stand inzwischen hoch, und Farkas spürte, wie ihre Strahlen auf seiner empfindlichen Haut brannten. Er wollte ein paar Minuten bleiben, sich dann wegstehlen - obwohl er keine Ahnung hatte, wie er es anstellen sollte.

Giacobbe wand sich zu ihm durch. Er schien erfreut.

»Guten Morgen«, sagte er. »Schön, daß Sie gekommen sind.«

»Bin ich nicht«, erwiderte Farkas. »Ich bin von einem Ihrer Sturmtrupps hergezwungen worden.«

Giacobbe lachte. »Kommen Sie mit.«

Unterdessen hatten zwei Steinebrecher irgendwo in der Nähe einen Streit angefangen; ihre rauen Stimmen hoben sich leicht von dem allgemeinen Getöse ab. »General Monte Gomery«, sagte einer von ihnen. »Natürlich ist er Italiener.«

»Ist er nicht«, sagte der zweite.

»O doch, ist er«, sagte der erste.

»Was halten Sie davon?« fragte Giacobbe Farkas.

»Ist er nicht«, beharrte der zweite Steinebrecher.

»Wovon?« fragte Farkas, »die Menge und die Alliierten und die Geschichte?«

»Ja.«

»Sind Sie glücklich?« fragte Farkas. »Sehr glücklich«, erwiderte der andere. »Ich habe schreckliche Kopfschmerzen, komme vor Hitze und Durst fast um, mache mir Sorgen um meinen Bruder, der nicht kommen konnte, und mache mir Sorgen, ob die Briten kommen oder nicht. Ich bin sehr glücklich.«

»Hoffnungslos«, murmelte Farkas. »Ich gehe nach Hause. Ein Sonnenstich ist im Anmarsch.«

Giacobbe sah ihn an. »Wie Sie meinen«, sagte er. »Sie sind auch ein hoffnungsloser Fall.« Er lachte, um der Bemerkung die Schärfe zu nehmen. Dann drängte sich Chef Luigis trauriges, scharfgeschnittenes Gesicht zwischen sie; er fragte etwas. Farkas setzte sich langsam in Bewegung.

»Nein, ist er nicht«, behauptete der zweite Steinebrecher weiter.

Dies also ist Giacobbes historisches Happy-End, dachte Farkas; die große Verbrüderung mit der Demokratie mit zum Crescendo anschwellender Musik und einem dankbaren Publikum, das diskret eine Träne verdrückt, dankbar, daß die Tugend triumphiert hat, die Schurken bestraft sind und der ehrliche Arme belohnt ist. Als Farkas sich vorwärts drängte, hoben Sonne, Lärm und die Menge etwas von seiner Distanz auf. Er nahm die Szene mit all seinen Sinnen in sich auf, als wollte er für eine zukünftige Arbeit Material sammeln. Bald

tat er es mit Bedacht, wenn ihm auch die genauen Gründe für sein Handeln nicht bewußt waren. Im Vorhof seines Bewußtseins war er sich eines vagen Flecks bewußt, der sich wie Giacobbe anfühlte: eine weißgekleidete Gestalt, die still mit ihm stritt, während seine Augen, Ohren, Haut und Nase die Szene wie Löschpapier aufsaugten. Dies also ist..., waren die in seinem Vorbewußtsein arbeitenden Gedanken, die sich leise und geräuschlos in Kreisen drehten, hochkamen und sich hineindrängten in das, was er sah, hörte und roch.

Giacobbe ist glücklich, dachte er, obwohl er Kopfschmerzen und andere Sorgen hat; und die Leute sind es auch, obwohl auch sie, draußen am Ufer, Kopf- und Bauchschmerzen und andere Sorgen haben. Ein paar hundert, wenn nicht mehr, standen dort in dichten Reihen und warteten. Sie waren glücklich; Farkas konnte ihr Glück spüren. Sie standen auf den Bänken, wo sonst die feinen Leute saßen; auch das machte sie glücklich. Heute mußten sie nicht arbeiten, und in der Luft lag Erleichterung und ein Hauch von Verantwortungslosigkeit; sie wußten natürlich, daß die Frauen, selbst wenn die geheimnisvollen und viel erörterten *Inglesi kommen* sollten, morgen wie immer um sechs aufzustehen, saubermachen, kochen und sich um Männer und Kinder kümmern mußten; daß die Männer die Felder oder Weinberge zu bestellen oder ihre Netze zu flicken hatten. Aber sie waren von diesem heiteren, sonnigen Warten in Bann geschlagen. Sie waren beisammen, ein starkes Gefühl. Sie hatten so seltsame Wörter wie ›Freiheit‹, ›Eigentumsrecht‹ und ›Demokratie‹ schon vorher gehört - eine seltsame Sprache, die der gebildete Giacobbe und ein paar andere sprachen; und wenn sie ihnen auch verständlicher war als die elegante, aber fremde Sprache der Städter, so waren die Wörter Giacobbes doch geheimnisvoll und respekt einflößend. Erst mit der Zeit bekamen sie Bedeutung. Die Menschen entdeckten bei diesem fröhlichen gemeinsamen Warten eine Verbindung zwischen den geheimnisvollen Wörtern und der realen Welt um sie herum. Sie hatten nur gemutmaßt, was diese Verbindung war, aber keine Anstrengung unternommen, sich und anderen Fragen zu stellen, und doch fand irgendeine primitive und mächtige Bewertung in ihnen statt: ›Das ist gut, dieses Warten und Lachen‹, und ›Das war schlecht, dieser Krieg und der Hunger.‹

Ihr Glück war offensichtlich, dachte Farkas. Keine Schuldgefühle, keine verlegenen Mienen. Ein oder zwei Mütter ohrfeigten ihre Kinder, weil sie über die Blumenbeete getrampelt waren; einige der Bänke wurden abgestaubt und mit Zeitungen abgedeckt, bevor sie sich daraufstellten, aber im großen ganzen begannen sie, sich zu Hause zu fühlen, in einem wunderbaren neuen Zuhause, und allmählich wuchs ihr Selbstbewußtsein. Die Augen, in die Farkas blickte, waren nicht mehr so servil und unstet wie früher. Sie sahen ihm direkt in die Augen, obwohl sie wußten, wer er war; sie machten ihm Platz, aber mehr freundschaftlich als respektvoll. »Wie ist es? Haben Sie irgendwas gesehen?« fragte ihn ein Mann in der hinteren Reihe neugierig, als er vorbeiging. Dann tätschelte eine kräftige Frau mit großen Brüsten seine Schulter. »Die Alliierten kommen«, sagte sie im Singsang und tätschelte ihn wieder. Die Menge um sie brach unverzüglich in rauhe Bravorufe aus. Farkas brachte lediglich ein Lächeln zustande, das etwas gefror.

Dann verwechselte ihn ein junger Mann, der von den Morgans gehört, sie aber nie gesehen hatte, mit Mr. Morgan, legte plötzlich seinen kräftigen, warmen Arm um seine Schultern und brüllte wild: »*Viva l'Inglese!* Lang lebe Seine Exzellenz, der Engländer!« Farkas protestierte sanft. »Seht nur sein edles Gesicht!« brüllte der junge Mann, als wäre er ein Jahrmarktschreier und Farkas die Dame mit Bart oder ein Elefant. »Seht! Was für ein kultivierter, mutiger Mensch! Seht, Freunde, seht nur den eleganten Anzug und die schöne Krawatte. Ein Hurra für seine Exzellenz.« Farkas konnte nicht anders, als die kleine Demonstration würdevoll entgegenzunehmen, er lächelte steif. Er brauchte mehr als fünfzehn Minuten, bis er die Brücke verlassen hatte.

Als er unter den kühlen Bäumen angekommen war, wandte er sich noch einmal um. Da das Licht hier weniger blendete, konnte er mehr Einzelheiten erkennen. Bis vier Uhr sind sie aufgeweicht, tröstete er sich. Manche sogar in Ohnmacht gefallen. Ihre Verdauung wird gestört sein, selbst wenn die Briten kommen. Krankheit, Haß und Gier werden wie vorher herrschen, fügte er zu seinem Trost hinzu. Es wird Mord und Dummheiten geben, in den frühen Morgenstunden einsame und verlorene Seelen; die Sehnsucht alternder Männer und die Panik klimakterischer Frauen, trotz aller Schmerzen, Zweifel und Ängste. Er

verteidigte sich. Er wußte, daß er nicht mehr ganz so distanziert war, daß sein Distanzwall Risse bekommen hatte.

Plötzlich, an einem Baum lehnend, erinnerte er sich an François, der sich vor ungefähr dreißig Jahren bei ihm beklagt hatte, daß er mit seinem Roman nicht weiterkomme, weil er sich nicht in der Lage fühlte, einen Dialog zwischen zwei Schornsteinfegern zu schreiben. Farkas fragte sich, ob er diese Menge beschreiben könnte: die Farben und die Gerüche, die er kannte, das helle Blau des Himmels, das schwerelos war, als reflektierte es das Meer und nicht andersherum, ein leichtes, glückseliges Blau mit kleinen Schäfchenwolken, das sich mit dem schwachen, aus dem Wasser steigenden Dunst vermengte ; das Braunrot der hölzernen Brücke und die dichten Klumpen von schwarz, gelb und rosa gekleideten Menschen, das tiefe Grün des Blattwerks am Ufer. Aber dies war ganz unangemessen; Farkas wußte, daß das Wort *›blau‹* nicht blau war; jedenfalls mißtraute er sensuellen Beschreibungen zutiefst. François glaubte zum Beispiel, daß die Wörter *›Olivenöl‹* durch *›Liebe‹* und *›Rhododendron‹* durch *›Gott‹* ersetzt werden sollten. Farkas versuchte, die Augen zu schließen und so die zu vielen Empfindungsquellen auszuschalten, statt dessen den trockenen Baumstamm zu riechen und zu spüren.

Stimmen und Lachen gingen jetzt in einen einheitlichen Ton über, als wären alle Bewohner von San Fernando Muskinstrumente, dirigiert und gestimmt von einem genialen Maestro. Die Musik ihrer Stimmen kam in kleinen Wellen herüber; hier und da störten das schrille Gelächter einer Frau oder das Greinen eines Kindes die Harmonie des Ganzen, die aber bald wiederhergestellt war. Gelegentlich lösten sich Wörter wie *»Mama«* oder *»si, si«* und kamen herangetrieben wie Kugeln in Zeitlupe.

Er öffnete die Augen, weil es ihm nicht mehr gelang, die Kakophonie auf einen Chor oder ein Orchester zu reduzieren. Ganz in der Nähe hatte die Blaskapelle wieder eingesetzt. Hinter den dunklen Säulen der Bäume und Körper und durch das Blattwerk konnte er das gelbe Glitzern der Instrumente sehen. Es wurde ein schnelles Volkslied gespielt, das er schon mal gehört hatte, begrüßt von lautem Beifall; überall wandten sich Gesichter der Kapelle zu, eine neue, schneller werdende Bewegung lief durch die engen Reihen. *»Hurra!«* schrie ein junges Mädchen. Irgendwo begann ein Tanz, was er an dem

jähen, entschiedenen Rhythmus erkannte, der der Musik folgte und von einer der entfernten Gruppen aufgenommen wurde. Das rhythmische Hüpfen weitete sich aus; mehrere Gruppen bildeten sich und tanzten im Kreis ; immer mehr Kreise taten sich zusammen, und bald folgte eine zuckende, hüpfende, wogende Masse den abgehackten Noten der Blechbläser. Er sah die Gesichter der jungen Frauen, ihre geröteten Wangen, ihr zerzaustes Haar, und wie sich ihre großen, runden Münder in der Ekstase vereinter Bewegung öffneten. Manche schlossen die Augen und sahen wie Frauen beim Liebesakt aus; andere hatten den Teufel im Blick, einen funkeln den, schmeichelnden, stolzen und provozierenden Teufel; viele junge Brüste hüpfen im Takt der Füße. Vor und zurück tanzten sie, wirbelten um die Bäume, stießen mit Kindern zusammen, die gafften und kicherten, und mit den Alten, die zahnlos grinsten und ermahnten. Hier und dort fuhr eine Hand in die Luft, ein dunkler Haarschopf sträubte sich im Wind, und bald wurde das Rascheln der Röcke zum Begleitton des Tanzes; wirbelnd zeigten sich die kräftigen, nackten, braunen Füße, die auftraten, gehoben wurden und wieder auftraten.

Dann gewann, ohne Warnung, in der wogenden, tanzenden Masse ein bestimmter Punkt Bedeutung, als wäre Farkas in einer ausländischen Zeitung über seinen eigenen Namen gestolpert. Er sah erneut hin und entdeckte Tony. Sie tanzte in einem weißen Kleid mit den anderen, die gelben Locken exotisch in der dunklen Menge. Sie kannte den Tanz nicht und lachte verlegen, aber bald verstand sie, nachdem sie die kräftigen, braunen Füße beobachtet hatte, ging den Rhythmus mit und verschmolz mit den sich drehenden Kreisen. Ein junger Mann mit Lockenkopf tanzte neben ihr, faßte sie an der Hand und zog sie mit sich; sie folgte dankbar. Hin und wieder sahen sie einander an und lachten, wenn auch der Klang nicht bis zu Farkas drang. Der junge Bauer wirbelte sie herum, packte sie an den Hüften und preßte sie an sich, nur um sie wieder loszulassen.

Farkas war ärgerlich, und es war ihm bewußt, daß er ärgerlich war: Er hatte ein nagendes Gefühl im Magen. Tonys Gruppe drängte näher zu ihm; er wollte kehrtmachen und weggehen, damit sie nicht auf den Gedanken käme, daß er ihr nachspionierte, aber der Ärger nagelte ihn fest. Sein Blick folgte ihr. Sie sah sehr jung und appetitlich aus in ihrem weißen Kleid. Plötzlich wurde sie mitgezogen, stolperte beinahe

über ein kauerndes Kind und bemerkte, als sie herumwirbelte, Farkas. Sekundenlang verging ihr Lächeln. Er wußte, daß er deplaziert wirken mußte, versuchte, sein Gesicht zu einem ironischen Grinsen zu verzieren, und sagte sich, ich könnte diesen Tanz nicht tanzen. Im nächsten Moment lächelte sie wieder, nicht mehr so arglos, sondern etwas befangen, aber willens, weiterzutanzen und Farkas zu zeigen, wie gut sie es konnte. Sie wurde mit einem Ruck fortgetragen, aber das Gesicht wendend, sah sie Farkas an, winkte mit ihrer freien Hand und zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: »Ich weiß auch nicht, wie ich hier hergeraten bin.«

Farkas hatte seinen Ärger jetzt unter Kontrolle und war sogar in der Lage, eins seiner berühmten sardonischen Lächeln hervorzuzaubern; dann schwankte die ganze Gruppe voran; Tony konnte sich losmachen und fiel in einer entzückenden Spiraltanzbewegung auf Farkas zu. Sie sagte nichts, starre ihn nur heftig atmend an, lachte, hörte auf, nach Atem zu ringen, lachte wieder glücklich, hielt inne, ließ den Atem heraus, schüttelte ihr helles Haar und nahm ihn an der Hand. »Kommen Sie«, sagte sie, sie roch wunderbar jung, »kommen Sie.« Er sagte »Mein liebes Kind«, in der Absicht, eine gekonnte Ausrede hinzuzufügen, falls sie ihn in den Tanz hineinziehen wollte. Dann hörten sie das Flugzeug, und er beendete den Satz nicht mehr.

Zuerst war es nur ein entferntes Geräusch, ein schwaches Brummen, das nur wenige hörten. Dann plötzlich näherte sich von oben, über der Musik und dem allgemeinen Getöse, das Röhren eines Motors. Der Tanz brach abrupt ab, obwohl die Kapelle weiterspielte. Köpfe wandten sich zum Himmel, und eine allgemeine Bewegung in Richtung Ufer setzte ein. »Nicht drängeln«, sagte jemand. Tony drängte sich näher an Farkas. Beide blickten zum Himmel zwischen den Bäumen auf. Sie konnten nicht die ganze Weite des Himmels sehen, auch das Flugzeug nicht, aber sie wußten, daß es, so wie das Röhren zu einem Schrei ausdünnte, mit unglaublicher Geschwindigkeit auf sie hinabtauchte.

Hände beschatteten Augen, und fast gleichzeitig mit dem Stillwerden der Kapelle erhob sich ein großes Bravogeschrei. Jemand rief: »Seht, ein Flugzeug.« Ein Junge drängelte sich zwischen Tony und Farkas durch. »Mama«, rief er jammernd, »was ist das?« Keine Antwort. »Hurra«, rief eine kleine Gruppe ganz in der Nähe. »Hurra

der tapferen englischen Luftwaffe«, setzte jemand hinzu. Und wieder dieselbe unbekannte Stimme hinter einem Baum in der Nähe: »Nicht drängeln.«

Jetzt kreiste der Flieger direkt über ihnen und in ihren Köpfen erschreckend nah. Die Rufe erstarben; die Menschen hatten einen Moment Angst, das Flugzeug könnte abstürzen. Aber der Motor gab ein gequältes Aufheulen von sich, wie eine wilde Bestie, und stabilisierte sich; der Motor lief wieder rund. Tony lehnte an Farkas und verrenkte sich den Hals nach dem Flugzeug. Er spürte ihren warmen, herrlich runden und appetitlichen Körper, betrachtete ihre kleinen rosa Ohren; vorsichtig legte er die Hand auf ihren nackten Arm. Sie ließ es zu.

Einen Moment - nur einen winzigen Moment - konzentrierten sich alle seine Sinne auf diesen Arm, so warm und jung, mit warmem, kräftigem Blut darin, dachte er. Er versuchte, sie sich im Bett vorzustellen, ihr langes, weiches Haar, ihr kindliches, ungeschminktes Gesicht, ihre warmen Glieder und kindlichen Lippen. Er dachte an einen regnerischen Nachmittag, die beste Zeit für die Liebe, mit den Spuren von Sonne und Licht im Körper; an ein Zimmer, grau und still hinter dem herbstlichen Zwielicht, und daß der Rest der Menschheit seinen Geschäften nachging und sie allein im freundlichen Universum des Bettes zurückließ. Er würde sie mit nach Genf oder woandershin mitnehmen, beschloß er und fügte sogleich hinzu : Soll ich wirklich? Er sah sie beide im Zug: Sie errötet, glücklich, verlegen, in der Hoffnung, daß er jetzt für immer bei ihr bleiben und sie beschützen werde; er voller vager Befürchtungen, ob die neue Affäre auch klug sei. Sie würden nach Genf gehen und bis zum Kriegsende bleiben. Vielleicht könnte er (er müßte) sein Theaterstück fertig schreiben, und sie könnte sich die Zeit vertreiben, die Heiterkeit, den See und seine halbsadistischen Liebesanfälle entdecken, denen sie sich mit dem Märtyrerlächeln einer Mutter unterwerfen würde. Er stellte Berechnungen an; wie lange würde es mit ihr gehen? Sechs Monate? Und dann? Sollte er sie mit einem Blumenladen in Bern oder Wien abfinden? Sie würde keine Schwierigkeiten machen, das spürte er; würde zu stolz sein, um in seiner Gegenwart zu weinen. Oder würde es länger dauern, ein Jahr? Sollte er sie überhaupt nehmen?

Eines Tages würde Gizella auftauchen, vollkommen kontrolliert, elegant und kühl, nur ein leichtes Zucken des linken Auges, während sie Tony abschätzte. Tonys Figur und Haar und Jugend würden an ihr nagen, aber die Narbe würde sie freuen. Sie würde einen Spaziergang vorschlagen (im beigefarbenen Trainingsanzug und in flachen Schuhen sah sie immer am attraktivsten aus), und dann würde sie loslegen: »Mein lieber Stefan, was für ein nettes Kind! Wie lange wird es mit ihr gehen? Ich wüßte es gern, um meine Vorkehrungen zu treffen. Dieser entsetzliche Krieg zwingt mich, in der Schweiz zu bleiben, aber ich könnte natürlich nach Bern gehen, so sehr ich es auch verabscheue. Übrigens, wo hat sie diese Narbe her? Doch nicht etwa von dir?« Ja, Gizella.

Er preßte den weichen Arm, während das Flugzeug wieder herankam. Tony, sagte er bei sich. Ja, ich werde sie mitnehmen. Offensichtlich fühlte er sich von ihr angezogen. Schon lange hatte er nicht mehr ein solch unkompliziertes Verlangen nach einer Frau verspürt. Gizella war ganz anders; sie war es, die ihm ihre kalkulierte Lust aufdrängte; er war mehr oder weniger in die Affäre geschlittert und ließ Gizella sich um Agenten, Rechnungen, Verträge, Einkäufe und Sex kümmern. Er brauchte jemanden, und Gizella mit ihrem argwöhnischen Geist und Körper, ihrer schlechtverhohlenen Panik, alt zu werden und aus der schrillen Geschäftigkeit herauszufallen, die zwischen Bühne und Gesellschaft herrschte, war präsent wie die irritierende weibliche Stimme der telefonischen Zeitansage. Er brauchte sie, trotz ihrer vielen Fehler; Gizella war anpassungsfähig, sie wußte, wann sie den Mund zu halten, das Zimmer oder das Land zu verlassen oder seine Stirn zu streicheln hatte. Sicher, all dies war sorgfältig kalkuliert und von Panik und Snobismus bestimmt, aber sie machte keine Schwierigkeiten und konnte aufregend sein - besonders wenn ihr geschmeidiger Körper langsam heiß wurde und sie für kurze Zeit ihr Alter und die Cocktailpartys vergessen ließ.

Er wußte nicht, wie Tony sein würde. Sie klang gescheit und besaß so etwas wie Kultur; sie hatte Stolz, fühlte er, Stolz, der sich durch die vielen Demütigungen verhärtet hatte. Aber ihre »Seele« interessierte ihn nicht, nur ihr weicher, warmer Körper, ihr Gang und ihr Haar und etwas anderes, von dem er noch nicht wußte, was es war, etwas, das er die ganze Zeit vermißt hatte, eine Art weiche, allgegenwärtige

Sympathie und Verzeihensbereitschaft. Er wußte, daß sie ihm alles, was er ihr je antun könnte, verzeihen und still und diskret in einem anderen Zimmer weinen würde, um ihn nicht zu stören. Er konnte sie sich vorstellen, wie sie, wenn er mit einer Erkältung im Bett lag, bei ihm sitzen, das Thermometer ablesen oder ihm ein Abführmittel geben würde.

Doch schien in diesem kurzen Moment irgendwo eine kleine Uhr zu ticken, und der Moment wurde stärker, und er sagte zu sich: Jetzt bin ich am Scheideweg, jetzt kann ich mich frei entscheiden, jetzt liegt die Zukunft in meiner Hand; es war einer dieser seltenen Momente, wenn man glaubt, daß man sein eigenes und das Leben anderer bewußt beeinflußt. Oft hatte er dieses Gefühl, am Scheideweg zu stehen, das Gefühl der Macht beim Schreiben. Sollte Angela mit Victor schlafen und sich so der ganze Verlauf des zweiten Aktes ändern? Wenn ja, würde es am Ende einen Mord geben, und eine neue Rolle namens Inspektor Kropatchek würde geboren werden. Wenn ich Angela nun Viktors Einladung in seine Gemächer ablehnen lasse, würde der zweite Akt in häuslichem Frohsinn versanden. Die Entscheidung ist mir überlassen, hatte er beim Schreiben des Stücks gedacht, mir allein, und sie wird von Tragweite sein. Tausende Menschen werden sich amüsieren und von sich überzeugt nach Hause gehen, angeregt von einer schwarzen Komödie - oder sie werden deprimiert zusehen, Angela und sich selbst bemitleiden. Alles liegt in meiner Macht. Das hatte er damals, als er *Amen* schrieb, empfunden; das empfand er jetzt, als er ihren Arm berührte. Sie lächelte ihn an. Seine Möglichkeiten reduzierten sich auf folgende: Er könnte sie langsam an sich ziehen und einfach sagen: »Ich möchte, daß Sie morgen mit mir in die Schweiz fahren. Ich liebe Sie.« Oder er könnte etwas anderes sagen und ihren Arm loslassen. Das Leben war auf solche Situationen zu reduzieren. Ja, ich werde sie mitnehmen, dachte er. Seine Reise nach San Fernando war ein Fehlschlag gewesen. Er hatte zwar einige angenehme Spaziergänge und Mahlzeiten genossen, aber auch Terror und Tod gesehen und sich eine ganze Menge langweiliges, gefährliches Geschwätz anhören müssen. Sollte das alles sein? Mit diesem Scheitern konnte er nicht abreisen; er brauchte eine Art Rechtfertigung für seinen Aufenthalt hier. Ich werde Tony mitnehmen, sagte er bei sich.

Die Bravorufe ertönten wieder; jetzt sah Farkas das Flugzeug in Dachhöhe über dem Badehaus auf das Ufer zukommen. »Um San Antonios willen, nicht drängeln«, sagte die geheimnisvolle Stimme wieder; dann hörte Farkas ein neues Geräusch, das Rattern von Gewehren. Er erkannte es nicht gleich; es klang wie das Rülpse eines riesigen Fabeltieres. Er sah, wie sich die glatte Oberfläche des Wassers mit Gänsehaut überzog, mit hüpfenden Tropfen gesprenkelt war; wie Springbohnen tanzten die von den Kugeln aufgewühlten Spritzer auf der Oberfläche, während die Gewehre ratterten. Die Bravorufe waren noch nicht erstorben; alles geschah viel zu schnell.

Farkas sah aufmerksam zu und konzentrierte sich auf den Weg, den die kleinen spritzenden Kugeln beim Näherkommen nahmen. Er hatte keine Angst, dazu war keine Zeit. Er wußte vage, was geschah, aber da er noch nie mit Maschinengewehren beschossen worden war, war seine Reaktion verzögert. Die Kugeln kamen näher und spritzten über die lärmende Reihe von Kindern, Frauen und Männern, die am Ufer saßen und ihre Füße über dem Wasser baumeln ließen. Das Rattern war jetzt nicht mehr begleitet von den schnellen, spritzenden Lauten wie zuvor, sondern von harten Aufprallern, denn nicht alle Kugeln trafen das Meer oder das weiche Fleisch von Kindern, Frauen und Männern; manche verfehlten ihr Ziel und prallten von der steinernen Umrandung der Promenade ab.

Wunderbar, dachte Farkas beim Zusehen, wunderbar, wie ein paar hundert kleine Stahlröhren, gefüllt mit einer bestimmten Kombination von chemischen Stoffen, so viele Veränderungen bewirken können. Noch vor zwanzig Sekunden hatte sich die Menge mit Bravorufen weitergeschoben, hatte dem erobernden, lang erwarteten Freund zugejubelt, der jetzt endlich gekommen war. Die Leute in der ersten Reihe waren besonders zufrieden gewesen; sie hatten einen Platz direkt am Ring und saßen bequem, bis auf den einen oder anderen Kieselstein, der sich in ihr Hinterteil drückte. Zwar hatten sie noch nicht zu Mittag gegessen und schwitzten stark. Einer von ihnen, ein Weinarbeiter namens Zaconni, hatte Halsschmerzen, die Frau des Bauern Faenza eine Gallenkolik, wollte aber den Spaß um nichts auf der Welt versäumen. Paolo, der jüngere Sohn von Albertos Schwager, ein fetter Junge mit Bürstenschnitt, der gerade die erste süße Ahnung der Liebe erfahren hatte, litt an einem schlimmen Zahn, an dem er

ständig, trotz der wiederholten Ermahnungen seiner Mutter, herumfummelte. Er hatte, als die Kugeln ihn trafen, seinen schmutzigen Zeigefinger im Mund: Eine schlug neben dem Auge ein, ging durch ihn hindurch und tötete ihn, zehn oder elf trafen seine Brust, durchsiebten seine Lunge, der Rest ging in die Schulter. Ein Dutzend vergeudete Kugeln. Er taumelte durch den Aufprall der kleinen Stahlgeschosse zurück, gewann das Gleichgewicht wieder (so schien es wenigstens) und stürzte dann kopfüber ins Wasser. Er verschwand für ein paar Augenblicke, tauchte wieder auf, sein runder Hintern hüpfte fröhlich auf dem Wasser, bis er langsam versank.

Wunderbar, die kleinen Stahlröhren. Rat-tat-tat-tat - das Spritzen, die Stille weichen Fleisches und das Auftreffen auf den Steinen der Promenade. Nur ein paar Sekunden, aber was für ein Wandel! Da war das Caruzzo-Mädchen: erst zwölf, aber zum Kummer ihrer Eltern viel zu entwickelt für ihr Alter. Sie hatte bereits große, weiche Brüste, und ihre Hüften nahmen alarmierende Plastizität an. Nur zwei Kugeln trafen sie, beide in den Leib. Auch sie fiel vornüber, und da sich ihre Eltern am anderen Ende des Korsos aufhielten, wurde sie in der einsetzenden Panik übersehen und ertrank, bevor sie das Bewußtsein wiedererlangen konnte, das sie kurz vor dem Umfallen verloren hatte, mit einem tiefen, stummen Keucher, der zu sagen schien: »Heilige Mutter Gottes, was ist das?« Um zwölf Uhr einunddreißig und achtundzwanzig Sekunden war sie ein frühreifes, weichbrüstiges Kind gewesen, das gewiß (in einem oder zwei Jahren) zu einem einsamen Heuhaufen am Hügel geführt worden wäre, einem weichen, süß duftenden Heuhaufen, wo irgendein junger Bursche sie ohne Gegenwehr genommen hätte; sie hätte mit offenen, glücklichen Augen dagelegen, in den Himmel gestarrt und hätte dem Kind, das sie eines Tages tragen würde, ein langes, glückliches Leben gewünscht. Um zwölf Uhr einunddreißig und fünfunddreißig Sekunden ging sie im kalten Wasser unter, ließ hinter sich die plötzlichen Keucher, den unkontrollierten Schrecken von Stimmen und Körpern, den fernen, aber näher kommenden Schrei ihrer medusagesichtigen Mutter, die sich durch die flüchtende Masse drängte, die Nerven nicht mehr unter Kontrolle, und »Rosina, Rosina« rief. All dies war nicht mehr seit zwölf Uhr einunddreißig und fünfunddreißig Sekunden, als sie langsam im kalten, saftigen Wasser versank, nichts spürte, nichts

wußte, nichts wünschte, dahinter der Heuhaufen unter dem Hügel trocken, süß duftend und leer.

Solch wunderbare Veränderungen bewerkstelligten die kleinen Kugeln auf ihrer kurzen Reise! Da war der Weinbauer Stefani, ein ältlicher Mann von fünfzig mit schwarzem Schnauzbart und schwarzen Augen, die etwas vorstanden, daher sein Spitzname: der Karpfen. Er sprach mit seinem Freund Pietro, einem anderen Bauern, über Steuern, als die Kugeln seinen Hals und Rücken trafen. (Er saß halbabgewandt vom Wasser und setzte seinem Freund seine Meinung auseinander.) Der Karpfen war nicht besonders interessiert an diesem festlichen Warten: Er war ein sauertöpfischer Realist, Festen abgeneigt und nur auf Drängen seiner Schwiegermutter gekommen, einer bösen Vettel, die von Klatsch und Tratsch lebte. Nun, da er schon mal da war, zog er seinen Freund ans Ufer, befahl ein paar Kindern, sich zu entfernen, und drängelte für sie beide einen Platz frei.

»Ich will nicht so tun, als wüßte ich, was unser Gia cobbe gegen Steuern unternimmt, ob er überhaupt was unternehmen kann«, erklärte er. »Steuern hat es immer gegeben, Steuern wird es immer geben, der einzige Unterschied ist der, daß sie mit jedem Regierungswechsel weiter steigen. Weil, mein Freund« - er tippte mit dem Finger an die Brust des anderen - »warum wechseln Regierungen? Warum, frage ich dich, warum?« wiederholte er, um zur Pointe zu kommen. »Weil« - zog er das Wort triumphierend in die Länge - »weil sie einen Vorwand für Steuererhöhungen brauchen. Und solange sie sie weiter erhöhen, mein Freund, welchen Unterschied macht es, ob sie es mit Hilfe der Deutschen, der Engländer oder der Patagonier tun? Wie die Sache steht...«, fuhr der Karpfen verärgert fort, packte Pietro am Revers und zog daran. »Wie die Sache steht...« Dann sah er auf und bemerkte das Flugzeug; der Lärm wurde sehr stark, und plötzlich fühlte er einen scharfen Schmerz zuerst am Hals, am Adamsapfel und dann im Rücken. Er fuhr mit der Hand an seine Kehle, ein heißes, nasses, fremdes Gefühl, und dann würgte er an irgendeiner warmen Flüssigkeit, mußte husten und spürte einen klaffenden Schmerz im Zickzack seine Kehle hinunterfahren; langsam überkam ihn, wie in einer sich zusammenziehenden Wolke, Übelkeit; Pietros Jackenaufschläge, das Wasser und die Stimmen wichen in großer Geschwindigkeit einen langen, dunklen Tunnel zurück.

Ein weiteres typisches Beispiel der Veränderung, die die kleinen Kugeln brachten, war der Sturz des jungen Mädchens Paola, das mit seiner Schwester Carlotta und Filomena, dem Zimmermädchen vom Paradiso mit ihrem schönen, jungen Busen und alten, runzligen Gesicht, beisammen war. Sie saßen am Wasser, nahe der Brücke. Die beiden Mädchen kicherten viel; ihre Gesichter wurden in der Sonne immer röter. Filomena war in ein helles Sonntagskleid gezwängt, das viel zu eng und kurz war; über den Brüsten trug sie ein Schultertuch, sollte II Trovatore, der Barbier, sie angaffen, denn er ließ sie nicht aus den Augen, während er geistesabwesend die endlosen Fragen seines dicklichen Sohnes beantwortete.

Paola und Carlotta diskutierten über die *Inglesi*.

»Sie sind alle blond«, sagte Paolaträumerisch. »Sie sind sehr groß und haben lange Zähne.«

»Woher weißt du das?« neckte die andere sie.

»Sie waren in der Illustrierten abgebildet. Sehr groß und dünn. Sie haben lange, knochige Beine und, so stand in der Zeitung, trinken beim Bibellesen Whiskey.«

»Ich habe nicht viel übrig für knochige Männer mit Bibeln und Whiskey«, sagte Carlotta.

»Nicht alle sind knochig«, warf Filomena ein. »Überhaupt nicht. Viele sind klein und dick. Ich weiß es«, fügte sie nachdrücklich hinzu und gab den Versuch auf, ihre Brüste vor Il Trovatores Glotzen zu schützen.

»Siehst du«, neckte Carlotta ihre Schwester. »Du Besserwisserin.«

»In der Illustrierten waren sie knochig«, beharrte Paola und wurde noch röter. »Wahnsinnig groß und knochig«, fügte sie beharrlich hinzu und suchte nach weiteren Einzelheiten. »Sie sind reich«, fuhr sie trotz Filomenas Skepsis fort. »Wahnsinnig reich, hat in der Zeitung gestanden. Sie leben in Londra.«

»London«, sagte Filomena trocken. »Ich habe ja nur gesagt, daß nicht *alle* groß und knochig sind, sondern oft klein und dick. Wie man an Churchill sieht!«

Eine Pause; Paola dachte angestrengt nach. »Naja«, sagte sie achselzuckend, »der ist wahrscheinlich Jude. Natürlich, das ist es«; sie wurde immer heiterer.

»Foa ist Jude«, sagte Carlotta, um zu zeigen, daß auch sie etwas vom Thema verstand.

»Churchill nicht«, sagte Filomena und rückte etwas zur Seite, um den Blicken des Barbiers zu entgehen. »Er ist nur ein kleiner, fetter Engländer.«

Während sie weiterstritten, steckte Paola ihren großen Zeh ins Wasser und plätscherte damit. Sie war böse mit ihrer Schwester, weil sie sie ständig aufzog; sie dachte an eine große Schar wahnsinnig großer, knochiger Männer, die, blond und fremdländisch, anlegen würden; einer von ihnen würde sie vielleicht zum Tanzen auffordern, sie heiraten und mit nach London nehmen, so daß sie eines Tages Filomena und Carlotta einen kühlen, sachlichen Brief schreiben könnte, wie groß und knochig alle Engländer seien. Dann hörte sie das Flugzeug. Wie die anderen lauschte sie, sah verdutzt nach oben und schloß sich dem allgemeinen Jubel an. Sie war jetzt etwas besorgt, daß sie wirklich gekommen waren und Filomena und Carlotta recht hätten. Sie stellte sich ein ganzes Regiment von kleinen, fetten Engländern vor, die an Land kamen. »Bitte, heiliger Antonius«, sagte sie und sah dem heruntertauchenden Flugzeug zu, »bitte, Herr, mach, daß sie nicht klein und fett sind, mach, daß Carlotta nicht recht hat.« Sie winkte und hörte ihr Herz in der Kehle pochen. Dann plötzlich geschah etwas mit der Welt: Etwas prallte gegen ihr Herz, das aufhörte zu schlagen; sie wartete darauf, daß es wieder anfing, was es aber nicht tat, und dann war sie tot.

Wunderbare Veränderungen. Farkas sah die ersten roten und bronzenfarbenen Blutflecken aus dem Nichts erscheinen; als das Geräusch näherkam, bis es direkt vor seinem Gesicht war, duckte er sich schnell hinter einen Baum und zog Tony mit sich. Er spürte sie jetzt ganz nah; durch ihr weißes Kleid drang das heftige Pochen ihres Herzens. Sie sagte nichts, aber ihr Atem kam schnell und stoßweise; auch ihr war klar, was geschah. »Keine Sorge«, sagte er schnell und schloß die Augen. Über ihren Köpfen war ein Trommeln zu hören, wie Hagel, der auf Dächer und Pflaster trifft, nur daß es leiser war und bald aufhörte. »O Gott«, sagte sie. Er spürte ihr Haar an

seiner Wange, und seine Hand fuhr hinauf, um es zu streicheln. Ich werde sie mitnehmen, dachte er, dann plötzlich wurde sie schlaff in seinen Armen.

Er öffnete die Augen; der Lärm, das Gebrüll, die Heftigkeit von Händen und Beinen waren ungeheuer. Alle flohen blind, in vielen Strudeln, verloren Zusammenhalt und Identität. Es war keine Menge mehr, es waren zahllose Einzelwesen, die in Panik von dem unwiderstehlichen Drang getrieben wurden, sich zu verstecken, Deckung zu finden, so weit wie möglich vom Ufer wegzukommen. »Weg hier!« schrie er Tony zu. Sie lehnte schwer an ihm. »Alles in Ordnung?« fragte er. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen; sie lehnte mit dem Rücken an ihm. Sie nickte. Er konnte sich nicht auf sie konzentrieren: Sie befanden sich im Zentrum eines dahinstürzenden menschlichen Strudels und konnten sich nicht bewegen. Jetzt drehte sie sich zu ihm um. Sie war ganz weiß, ihre vernarbte Wange stach hervor, die süße Unschuld des Tanzes war unwiderbringlich dahin. »Was war das?« rief sie. Der Lärm, die Menge, die Panik um sie herum wurden stärker. Farkas legte den Arm um ihre Schultern, stellte sich auf die Zehen und versuchte, irgendwo eine Lücke für sie zu finden. Er wußte nicht genau, was geschehen war, obwohl er die Kugeln über das Wasser hatte peitschen sehen, aber er wußte, daß es irgendwo Tote gegeben haben mußte, Tote und Schwererverletzte. Eine dünne Stimme klagte in gleichmäßig hohem Singsang »Rosina«, eine Frau schrie verzweifelt: »Rosina mia, Rosina!«

Der Korso gab schnelle, schwere, stampfende Schritte zurück. Angstvolle Stimmen ertönten um ihn herum, und Farkas nahm einige Rufe wie »Komm doch!« und »O Gott!« und »Hilfe!« auf, aber er konnte sich nicht konzentrieren. Jetzt, da die erste Erstarrung gebrochen war, wurde er sich mit einemmal seines Körpers bewußt. Er hörte sein Herz wie wahnsinnig schlagen, spürte seine Knie zittern; Schweißtropfen liefen an seiner Stirn herunter. »Kommen Sie«, sagte er und versuchte, voranzukommen. Aber die Menschen direkt vor ihm drängten ihn weiter. Sie trampelten über die Blumenbeete und fingen, als sie am Hain weniger wurden, zu rennen an. Links versuchten vier oder fünf Männer, ans Ufer zu kommen; hinter ihnen ertönte wieder »Rosina mia, Rosina!« Farkas sah eine dünne Frau zwischen den Männern umherirren, ihre scharfe Nase fast weiß, ihre dunklen Augen

hin- und herschnellend, fast wie die Kugeln eben. Ein großer Mann winkte über die Köpfe der anderen. »Ich will hier raus!« brüllte er.

Die Verwirrung nahm zu. Hier war die Menge dicht, aufgehalten von Entgegendorängenden; nur am Rande, etwa 20 Meter entfernt, konnten sich ein paar Leute lösen und weiterlaufen. Die Menge trug Farkas und Tony weiter in Richtung Olivenhain. Manche duckten sich noch, als hätten sie Angst, getroffen zu werden, andere stolperten vorwärts und verrenkten die Hälse zum Himmel, Ausschau haltend nach dem Flugzeug. Farkas versuchte es mit der autoritären Methode. »Entschuldigung«, rief er streng, »würden Sie uns bitte durchlassen?« Niemand beachtete ihn. »Rosina!« schrie die Frau. Ein Mann grub seinen Ellbogen in Farkas' Rücken. »Lassen Sie das!« brüllte Farkas, drehte sich um und sah einen alten Mann, das Gesicht völlig entgleist, der blindlings vor sich hinlief. »Sie sind gekommen«, murmelte er, »sie sind gekommen.« »Rosina mia«, schrie die Frau, jetzt weiter weg. Jemand stürzte über eine Bank und kippte sie um. Andere drehten sich schnell um, bemerkten die Lücke, sprangen einer nach dem anderen ungeschickt darüber. »Schafe«, dachte Farkas. Endlich wurden er und Tony mit einer großen, plötzlichen Woge zum Hain getragen; die Masse lockerte sich, und Farkas konnte sich bewegen.

»Nun«, sagte er und ließ zischend die Luft heraus. Er stützte sie noch immer. Sie fühlte sich so warm und wunderbar jung an. »Hören Sie, Tony«, fing er an und sah dann den Rücken ihres Kleides, das eben noch frisch und weiß gewesen war, jetzt aber mit einem häßlichen schmutzigbraunen Fleck bedeckt war, der sich langsam ausbreitete. Er hatte die Form eines Schwammes. Für einen Moment verstand er nicht und empfand Widerwillen. Er zog die Hand zurück, betrachtete sie; sie klebte vor Blut. »Mich hat's erwischt«, sagte sie und lächelte entschuldigend. Sie sah direkt zu ihm auf und dann beinahe schüchtern weg, als wüßte sie ein köstliches Geheimnis; dann kippte sie vorüber.

Er fing sie auf; sie war schwer in seinen Armen; die wunderbare Jugend und Kraft waren dahin. Schlaff und schmutzig sah sie aus; das Haar fiel in einer großen Welle nach vorn. »Tony«, sagte er angstvoll. Der braune, schwammartige Fleck breitete sich über ihren ganzen Rücken aus, ihr Leinenkleid saugte ihn auf. Er sah sich nach Hilfe um. Ein Mann lief an ihnen vorbei und drehte sich zu Farkas um.

»Das waren die Deutschen«, keuchte er. »Ich habe das Kreuz unten am Flugzeug gesehen.« Er stolperte über seine eigenen Füße und wäre beinahe gestürzt.

»Helfen Sie mir«, brüllte Farkas ihm zu.

Der Mann blieb stehen. »Es waren die Deutschen«, sagte er, als wollte er sich entschuldigen.

»Kommen Sie her!« brüllte Farkas.

Der Mann nickte. »Ja, Herr«, und kam zu ihm.

»Sie ist verletzt«, sagte Farkas. »Wir müssen sie ins Sanatorium bringen.«

Der Mann sagte: »Ja, Herr«, packte Tonys Füße und hob sie an; Farkas packte sie unter den Achseln und spürte die Nässe ihres Kleides. Sie kamen nur unter Schwierigkeiten voran; Menschen liefen an ihnen vorbei, streiften sie oder rempelten sie an. Der Mann, der ihm half, war klein, fuchsartig und hatte eine rote Nase. Sein Gesicht war grau, seine Lippen waren naß vor Speichel. »Ja, Herr«, murmelte er immer wieder. »Hier lang, Herr«, fügte er hinzu.

Farkas dachte ans Sanatorium: an Doktor Schmidt und ein weißes Zimmer und wie Tony dort liegen würde, bleich und ausgeruht - ungefähr wie Leonardo. »Es wird alles gut«, sagte er zu ihr. »Wir sind bald da, doch, Tony. Sie sind nicht zu schwer, nein.« Er wußte, daß er wirr sprach. Sie war schwer; er fühlte sein Herz im Hals pochen. Ich bin nicht mehr so jung, wissen Sie, dachte er, nicht mehr so jung. Sehen Sie sich Ihr Kleid an. Sie hat's erwischt. Doktor Schmidt. Weißes Zimmer. Ich werde sie mit nach Genf nehmen. Mein Gott, ist sie schwer. Ich muß einen Moment stehenbleiben. »Hören Sie, ich glaube, wir...« sagte er zu dem Mann, dann blieb er stehen, als er das Gesicht des Mannes sah, der Tony anblickte.

»Was ist los?« rief Farkas. »Was ist los?«

Der Mann schüttelte den Kopf und beugte sich vor, um Tonys Gesicht noch einmal zu studieren. »Oh«, sagte er mißbilligend und schürzte die Lippen. »Sie ist tot, Herr.« Und er blickte ängstlich zu Farkas auf, als erwartete er eine Bestrafung. »Was reden Sie da?« fragte Farkas, aber er wußte es schon.

Sie trugen sie zum Rasen in der Nähe des Steingartens mit den komischen Zwergen. Die Menschen liefen weiter an ihnen vorbei, in Paaren und kleinen Gruppen, verteilten sich auf dem Dorfplatz, eilten die Hauptstraße entlang, am Sanatorium und dem Kursalon vorbei, alle in Richtung Dorf. Ein Teil der Panik war verebbt. Hier war der Himmel weit, und sie fühlten sich nicht so gefangen wie unter den dichten Bäumen des Korsos.

Sie legten sie aufs Gras; Farkas kniete sich hin, um in ihr Gesicht zu sehen. Sie war häßlich, weil sie tot war; ihr Mund war offen und ihre Augen blickten dumm und tot.

»Soll ich den Arzt holen, Herr?« fragte der rotnasige Mann.

»Nein«, sagte Farkas. »Gehen Sie.«

Der Mann sagte, »Ja, Herr«, und ging. Farkas setzte sich neben die Tote und schloß ihr die Augen.

V O R H A N G

Eine Stunde später kamen die Deutschen. Zuerst ein Dutzend Motorradfahrer in grauer Felduniform, die Gesichter von Motorradbrillen fast verdeckt, Gewehre über den Schultern, dann zwei leichte Panzer mit einem offenen Stabswagen dazwischen. Darin saßen ein Offizier, dessen Gesicht Farkas von seinem Fenster schlecht erkennen konnte, und Pater Giuseppe. Hinter ihnen rollten zwei Lastwagen voller Soldaten mit einem Granatwerfer und zwei Maschinengewehren. Der Stabswagen machte auf dem Dorfplatz halt, die anderen Fahrzeuge dröhnten über den Korso. Die meisten Leute waren inzwischen verschwunden; nur einige Paare lungerten ziellos an den Mauern des Regina herum, angezogen vom Horror, zögerten, ins Dorf zurückzukehren.

»Als die Motorradfahrer ans Ufer kamen«, erzählte Ugo Farkas später, »fanden sie es verlassen vor, bis auf fünf Leichen, die am Musikpavillon ordentlich aufgereiht lagen, Doktor Merlin vom

Sanatorium und eine Krankenschwester, die etwa dreißig auf Bänken sitzende und liegende Verwundete versorgten. Die Motorradfahrer fuhren bis zur Brücke. Aus dem Badehaus kamen ein paar Schüsse, niemand wurde getroffen. Eine Salve folgte, und als zwei der Motorradfahrer, hinter ihre Fahrzeuge geduckt, näher kamen, flog die Brücke in die Luft und riß eine Lücke von etwa 50 Metern zwischen Ufer und Badehaus. Zur selben Zeit wurden an einer Turmspitze des Badehauses die Alliiertenflaggen gehisst. Sie blieben nicht lange dort. Sobald die Panzer herankamen, feuerten sie eine Salve ab, die den Holzturm samt Flaggen und allem anderen herunterriß. Das Schießen aus dem Badehaus ging sporadisch weiter, aber als die Deutschen nicht zurückschossen, hörte es auf. Der diensthabende Offizier der Deutschen ging mit Fitti und Pater Giuseppe zum Korso. Sie unterhielten sich angeregt und sondierten die Verluste. Der Offizier befahl den Lastwagen, die Verletzten einzusammeln und ins Sanatorium zu bringen. Dann gab er seinen Männern einige Befehle; dort, wo die Brücke früher ans Uhr führte, standen ein Panzer und der Granatwerfer und zielten aus kürzester Entfernung auf das Badehaus, aber sie schossen nicht, sie warteten einfach. Der zweite Panzer und ein Teil der Truppe bewegten sich in Richtung Dorf. Die Deutschen auf dem Korso ließen sich nieder und begannen, Kaffee zu kochen und ihre Rationen zu verspeisen. Es waren meist ältere Männer; sie waren müde und schweigsam. Auch das Badehaus blieb ruhig. Sie sahen Giacobbe und rund vierzig Männer warten, warten worauf?»

Dann ging Ugo verwirrt davon, weil Farkas nichts mehr sagte. Es fing an zu regnen. Es war ein stiller, trostloser, geräuschloser Regen. Der Platz unter Farkas' Fenster verwandelte sich schnell in ein gleichmäßiges Grau mit zahllosen glänzenden Flecken, wo der Regen den Staub des Vormittags durchtränkte. Langsam wechselte das Licht; es wurde dunkel. Farkas schlürfte seinen Tee, saß auf dem Bett wie ein unsicherer alter Mann, zu Besuch bei der reichen Verwandtschaft. Er fühlte sich leer und machte, sobald Ugo gegangen war, das Licht aus.

Wie er so dasaß, schweiften seine Augen durchs Zimmer. Sie blieben auf seinen eleganten Koffern auf dem Schrank haften. Er nickte. Offenbar war jetzt nicht mehr viel zu tun. Es war jetzt möglich,

ans Packen zu denken, ans Zahlen und Abreisen. Im Zimmer wurde es kühl. Draußen ratterte ein schwerer Lastwagen vorbei.

Als er seine Zigarette am Rand des falschen Kupferaschenbechers ausdrückte, klopfte es. »Herein«, sagte er.

Ugo trat zögernd ein, eine graue, schlampige Gestalt im helleren Rahmen der Tür, indirekt angestrahlt von einer Lampe im Korridor.

»Signor Farkas«, flüsterte er und blinzelte im Dunkeln.

»Ja, Ugo, ich bin hier. Was gibt es denn noch?«

Der Kellner trat ein und schloß die Tür.

»Laß das Licht aus«, sagte Farkas, sich räuspernd. »Ich ruhe meine Augen aus.«

»Ja, Herr. Ich will das Teegeschirr holen.«

Er schlurfte heran und hantierte, über den Tisch gebeugt, an einer Tasse. »Der Oberst will Sie sehen.«

»Welcher Oberst?« fragte Farkas.

»Der deutsche. Er ist unten in Signor Frittis Büro.«

Farkas drehte sich um. »Was will er?«

»Ich weiß nicht, Herr«, sagte Ugo. »Er ist nett, glaube ich.«

»Na gut.«

»Werden Sie Ihr Abendessen oben einnehmen, Herr?« fragte der Kellner. Er hielt das Tablett mit beiden Händen.

»Ja«, sagte Farkas. »Und sag Fritti, daß ich morgen abreise.«

Ugo blieb stehen. »Sie reisen ab, Herr?«

»Ja, ich reise ab.« Farkas' Stimme klang gereizt.

»Oh.«

»Was ist los mit Ihnen?«

»Nichts.«

Farkas knipste die Tischlampe an.

»Sag dem Oberst, ich bin in ein paar Minuten unten.«

»Ja, Herr.«

Ugo schloß mit der rechten Ferse langsam die Tür hinter sich. Farkas sah ihm nach und wartete ein paar Sekunden. Dann ging er ins

Badezimmer, kämmte sich und kehrte ins Zimmer zurück, um sein Jackett anzuziehen.

Der Korridor war leer; schnell ging er zu Tonys Tür und lauschte; das Hotel war ruhig. Leise drehte er den Knauf und trat ein. Das Zimmer war dunkel, bis auf den hellgrauen Ausschnitt des Fensters. Er ging durchs Zimmer und schloß die Jalousien und das Fenster. Jetzt war es völlig dunkel. Er wandte sich um und lehnte sich an das Fenstersims. Langsam hob sich das Weiß des Bettess aus der Dunkelheit hervor. Er blieb ein paar Minuten so stehen, mit gekreuzten Armen, das Gewicht auf dem rechten Fuß; er lauschte, aber das Hotel war ungewöhnlich still, wie der Platz und der Regen. Im Zimmer lag schwach ein süßlicher Duft. Er ging zur Tür und knipste das Licht an. Das Zimmer war viel kleiner als seins : ein schmales Bett mit einem Nachttisch, ein Toilettentisch, ein kleiner Schrank, eine altmodische Waschschüssel und zwei Stühle: das war alles. Das Zimmer war voller Hinweise auf sie. Auf dem Nachttisch waren eine Karaffe mit Wasser und ein Glas, ein kleines Pillendöschen und ein Buch. Er ging hinüber und nahm es auf: ein Fahrplan, ein alter, schmutziger, abgenutzter Fahrplan. Auf den Umschlag hatte sie ein paar Zahlen gekritzelt: 38, 57, 109. Er schlug die Seite 38 auf: *Züge nach Paris und London*. Sie hatte nach London und Paris gewollt; obwohl sie wußte, daß sie nie nach London und Paris kommen würde, hatte sie sich mit diesem alten Fahrplan abgegeben. Züge nach Paris, nach Cherbourg und Marseille und Schiffe nach Amerika, nach Australien und Gott weiß wohin herausgesucht. Wie Lili, dachte er, wie Lili in *Amen*, Lili, die kleine Kellnerin, die die Welt sehen wollte. Er legte das Buch zurück und betrachtete das Bett. Es war ungemacht: Sie hatte am Morgen darin gelegen. Die Kissen waren zerdrückt, das Laken faltig, und darüber lag, seltsam lebendig, ein hellblaues Nachthemd. Er nahm es auf und hielt es vor das graue Licht; es hing warm und weich zwischen seinen Fingern. Am Waschtisch hing ein Paar Strümpfe, das sie in der letzten Nacht gewaschen haben mußte, und in der Ecke standen ordentlich nebeneinander Schuhe. Er ging zum Tisch; dort stand ein silbergerahmtes Bild von einer dicken alten Frau, vermutlich ihrer Mutter. Er öffnete den Schrank; er war vollgestopft mit Sommerkleidern; er betastete sie kurz und zog sie auseinander, als suchte er

nach einer versteckten Leiche oder einem Mörder. Ach ja, dachte er. Er machte das Licht aus, setzte sich eine Weile aufs Bett, hielt ihr Kissen auf dem Schoß. Dann ging er hinunter.

Der Oberst war ein gutaussehender Mann mit mandelförmigen, hellen blauen Augen, einer wohlgeformten Nase und Schnäuzer. Er erinnerte Farkas mit den seltsam geschnittenen Augen und den trägen, attraktiven Bewegungen an einen traurigen Tiger.

»Herr Farkas?« fragte er. Er hatte eine schöne tiefe Stimme. Er erhob sich hinter Frittis Schreibtisch, als Farkas eintrat. »Guten Abend.« Er streckte seine langenknochigen Finger aus; seine Nägel waren zu Dreiecken gefeilt. »Schön, Sie kennenzulernen.«

»Guten Abend«, sagte Farkas und schüttelte die Hand des Deutschen.

»Ich bin Oberst Rabe«, fuhr der Offizier fort. »Ich habe eine ganze Menge von Ihnen gehört«, fügte er hinzu.

Farkas setzte sich ohne Aufforderung.

»Ja?«

Der Oberst wurde rot. Er war hübsch, auf merkwürdig unmilitärische Art. Sein Haar wurde am Scheitel und an den Schläfen grau. Seine Uniform war nicht besonders sauber: Die Jacke hatte zwei oder drei auffällige Flecke, sein Kragen war nicht zugeknöpft, und seine Stiefel mußten dringend geputzt werden. Er sah Farkas nicht in die Augen, sondern ständig in eine andere Richtung, wobei seine langen Finger sein zerzautes Haar durchpfügten. Er zog seinen Stuhl an die Seite des Schreibtischs, um größere Nähe herzustellen. Zuerst schien er gedankenverloren, wobei seine Hände auf seinen knochigen Knien lagen, dann sah er kurz zu Farkas auf. Er fingerte in der Brusttasche seiner Jacke herum und holte eine zerknüllte Packung Zigaretten vor.

»Möchten Sie?«

»Nein, danke«, sagte Farkas. »Ich würde lieber eine Zigarette rauchen.« Er holte sein schweinsledernes Etui vor, suchte sorgsam eine aus und zündete sie an. »Hätten Sie auch gern eine?« fragte er.

Der Oberst hatte gerade seine Zigarette angezündet. »Nein, vielen Dank.« Er hielt ein Streichholz an Farkas' Zigarette. Seine Hand zitterte leicht.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?« fragte der Oberst.

»Nein, danke«, sagte Farkas und beobachtete ihn durch den Qualm.

Der Deutsche sah mit einem scheuen, gezwungenen Lächeln auf. »Ich habe während eines Urlaubs in Wien ein Stück von Ihnen gesehen. Brillant.« Er sah weg und zupfte dann an seinem Schnäuzer herum. »Brillant, obwohl die Inszenierung nicht das war, was sie hätte sein können.«

»Ja«, sagte Farkas. »Die Dinge ganz allgemein sind nicht mehr das, was sie sein könnten.«

Der Oberst lachte geräuschlos durch die Nase, wurde aber wieder ernst. »Ja, wir alle vermissen Thiemig und Jaray und die Darvas. Dennoch, es war ein köstlicher Abend.« Er sah einen Moment auf. Er rauchte behutsam, als wäre dies seine letzte Zigarette. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe zu mir bitten lassen.« Er machte eine Pause, wollte fortfahren, als Farkas ihn unterbrach.

»Schon gut«, sagte er. »Ich wollte ohnehin kommen.«

Der andere sah wieder auf. Sein großer Mund verzog sich zu einem höflichen Lächeln; sein Augen blieben traurig und tigerhaft.

»Wirklich?« fragte er dankbar.

»Ja«, sagte Farkas. »Ich will morgen abreisen. Ich nahm an, ich müsse Ihre Erlaubnis einholen.«

Der Oberst kratzte sich am Knie.

»Schon gut, Herr Farkas«, sagte er. »Schon gut. Sie sind sehr beliebt in Wien und Berlin.«

»So?« fragte Farkas. »Sehr schmeichelhaft.«

Pause.

»Wo beabsichtigen Sie hinzufahren?« fragte der Oberst.

»In die Schweiz.«

»Wunderschönes Land«, sagte der Deutsche. »In welchen Teil?«

»Genf.«

»Natürlich«, sagte der andere. »Haben Sie nicht eine Villa dort? Hat Reinhardt Sie dort nicht öfter besucht?«

»Das hat er.«

Eine weitere Pause.

»Weshalb wollen Sie mich sprechen?« fragte Farkas.

»Ach ja.« Der Oberst starzte auf seine Stiefel. »Ich muß Ihnen gestehen, daß der Vorschlag von Pater Giuseppe kommt. Netter Mann, der Pater. Er hält große Stücke auf Sie.«

»So?« fragte Farkas knapp.

Der Deutsche nahm die linke Seite seines langen Schnäuzers in die Hand und zwirbelte sie zwischen zwei Fingern. »Sie kennen diesen di Bocca?«

»Giacobbe?« fragte Farkas. »Ja. Warum?«

Der Deutsche seufzte und strich sich das Haar aus der Stirn.

»Ach, noch so eine Sache«, sagte er. »Überall diese Teufelskreise. Als der Abt so klug war, Ravenna zu informieren, daß er Hilfe gegen die Rebellen brauche, sagte ich mir sofort, das ist wieder so eine Sache, einer dieser Teufelskreise. Jemand schießt auf jemanden und muß erschossen werden, damit er keinen anderen mehr erschießen kann; aber wenn ihn jemand erschießt, muß auch der aus Rache erschossen werden, und so geht es immer weiter. Es gibt keinen Ausweg. Natürlich mußten wir kommen und verschiedene Jemands erschießen. Aber es ist klug, so wenige wie möglich zu erschießen, damit es weniger neue Jemands gibt, die das nächste Mal irgend jemanden oder unsere Freunde erschießen. Es wird niemals aufhören, es sei denn, jemand erschießt alle anderen.«

Und wenn ich den Mumm, die Energie und die Leidenschaft hätte, dachte Farkas, würde ich dich auf der Stelle erschießen, weil du Tony erschossen hast. Aber ich werde dich nicht erschießen, weil ich keine Waffe habe und du stärker bist als ich und, was schlimmer ist, weil ich dich mag, weil du mir leid tust; und eines Tages, vielleicht bald, wird ein anderer dich ohnehin erschießen.

»Ich kenne niemanden, der keine Angst mehr hat«, fuhr der Deutsche fort und starzte wieder auf seine Stiefel. »Es fing mit ein paar Schüssen an, aber angesichts der Größe der europäischen Duchschnittsfamilie wuchsen die Jemands zu Tausenden an. Es ist wie eine nicht endende Vendetta; niemand kann sie aufhalten, jetzt oder in Zukunft. Da ist die Furcht, sein Leben zu verlieren, und die Furcht vor

Schande, Ungehorsam oder Strafe. Sie ist schrecklich«, fuhr er kopfschüttelnd fort, »diese Angst. Sie hat die Grenze zwischen Feigling und Held, Held und Fanatiker, Fanatiker und Wahnsinnigem ausradiert.«

»Nun«, sagte Farkas. »Ich bin nur ein altmodischer Feigling mit Angst vor lauten Geräuschen, der Dunkelheit, vor dem Erschossenwerden und vor Schmerzen. Wenn es nicht so wäre, würde ich Sie töten, weil Sie eine liebe Freundin von mir getötet haben.«

Der Deutsche wurde rot. »Ja?« fragte er. »Wie?«

»Mit dem Flugzeug!« sagte Farkas. »Mit Ihrem gemeinen Flugzeug, das Sie auf uns herabgeschickt haben. Aber nur keine Angst, ich bin ein Feigling, körperlich und moralisch. Also plaudern wir ruhig weiter.«

»Es tut mir leid«, sagte der Oberst. »Es mußte sein. Es tut mir wirklich leid.«

»Seien Sie nicht albern«, sagte Farkas. »Ich bin ganz unfähig zu Haß oder Wut. Ich will schnellstens weg von hier: das allein zählt.«

»Es ist nicht meine Schuld«, fuhr der Deutsche fort. »Wirklich nicht. Der Befehl war unumgänglich. Es ist eins dieser Dinge; alle haben Angst. Ich habe Angst. Man könnte sagen, ich habe Angst, deshalb bin ich. Allmählich umhüllt uns alle dieses Grauen wie ein Schatten, dieses Gefühl, am Rande des Nichts zu stehen. Alles ist in Bewegung außer dem Grauen und seinem Kern, der Angst. Ohne das, ohne diesen Horizont von Angst wären wir alle verloren; bis daß der Tod uns scheidet, gibt es nichts als Angst.«

Farkas räusperte sich.

»Ich würde gern gehen, wenn es Ihnen recht ist«, sagte er. »Was wollen Sie also von mir?«

»Ach ja.« Der Deutsche rieb sich die Augen mit den Knöcheln, nahm das zerknüllte Päckchen und fischte eine Zigarette heraus. »Bocca.« Er seufzte. »Wir haben nicht angefangen mit dem Ärger in San Fernando. Mit einemmal spielten die Bauern verrückt; es gab eine offene Rebellion, eine Menge Gewalt, mehrere unserer Freunde sind ermordet worden. Ich bin gekommen, um die Ordnung wiederherzustellen und die Schuldigen zu bestrafen.«

»Sie sind nicht willkommen hier«, sagte Farkas. «Man mag die Deutschen hier nicht. Man hat die Briten erwartet.«

Der Offizier zuckte die Schultern und fingerte an seinem Schnäuzer herum.

»Die Briten sind Hunderte von Kilometern entfernt«, sagte er. »Fritti hat ein Gerücht in die Welt gesetzt, und diese Halbidioten haben es geglaubt. Jedenfalls müßten auch die Briten die Ordnung wiederherstellen und die Schuldigen bestrafen. Oder nicht?«

»Kommt darauf an, was Sie unter Bestrafung verstehen.«

Der Deutsche wurde wieder rot.

»Kommen Sie«, sagte er. »Die Strafe für Mord ist überall gleich.«

»Kommt darauf an, was Sie unter Mord verstehen«, sagte Farkas.

»Menschentötung ohne Gesetz«, sagte der Oberst.

»Kommt darauf an, was Sie unter Gesetz verstehen«, sagte Farkas.
»Wie dem auch sei, was wollen Sie von mir?«

Der Deutsche stand auf, ging zur Tür und wieder zurück. »Ich möchte, daß Sie zu diesen Leuten gehen und mit ihnen sprechen.«

»Was für Leuten?«

»Giacobbe di Bocca und seine Freunde.«

»Wozu?«

»Sie sollen Sie überzeugen, sich zu ergeben.« Er schluckte hart. »Ich weiß, das ist eine schmerzliche Aufgabe, aber Sie sind der einzige, der die Leute gut kennt und dem sie vertrauen. Ich will kein weiteres Blutvergießen. Ich will nur diesen Giacobbe und seinen Bruder, den wir schon haben. Die anderen können gar nicht entkommen. Versuchen sie es, werden meine Panzer sie durchsieben. Ich will nur, daß sie sich ergeben, und diesen Giacobbe, um ihn zu erschießen.«

»Hören Sie«, antwortete Farkas ärgerlich. »Ich sagte Ihnen bereits, ich bin unfähig zu Haß und Wut, aber ich kann durchaus verärgert sein, und eben jetzt bin ich verärgert. Wofür halten Sie mich? Ich bin kein Diplomat ; ich bin hier, um mich zu erholen und zu arbeiten, habe weder mit diesen Leuten noch mit Ihnen etwas zu schaffen. Ich will morgen abreisen und habe vor, meine Zeit bis dahin in meinem

Zimmer zu verbringen, und zwar allein. Warum schicken Sie nicht Pater Giuseppe oder Don Teofilo? Warum gehen Sie nicht selbst? Das wäre Ihre Aufgabe.«

Der Deutsche schüttelte den Kopf. »Auf Pater Giuseppe oder Don Teofilo oder mich würden sie nicht hören. Das weiß ich. Sie sind bitter und heldenhaft gestimmt, bereit zum Selbstmord. Es sind vierzig Mann, eingesperrt in diesem dummen Badehaus. Sie sind verzweifelt. Sie brauchen jemanden, der sie zu Verstand bringt.«

»Und zum Galgen«, sagte Farkas. »Ich jedenfalls werde nicht den Zuhälter für Ihre Henker spielen.«

Der Deutsche schob einen Stuhl näher an Farkas und setzte sich.

»Bitte, lassen Sie uns nicht streiten«, sagte er mit seiner schönen tiefen Stimme. »Sie wissen ganz genau, daß Sie der einzige sind, der sie überzeugen kann.«

»Überzeugen? Ich wünschte, Sie würden dieses Wort nicht gebrauchen«, sagte Farkas gereizt. »Ich hasse es.«

»Wörter sind ohne Bedeutung. Ich will, daß das Blutvergießen aufhört. Ich will keine Greuel, sondern einen einfachen Prozeß und die Hinrichtung, streng nach dem Gesetz - und dann zurück nach Ravenna.«

Farkas stand auf. »Bitten Sie jemand anderes«, sagte er.

Der Oberst sah ihn an, wurde wieder rot und kratzte sich am Knie. Er sagte scheu: »Sie wollen abreisen, Herr Farkas?«

»Ja, natürlich.«

»Sie wissen, das hängt von mir ab.«

Farkas sagte kalt: »Meines Wissens habe ich noch Freunde, die mir beistehen würden, wenn ich ihnen telegrafiere.«

Der Deutsche flüsterte fast, so verlegen war er. »Natürlich. Aber es würde dauern. Inzwischen habe ich das Sagen hier. Und natürlich könnte ich einen Bericht abschicken, in dem steht, daß Ihre Rolle in dieser Geschichte nicht ganz eindeutig ist. Dann würde es noch länger dauern.«

Er sah weg wie ein Kind, das soeben eine Verfehlung gestanden hat. Es ist hoffnungslos, dachte Farkas, betrachtete das hübsche, müde Gesicht des Offiziers, völlig hoffnungslos. Er hat einen Befehl

gegeben, der hatte Tonys Tod zur Folge; jetzt erpreßt er mich, und dennoch empfinde ich weder Haß noch Wut. Ich kann meine weichen Hände nicht gebrauchen, um ihn zu verprügeln; ich kann ihn nicht anschreien. Ich mag ihn nicht mehr, obwohl er mir immer noch leid tut. Er hat so schreckliche Angst; wahrscheinlich schläft er nachts nicht, sondern hört auf innere Stimmen. Ich mag ihn nicht, aber ich spüre keinen gewalttätigen Impuls gegen ihn; er lässt mich kalt und gleichgültig. Ich will nichts anderes, als diesen blutigen Ort hinter mir lassen und nie mehr daran denken.

»Haben Sie«, fragte Farkas leise, »keine Angst vor mir?«

Der Oberst sah nicht auf.

»Wie meinen Sie das?« murmelte er.

»Ich hätte jeden Grund der Welt, Ihnen einen Tritt zu verpassen«, sagte Farkas freundlich. »Und mehr.«

»Aber hören Sie...«

»Sie haben ein Mädchen getötet, das ich sehr gern hatte«, fuhr Farkas fort. »Und jetzt wollen Sie mich zu dreckiger Arbeit zwingen.«

»Ich werde Sie selbst nach Ravenna bringen«, sagte der Oberst. »Morgen.«

Er hat keine Angst vor mir, dachte Farkas. Wenn ich nur... dachte er, wenn ich wenigstens Daniels Augen hätte.

»Gehen wir«, sagte er.

»Einer meiner Leute wird Sie in einem Boot hinbringen.« Draußen regnete es noch dezent, beinahe geräuschlos. Ein Soldat in feldgrauer Uniform erwartete sie; der Oberst sagte etwas auf deutsch zu ihm; der Soldat salutierte, sah Farkas an und salutierte wieder. Er war häßlich, dieser Soldat, seine Uniform war viel zu groß.

»Also, viel Glück«, sagte der Oberst zu Farkas. »Ich sehe Sie morgen.«

»Ja.« Er ging los durch den Regen; der Soldat trottete ihm nach. Als sie an die Ecke der Hauptstraße kamen, sah sich Farkas kurz um. Der Oberst stand immer noch im Eingang, ohne Mütze, und winkte. Er sah einsam aus dort im Regen, aber Farkas winkte nicht zurück. Der Soldat sagte etwas in einem gutturalen nördlichen Dialekt, aber Farkas antwortete ihm nicht. Ihre Schritte waren leise auf der nassen Straße.

San Fernando war sehr still, nur hin und wieder ging eine Gestalt über den Dorfplatz; Farkas konnte nicht erkennen, ob es Soldaten oder Zivilisten waren. Alle Fenster schienen geschlossen; nichts erinnerte an die Wärme und die Pracht des Vormittags; die Flaggen lagen im Matsch wie geschändete Mädchen.

Sie gingen zum Hain; Farkas blickte zum kleinen Rasenrechteck, wo er Tony vor drei Stunden niedergelegt hatte. Da war es noch sonnig gewesen und der Rasen grün und samtig; trotz der Häßlichkeit des Todes war sie schön in ihrem weißen Kleid, als sie dort auf dem Rasen lag. Sie hatten sie später weggetragen.

Sie kamen zum Korso, der mit den Soldaten und den Panzern fremd wirkte; in der Nähe der Brücke wartete ein Ruderboot. Das Wasser hatte eine schmutzige Farbe. Sie machten los: Die Ruder gaben ein schmatzendes, obszönes Geräusch von sich, als der Soldat, der jetzt etwas nervös war, Farkas zum Badehaus ruderte. Er hob eine lange Stange mit einem Stück weißen Tuchs, und Farkas sah - die Küste im Blick - zum Badehaus, das sich undeutlich vor dem dunklen Himmel abzeichnete. Der Regen wurde feiner, aber der Himmel blieb dunkel mit langen, dräuenden Wolkenformationen, die von einem hellen Wassergrau in ein wütendes Braun am Horizont übergingen. Zwischen der dunkelsten Formation und der dünnen, vage hervortretenden Küstenlinie am Abteihügel war ein beinahe kalkweißer Raum, fein mit Lichtstrahlen verwoben. Dieser hellere Streifen war wie ein Fenster, das sich in eine andere, gespenstische Welt öffnet, etwas entfernt von den aufgeblähten Wolken, die unbeweglich über Farkas' Kopf hingen und durch ihren anderen Farbton das Panorama in einzelne Lichtstrahlen zu teilen schienen. Es war eine seltsam unbewegte Szene.

Das einzige, was ihr Bewegung verlieh, war Farkas' Boot, das langsam über die kabbeligen Wellen glitt, während die Ruder ihr weiches, obszönes Geräusch von sich gaben, wie alte, an einem jungen Leib schmatzende Lippen.

»Es wird weiterregnen«, sagte der Soldat. Er trug eine Brille.

»Ja«, sagte Farkas. Ihm war kühl auf dem Wasser; er stellte den Kragen seines Mantels auf.

Die Brücke war ein klägliches Wrack. Die Explosion hatte das meiste verschluckt und den Rest zertrümmert. Holzstücke schaukelten in der Nähe des Bootes, und am Badehaus erhoben sich die geborstenen Enden von Querlatten wie die Fänge eines Seeungeheuers. Lange, scharfe Splitter stachen in den Himmel, an dem dunkle, braune Wolken aufgekommen waren. Das kleine Motorboot, das früher am Tag Giacobbe und Alfieri von ihrer Patrouille zurückgebracht hatte, war von der Wucht der Explosion am Landesteg zerschellt; das Meer schwuppte hindurch, trat durch die kleinen Bullaugen ein und lief durch einen klaffenden Spalt wieder ab; die Wellen schwuppten hinein und hinaus und schwemmten jedesmal weitere kleine Holzstücke davon.

Sie näherten sich dem Ende der Brücke. Der Soldat hörte auf zu rudern und drehte sich nervös um, als hätte er Angst, einen Schuß in den Rücken zu bekommen. An dieser Seite des Badehauses war ein überdachter Balkon, auf dem sich einige der ›Familienkabinen‹ öffneten. Eine ihrer Türen stand einen Spalt offen; ein Kopf lugte vorsichtig um die Ecke. Farkas winkte etwas dümmlich, so als statte er guten Freunden einen Besuch ab. Sie waren jetzt ziemlich nahe herangekommen, trieben auf den Wellen; ein Mann mit einer Flinte in der Hand trat aus der Kabine.

»Ich möchte zu Signor di Bocca«, rief Farkas und stand auf, damit der Mann ihn in ganzer Größe sehen konnte, aber er mußte sich, da das Boot schwankte, wieder setzen.

»Ja, Signor Farkas«, antwortete der Mann.

Der Deutsche bewegte widerwillig die Ruder, aber irgendwie glitt das Boot neben das Badehaus.

»Guten Abend, Farkas«, hörte er plötzlich Giacobbes Stimme. Farkas blickte auf und sah ihn sich über die Seitenmauer beugen.

»Guten Abend«, sagte Farkas und stand auf. »Ich bin Ihretwegen hier.«

Giacobbe und der Mann mit der Flinte beugten sich vor. Farkas ergriff ihre ausgestreckten Hände und trat auf einen Vorsprung im Balkon. Die beiden zogen ihn mit einem Ruck hoch. Farkas drehte sich um und rief dem Deutschen zu: »Sie warten besser hier.« Und zu Giacobbe: »Erschießen Sie ihn nicht, ja?«

Giacobbe antwortete nicht. »Hier entlang«, sagte er.

Er ging voran, auf den inneren Gang zu, der um das Badehaus mit weiteren Kabinen, Duschen und Toiletten führte. An seinem Ende hockten vier Männer im Dunklen, drehten sich, ohne zu lächeln oder zu grüßen, zu Farkas um. Giacobbe öffnete eine Tür; sie traten in eine der größeren Familienkabinen, vielleicht 6x6 Meter groß, mit einer Holzbank an jeder Wand und einem zerbrochenen Spiegel an der gegenüberliegenden Seite. Die Holzbretter waren alt, grau und feucht, an verschiedenen Stellen durchgebogen und zersplittet und paßten nicht sehr gut aneinander; man konnte durch die Ritzen in die Kabine nebenan sehen; unter ihren Füßen strömten die graugrünen Wellen Kälte aus.

Farkas kannte die Kabine. Er hatte immer dieselbe gehabt, Nummer neun, aber eines Sonntagmorgens war sie besetzt gewesen, und Alfieri hatte ihn an diesen großen, unfreundlichen dunklen Ort gesteckt, wo keine Sonne eindrang, außer in wenigen wässrigen Strahlen durch das Dach. Er erinnerte sich an diese Kabine wegen des vielen obszönen Gekritzels und der geschmacklosen Zeichnungen an den Wänden, hauptsächlich neben dem Spiegel, wo jemand mit dickem, kindischem Bleistiftstrich drei fette Paare in verschiedenen Liebespositionen gezeichnet hatte. Der Künstler hatte unter jede Figur den Namen der Person, die er porträtierte, gekritzelt. Das erste und fetteste Paar waren Pater Giuseppe und eine unbekannte Frau mit der Bezeichnung »Schwester Maria«; das zweite waren Alfieri und Lisabetta, die Leiterin der Post; das dritte war teilweise verwischt.

In der Ecke lagen ein paar Gewehre und, auf einem großen Haufen, Handtücher.

»Warte draußen«, sagte Giacobbe zu dem Mann mit der Flinte.

»Ich habe eine Nachricht für Sie«, sagte Farkas, sobald sie allein waren.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Giacobbe. »Setzen Sie sich.«

Farkas setzte sich auf eine der Bänke in der Nähe des Spiegels. Giacobbe blieb in der Kabinenmitte stehen. Ein schwacher Lichtschein fiel durch das Dach; sie konnten das leichte Pladdern des Regens hören.

Giacobbe sah sehr müde aus. Seine seltsam kontrastierenden Gesichtszüge, jetzt so entgleist, waren bedeckt mit einem Netzwerk aus Licht und Schatten. Seine Augen sahen wie zwei dunkle Kreise aus; die Pupillen konnte Farkas nicht erkennen, nur das kleine Oval des Augenweiß' leuchtete. Seine Lippen hingen in einer verzweifelten Kurve herab wie bei einem Kind, das sich anschickt zu weinen. Sein Haar war naß und wirr, er mußte im Regen gewesen sein. Sein weißer Anzug war schmutzig und zerrissen, und aus seinem Ärmel tropfte Wasser; er trug keinen Kragen. Er begann auf und ab zu gehen; seine Schuhe machten ein schmatzendes Geräusch, als wären sie voller Wasser.

»Haben Sie eine Zigarette?« fragte er.

Er ging zu Farkas. Seine Hand zitterte stark.

»Hier«, sagte Farkas, »nehmen Sie alle«, und reichte ihm die Packung.

»Danke«, sagte Giacobbe und steckte die Zigaretten in die Tasche. Er holte ein Feuerzeug vor, das aber nicht funktionierte.

»Hier, bitte«, sagte Farkas; sein Feuerzeug gab ein scharf klickendes Geräusch von sich. Die Flamme erhellt kurz Giacobbes Gesicht.

»Also«, sagte er, zog den Rauch tief und dankbar ein. »Lassen Sie hören.«

Er entfernte sich wieder und blieb dann in der Kabinenmitte stehen.

»Der befehlshabende Offizier der Deutschen bat mich, Sie aufzusuchen«, sagte Farkas. »Er scheint ein ganz netter Kerl zu sein. Wir haben uns lange über Angst unterhalten.«

»Ist das nicht wunderbar?« sagte Giacobbe, »sich mit einem netten Deutschen zwischen einem kleinen Gemetzel hier und da nett zu unterhalten.«

»Sie sind bitter«, sagte Farkas. »Ich kann es nicht ändern, daß ich ihn sympathisch fand und wir miteinander gesprochen haben. Jedenfalls hätte er Sie schon längst durchlöchern können. Er hat zwei Panzer und mehrere Geschütze am Korsó aufgestellt, die auf Sie zeigen.«

»Also«, sagte Giacobbe, »wie lautet das Verdikt?«

»Er hat gesagt, ich soll Sie zum Aufgeben überreden«, fuhr Farkas fort. »Zuerst habe ich mich geweigert und gesagt, ich hätte es satt, für jedermann den Mittelsmann zu spielen. Dann argumentierte er, ich sei wahrscheinlich der einzige, auf den ihr hören würdet. Ich habe keine Ahnung, wie er darauf gekommen ist, wahrscheinlich durch Pater Guiseppe - aber so ist es. Er will, daß ihr euch alle ergebt und um neun Uhr heute abend an Land kommt. Er wird ein paar Ruderboote schicken. Niemandem wird etwas passieren.« Er brach ab und blickte auf.

Giacobbe trat näher.

»Außer Ihnen«, fuhr Farkas fort - »und Leonardo!«

»Verstehe«, sagte Giacobbe.

»Ich werde weder Sie noch irgend jemand anderen überreden«, fuhr Farkas nach einer Pause schnell fort. »Ich will so schnell wie möglich weg von hier. Ich fahre morgen nach Ravenna und von dort aus in die Schweiz. Ich wollte Ihnen nur die Nachricht überbringen. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob Sie diesem Deutschen trauen können. Er hat gesagt, er wolle unnötiges Blutvergießen vermeiden und nur die Führer der Rebellion bestrafen.«

»Um neun?« fragte Giacobbe. »Um neun, sagen Sie?«

»Ja, neun«, erwiederte Farkas, »jetzt ist es sieben.«

Giacobbe begann, auf und ab zu gehen; schließlich blieb er stehen und setzte sich in die am weitesten von Farkas entfernte Ecke.

»Ich nehme an, daß Sie Ihren Spaß daran haben«, sagte er endlich, ohne Farkas anzusehen, der nicht wußte, ob er die Augen geschlossen hatte oder nicht. Sie erschienen ihm wie zwei schwarze, blinde Kreise. »Das perfekte dramatische Moment.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte Farkas. »Zum einen mag ich dramatische Momente in meinem Privatleben nicht, zum zweiten ist dies alles andere als perfekt. Dies ist ein Konflikt der Waffen, nicht der Herzen, und insofern überhaupt kein Konflikt. Es ist eine häßliche, unangenehme Sache, und Sie haben mein tiefstes Mitgefühl, aber ich bin kein Kriegskorrespondent. Jedenfalls wäre mir leichter, wenn Sie nicht so bitter wären.«

»Wir sind fünfundvierzig Mann«, fuhr Giacobbe fort, Farkas' letzte Bemerkung ignorierend. »Die Entscheidung ist ganz einfach. Glauben Sie, man könnte den Deutschen überreden, Leonardo gehenzulassen? Er ist krank und hat mit der Sache nichts zu tun.«

»Ich glaube nicht«, antwortete Farkas.

»Will man uns hängen?« fragte Giacobbe.

»Nein«, sagte Farkas. »Erschießen.«

Giacobbes Kopf fiel nach vorn.

»Erinnern Sie sich an heute vormittag?« fragte er sehr leise.

»Ich kann Sie nicht hören«, sagte Farkas.

Giacobbe sah auf. »Erinnern Sie sich an heute vormittag?«

»Ja«, antwortete Farkas. »Es tut mir sehr leid.«

»Erinnern Sie sich an die Sonne und die Flaggen?« fragte Giacobbe. »Die Flaggen und das Lachen. Haben Sie je eine so fröhliche Menge gesehen? Es war sehr schön.«

»Sehr schön.«

»Sie waren so glücklich«, fuhr Giacobbe fort. »So ungeheuer glücklich. So glücklich waren sie noch nie, in ihrem ganzen Leben nicht. Das war heute vormittag um zehn und um elf und um zwölf, und dann kam das Flugzeug. Benito kam weinend mit dem Fahrrad hier an und sagte, die Deutschen kämen zurück. Dann sprengten wir die Brücke und sind hier rein, weil wir nicht wußten, wohin. Es war natürlich hoffnungslos, und das wußten wir auch, aber uns blieb nichts übrig, als uns hinter diesen dünnen Wänden zu verstecken und zu warten. Wir haben gesehen, wie sie die Toten und Verwundeten wegschafften, und wir sahen die rollenden Panzer.«

Er klappte still zusammen. Seine linke Hand umklammerte den Rand der Bank, und seine rechte fuhr hinauf, um sein Gesicht zu verstecken; er gab tiefe Schluchzer von sich, sein Kopf zuckte hin und her, er schluchzte ruhig und schamlos, als wäre er allein. Dazwischen redete und brabbelte er weiter, aber Farkas konnte ihn nicht verstehen: kleine Wortfetzen, abgerissene, zusammenhangslose Worte. Farkas hielt die Augen auf die Hand gerichtet, die den Rand der Bank umklammerte. Der Klang des Schluchzens war gedämpft, da Giacobbe es zu unterdrücken versuchte; es klang hohl, tief und krank,

als versuchte er, es zurück in seine Brust zu stoßen, aber Teile rissen sich los, brachen durch seine geschlossenen Lippen und unter seiner rechten Hand hervor, kleine Schluchzer, wie schmerzvolle Huster. Die Wellen blinkten durch die losen Bodenbretter; draußen fiel der Regen mit einem beständigen Zischen. Das muß zwanzig, dreißig, vierzig Jahre her sein. Dann hörte Giacobbe auf zu weinen; die plötzliche Stille ließ Farkas aufsehen.

Er stand auf und ging zu Giacobbe hinüber.

Beim Gehen hörte er seine Schritte, und ihm fiel ein, daß er schon einmal auf jemanden zugegangen war, der geschluchzt hatte und den er nicht getrostet hatte. Wann war das, fragte er sich, sind es dreißig oder vierzig Jahre her? Unmöglich, sich zu erinnern, es mußten dreißig oder mehr Jahre her sein; Daniels Bild trat ihm vor Augen, wie er auf dem Sofarand im Eßzimmer saß, nachdem er vom Arzt zurückgekommen war. Er saß zusammengekrümmt auf dem Sofarand, das schöne blonde Haar hing ihm über die Augen, und starre vor sich hin, als hörte er Farkas nicht kommen. Dann blickte er auf und sagte dumpf: »Ich werde gelähmt sein, Stefan.« Farkas blieb am Eßtisch stehen. »Was hat der Arzt gesagt?« Daniel antwortete nicht, hob nur die linke Hand sehr hoch, sah sie langsam an, versuchte, die Finger zu bewegen, es ging nicht. »Die Finger sind schon gelähmt«, sagte er. »Die Finger sind gelähmt, und langsam wird es über meinen ganzen Körper kriechen.« Farkas sagte nichts; Daniel ließ langsam die Hand sinken und begann zu weinen. Er verbarg sein Gesicht nicht und versuchte nicht, die Tränen zu unterdrücken; er schluchzte weder, noch zuckte er; er saß einfach da, umklammerte den Rand des Sofas, das Gesicht nicht verzerrt, sondern weich und heiter, als sänge er ein Lied; er sah Farkas sogar an, weder mitleidheischend noch hilfeflehdend, er sah ihn nur an, ob er noch da war. Farkas stand da und starrte Daniel an, vermochte seine Tränen nicht zu verstehen, konnte sich nicht rühren, um sich neben ihn zu setzen, seine Hand zu streicheln, ihn zu küssen oder etwas Einfaches und Harmonisches zu sagen. Er blieb vor Giacobbe stehen.

»Die Menschen werden Sie nicht vergessen«, sagte er, was sonst konnte er sagen?

Giacobbe sah auf; sein Gesicht war schrecklich verwüstet; er sah aus wie ein über großes Kind. Er wischte sich die Nase mit der Hand ab.

»Ich habe nicht um mich geweint«, sagte er.

»Das weiß ich.« Farkas setzte sich neben ihn. Er legte die Hand auf Giacobbes Schulter.

»Nicht um mich«, wiederholte Giacobbe. »Ich habe um das Dorf geweint. Sie waren so glücklich. Jetzt wird dieses Gefühl nie, nie wiederkommen. Diese Menschen können nur einmal verlieren, nur ein einziges Mal so total; sie sind für immer besiegt. Wenn eines Tages wirklich Frieden sein sollte, werden sie sich immer an den heutigen Tag erinnern.«

»Es tut mir leid«, fügte er hinzu, als wäre ihm zum ersten Mal bewußt geworden, daß er in der Gegenwart eines anderen geweint hatte. »Meine Nerven sind ziemlich überspannt. Es war alles zuviel.«

»Ich wünschte, ich hätte einen Drink für Sie«, sagte Farkas.

»Sie sind sehr lieb, Farkas«, sagte Giacobbe und sah ihn an. »Sehr lieb.«

Er stand auf.

»Ich gehe es ihnen jetzt sagen«, sagte er. »Ich sage ihnen, daß sie zurück ins Dorf gehen sollen.« Er drehte sich zu Farkas um. »Ich gehe jetzt besser. Kommen Sie mit?«

»Muß ich?« fragte Farkas.

»Nein«, sagte Giacobbe und ging hinaus.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, viel ruhiger, mit grimmiger Gefäßtheit. Sie traten hinaus auf den offenen Gang und sahen zu, wie die anderen in die Boote gingen. Die Deutschen hatten sechs kleine Ruderboote geschickt, in jedes setzten sich fünf oder sechs Männer, einer ruderte. Die Boote glitten langsam über die kabeligen Wellen, der Regen fiel sacht auf sie hinunter, auf das Dach des Badehauses, wo er ein tausendfaches, permanentes Geräusch machte, wie Hunderte von Wasserhähnen, die nachts tropfen. Das Meer war nicht mehr so ruhig wie zuvor, als Farkas gekommen war; die Wellen wurden höher am Ufer, die Flut kam, und während sie höher wurden, veränderten sie sich von Grau zu einem weißen Streifen und schwäpften gegen den Boden des Badehauses wie schwere Röcke. Das Licht verblaßte; eine gleichmäßig graue Nacht senkte sich herab. Die Bäume des Korsos verschmolzen zu einem

einzigsten spitzengesäumten Strich; hin und wieder schwankten die oberen Zweige eines Baumes. Farkas konnte einen der Panzer erkennen, der nahe dem Aufgang zur Brücke stand; ein paar Soldaten daneben beobachteten das Näherkommen der Boote.

»Es wird nicht mehr lange dauern«, sagte Giacobbe. »Gehen wir eine Weile hinein.«

In einem der Boote sah Farkas Alfieri und den Juden Foa. Wie der Rest saßen sie stumpf da und starrten vor sich hin. Alle Boote hatten inzwischen abgelegt.

Farkas wollte sagen, »Es wird mir zu kalt«, besann sich aber eines besseren.

Er spürte die Nässe seiner Sohlen und seines Mantels. Seine Hand, tief in der Tasche vergraben, berührte das Seidenfutter, das an einer Ecke aufgerissen war, und den üblichen Taschendreck: kleine Staubbällchen, Tabak und Papierfitzelchen. Auch der Rand seines Kragens wurde naß und scheuerte an seinem Hals. Er fuhr mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen entlang.

»Also dann«, sagte Giacobbe und ging langsam los. Farkas folgte ihm. Sie bogen in den inneren Gang, der ums Badehaus führte. Dort war es dunkel; Giacobbe zündete ein Streichholz an und nahm Farkas am Arm. Dessen Augen gewöhnten sich langsam; bald sah er ein schwaches Licht zwischen den Brettern der Seitenwände durchscheinen. Dann bogen sie nach links ab und gingen einen kurzen Abschnitt an der Seite, die aufs offene Meer blickte. Hier war es viel kälter. Das Meer war endlos und verlassen; kleine weißköpfige Wellen hoben und senkten sich, graugrün und endlos, verloren sich in der wogenden Reihe von niedrigen Wolken längs des Horizonts, aufgeblähte, dahinziehende Wolken, die schnell die letzte Farbe verloren. Die kreidige leere Lücke in den Wolken am Abteihügel war mit zunehmender Dunkelheit verschwunden; der ganze Himmel schien näher gerückt und hing niedrig über den hüpfenden Wellen. Farkas fühlte sich zunehmend irritiert von seinem Kragen.

Sie gingen an der mittleren Reihe der Kabinen entlang, Giacobbe etwas voraus. Der Ort verströmte die traurige Stille von etwas Verratenem und Vergessenem. Farkas dachte an den strahlenden Sonnenschein des Vormittags, die gebräunten Körper an anderen

Vormittagen, die blaue Freundlichkeit eines anderen Meeres. Dort in der Ecke, vor der offenen Tür seines Büros, pflegte Alfieri zu sitzen, gehüllt in ein riesiges Badelaken, wie ein aufgeblasener Gandhi, der sich über die Füße von weißhäutigen Städtern beugt, die er still und höflich haßt. Neben dem Sprungbrett, in einer anderen Ecke, pflegte Don Teofilo seinen Krötenleib auszustrecken; seine klagende Stimme hallte durch die Gänge, wenn er nach der Krankenschwester rief.

Jetzt, zum ersten Mal heute abend, hörte Farkas den Wind. Er kam von Norden, aus der »Sauwetterecke« bei der Abtei. Er fuhr über die Oberfläche des Meeres, schlug gegen die Wände des Badehauses und pfiff durch Ritzen und Löcher. Es war ein kalter Wind, der nach Frühherbst roch, nach toten Blättern und nassen Hügeln. Er ergriff eine alte Zeitung und trieb sie voran, dicht an Farkas vorbei, bis das Bein einer Bank sie aufhielt. Der Kragen wurde immer lästiger; er lockerte seinen Krawattenknoten und fuhr noch einmal mit dem Finger in den Kragen.

Giacobbes Schritte hallten dumpf. Er ging zum Rand, ergriff das Geländer und sah hinaus aufs unfreundliche Meer. Der Wind packte sein Haar, hob es an; mit seinem dunklen, flatternden Haarschopf sah er aus wie ein irrer Mus iker. Dann drehte er sich um und ging zurück zu Farkas.

Sein Gesicht war fast starr, wies kein Zeichen unterdrückter Gefühle auf, nur eine Art geschäftsmäßiger Entschlossenheit, als hätte er alles getan und wäre aller Sorgen ledig.

»Sie haben prächtig reagiert«, sagte er. Er sprach mit überraschender Gemütsruhe. Seine Stimme war sachlich. »Sehr vernünftig. Ich habe ihnen die Lage erklärt. Zuerst weigerten sie sich, sich zu ergeben, aber dann erklärte ich es ihnen noch einmal und befaßt ihnen, zurückzugehen. Sie waren sehr enttäuscht, daß sie nicht weiterkämpfen dürfen. Mr. Morgan fluchte auf englisch, und Foa weinte und schrie immerzu: »Ich will die erledigen, bitte, lieber, werter Herr, ich will die erledigen/ Ich beruhigte ihn. Ich sagte, es würde ihnen nichts geschehen, und erzählte ihnen was über die Notwendigkeit, die Taktik den Gegebenheiten anzupassen. Der kleine Foa erhob Einspruch, das tut er immer. Und ja, ich habe ihnen von Ihrer Rolle erzählt - wie bereitwillig Sie helfen wollten. Sie haben Beifall geklatscht.«

»Danke«, sagte Farkas und setzte sich auf eine Bank. »Könnte ich eine Zigarette haben?«

»Oh, tut mir leid«, sagte der andere. »Es sind ja Ihre. Hier, bitte.«

»Ich will nur eine«, sagte Farkas. »Bevor wir gehen.«

»Ja«, sagte Giacobbe und begann wieder, auf und ab zu gehen. »Bevor wir gehen.«

Seine Schritte hallten scharf wider. Er blieb am Geländer stehen, sah aufs Meer hinaus, drehte sich dann um und kreuzte die Arme. Seine Stimme tönte sehr kräftig, so als unterstützte ihn der Wind von hinten.

»Ich wünschte nur, Leonardo hätte hiersein können«, sagte er. »Ich bin sicher, er hätte sich besonnen, er hätte eingesehen, daß Zweifel nicht angebracht sind, daß dies das Richtige ist.«

Er kam wieder zurück. Da waren der Wind, das Meer, der Regen und die Schritte, die auf den nassen, glänzenden Bohlen dröhnten.

»Aber er wird es noch einsehen«, fuhr Giacobbe fort. »Er wird es verstehen, nur keine Sorge. Mit ein paar Worten konnte ich ihn nicht überzeugen. Worte sind nie genug. Aber er wird es noch einsehen.«

Meine Füße werden immer kälter, dachte Farkas ; mein Kragen geht mir verdammt auf die Nerven, aber ich kann Giacobbe nicht im Stich lassen und einfach gehen. Er wird keinen Priester haben; jemand muß bei ihm bleiben.

Er stellte sich vor, wie Giacobbe auf einem Stuhl sitzt, in Fesseln, und man ihm in den Hinterkopf schießt. Giacobbe setzte sich wieder in Bewegung.

»O ja, er wird es einsehen«, fuhr er fort. »Er wird verstehen, wie leicht es ist, sich in einem Labyrinth nutzloser Prinzipien und endgültiger Realitäten zu verlieren; wie leicht es ist, sich vom hübschen Muster formaler Logik verlocken zu lassen, wie angenehm, mit großen Worten zu spielen, die nichts besagen. Alles ist im Wandel begriffen, bewegt sich auf die Einheit zu, in der der Mensch lediglich die höchste Form der Wandlung in einer sich wandelnden Welt ist; der Mensch ist der Sklave seiner Chromosomen, seiner Ökonomie und seiner Reflexe, doch im Inneren dieser einst starren Atome tanzen Elektronen ein wunderschönes, unberechenbares Ballett.«

Nur zu, rede weiter, junger Mann, dachte Farkas. Du wirst keinen Priester, sondern mich als Zuhörer haben. Rede weiter und mach deinen Gefühlen Luft.

Wenn nur meine Füße nicht so kalt wären, fügte er bei sich hinzu.

»O ja, er wird verstehen«, wiederholte Giacobbe beharrlich, als wollte er sich selbst überzeugen, »und Sie auch. Sie wollten ihm helfen, dem armen, elenden, halbgebildeten Leonardo, versuchten, ihn zu überreden, die vulgäre Revolutionsarbeit aufzugeben und in eine Haltung zynischer Distanz zu flüchten. Das hat schon der arme Pyrrhus versucht, indem er Unerschütterlichkeit predigte, dieses tiefe, distanzierende Glück, das man erlangen könne, wenn man Leidenschaft und Neugier über Bord wirft.«

Nur zu, rede weiter. In fünf Minuten habe ich meine Zigarette geraucht, dachte Farkas. Dann wirst du schweigen müssen - für immer.

»Wissen Sie, Farkas« - Giacobbe kam wieder näher -, »diese Ihre Distanz erinnert mich an die Anekdote von Pietro, dem Bauern. Er klagte beim Arzt, daß er nicht essen könne. Der Arzt sagte: ›Schauen wir mal‹, und gab ihm einen Kanten Brot. Pietro verspeiste ihn in Null Komma nichts. ›Also, worüber beklagen Sie sich?‹ fragte der Arzt, ›Sie können doch bestens essen!‹ Pietro antwortete, ›Na ja, wenn es Essen gibt!‹ Wenn wir doch nur Muße und Frieden zum Unzuchttreiben und zum Philosophieren hätten. Aber die haben wir nicht; die werden wir für längere Zeit nicht haben.«

Er entfernte sich wieder. Seine Stimme kam von weiter her.

»Nein, nein, mit hochmütiger Schläue, Finessen und Frivolität geht das nicht. Der Mensch ist weder ein sexualisiertes Vieh noch eine Mischung aus Plato und dem Erzengel Gabriel. Sein Platz ist demütiger, aber sicherer, klarer festgelegt in der großen Hierarchie, irgendwo zwischen einem Stück Kohle und einer Bachfuge, und seine Aufgabe ist es, zu leben und leben zu helfen.«

Wieder kam er zurück. Wenn nur meine Füße..., dachte Farkas wieder.

»Versteht sich, daß Sie noch schwieriger sind als Leonardo«, sagte Giacobbe. »Sie sind nicht einmal daran interessiert, die Welt zu verstehen, noch weniger, sie zu verändern. Sittliche Werte

interessieren Sie nicht; deshalb ist es auch sinnlos, Ihnen zu sagen, daß Werte nicht absolut und unveränderlich sind, sondern daß sie sich mit dem Jahrhundert und mit dem Kontinent ändern! Zu seiner Zeit war Rockefeller ein ziemlicher Schuft, doch haben seine Institute Tausenden von Menschen das Leben gerettet. Nobel war ein bespielloser Wohltäter, doch hat sein Dynamit Millionen zu Krüppeln gemacht. Goethe war einer der angesehensten Menschen seines Jahrhunderts, doch versagte er Beethoven einen Kredit. Hitler liebt Blumen; Sokrates war homosexuell, und soweit ich weiß, war der heilige Franziscus von Assisi ein Anhänger der Satyriasis. Aber die Antwort auf die Dialektik ist nicht die Flucht, sondern liegt darin, sich des Haupttrends bewußt zu werden, der nun einmal der Kampf der Massen ist, die Welt in Besitz zu nehmen und sie voranzutreiben, auf jeden Fall die Konsequenz zu leben. Deshalb gehe ich nicht an Land, und Sie bleiben bei mir.«

Wenn nur meine Füße..., dachte Farkas wieder. »Wie war das?« fragte er. Er schauderte; sein Mantel fühlte sich naß an, und seine Füße waren ziemlich taub.

Giacobbe kam langsam zu ihm zurück und blieb vor der Bank stehen.

»Ich sagte, ich gehe nicht an Land« - er klang sehr freundlich und fest - »Und Sie bleiben bei mir.«

Farkas kratzte sich an der Schulter. »Was soll das heißen?«

»Wir bleiben hier, habe ich gesagt.« Giacobbe setzte sich neben ihn. »Das ist doch einfach! Verstehen Sie das nicht?«

»Nein. Natürlich gehe ich an Land, und zwar sehr bald. Besser, Sie kommen mit.«

»Wir gehen nicht«, sagte Giacobbe entschlossen. »Es ist sehr einfach. Ich habe darüber nachgedacht, nachdem ich Sie in der Kabine zurückgelassen hatte. Ich wußte, wir waren besiegt - ich weiß es schon lange. Jetzt ist das Ende gekommen, die Aufgabe, der demütigende Marsch zurück ins Dorf und die Exekution von Leonardo und mir. Es ist die Niederlage per se. Die Deutschen sind mit Panzern und Gewehren gekommen. Der Zwischenfall ist erledigt, eine kleine Episode in einem lächerlichen italienischen Dorf ist beendet. Ein paar Leute haben rebelliert, trumpften auf und wurden besiegt. Das alles ist

schon früher geschehen und geschieht wahrscheinlich gerade jetzt irgendwo anders, ohne Konsequenz, ohne Moral. Nur mit uns wird es anders sein.«

Er rutschte näher auf der Bank. Farkas sah sein müdes, nasses Gesicht. Er konzentrierte den Blick auf Giacobbes Kinn und sagte bei sich, Ich muß gehen. Er hatte jetzt Angst, aber nicht vor Giacobbe. Er hatte das undeutliche, schreckliche Gefühl, daß er, wenn er sich zu bewegen versuchte, nicht dazu in der Lage wäre. Er hob die Hand und versuchte, die Finger zu bewegen; sie waren kalt und taub, aber funktionsfähig.

»Gehen Sie nicht«, sagte Giacobbe. Seine Stimme klang leise aus so großer Nähe. »Sie dürfen nicht. *Wir* sind unbekannt und namenlos, nichts als ein Zwischenfall im Stauwasser des Krieges. Keine Zeitung würde über uns schreiben; kein Kommuniqué würde herausgegeben, keine Durchsage im Rundfunk gemacht werden. Ein kleiner Aufstand, schnell im Keime erstickt, dazu ein paar Leichen und zwei im Morgengrauen erschossene Männer. So dürfen Sie uns nicht sterben lassen. In den Bergen und Tälern sterben Tausende; ihre Uniform macht sie zu Unbekannten; es sind nicht einmal Tote, nur Verluste; Tausende sterben in Lagern und Gaskammern. Alle sterben für die gleiche Sache, aber sie wissen es nicht, so wie ich es weiß.«

»Wir gehen besser«, sagte Farkas schwach. Die Situation war ihm peinlich, so als hätte Giacobbe versucht, ihn anzupumpen. Aber die Angst saß noch in ihm.

»Farkas, bitte.« Die Stimme des Mannes war leise und tief. »Bitte, bleiben Sie. Wer würde sich an *uns* erinnern? Aber Sie sind berühmt, weltberühmt.«

»Sie sind verrückt«, sagte Farkas.

»Farkas, bitte, *bitte*«, flehte Giacobbe. »Ich weiß, ich kann Sie mit Worten nicht überzeugen; meine Gedanken sind wie Chinesisch für Sie. Ich weiß, daß San Fernando, ich und Leonardo nur eine Episode für Sie sind, bestenfalls Staffage für ein Theaterstück. Ich weiß, Sie sind an

nichts gebunden, nicht an uns, an niemanden. Aber bedenken Sie die Geste, die Haltung. Ich wäre nur ein Ziel für ein Exekutionskom-

mando. Sie könnten ein Märtyrer werden, ein Byron, wenn Sie hierblieben und sterben würden.«

»Sie sind verrückt«, sagte Farkas und sah Giacobbe in die Augen. Er fühlte sich schwach und hob leicht die Hand, um die Finger zu bewegen. »Sie haben Panzer und Gewehre und würden uns in Stücke schießen.«

»Genau«, sagte Giacobbe. »Bald wird das Boot uns holen kommen. Ich werde das Feuer auf sie eröffnen - zuerst werden sie zögern, Ihretwegen, bis sie zurückschießen müssen.«

»Gehen wir«, sagte Farkas.

»Farkas, bitte sagen Sie ja. Ich werde Sie ohnehin nicht gehenlassen. Ich bin entschlossen. Ich weiß, was ich will, und ich zwinge Sie zu bleiben, selbst wenn ich Sie erschießen müßte.«

»Ich muß gehen«, sagte Farkas.

»Farkas, hören Sie.« Giacobbe nahm ihn am Arm und zog ihn zu sich heran. »Sie verstehen mich nicht. Ich meine es todernst. Ich bin so gut wie tot, es gibt kein Entkommen. Morgen sitze ich auf einem Stuhl, und man schießt mir in den Rücken. Ich will bleiben und hier sterben.«

»Ich muß gehen«, sagte Farkas.

»Warum?«

Farkas sah weg. Sein Verstand arbeitete mechanisch, auf eingefahrenen Wegen. Er hörte seine eigene Stimme : »Mein lieber Junge«, sagte er, »mir ist kalt und elend. Ich will weder hier noch sonst irgendwo sterben. Ich muß in die Schweiz« - er sprach langsamer, dachte an Tony- »ich muß ein Theaterstück fertig schreiben, ich...«

Er spürte Giacobbes starren Blick auf sich. Er wandte dem anderen leicht den Kopf zu.

»Weiter«, sagte Giacobbe.

»Ein Theaterstück ist fertig zu schreiben«, wiederholte Farkas. »Ich will in die Schweiz, ich will weder hier noch sonstwo sterben; ich habe noch ein paar gute Jahre vor mir, ich...« Er hob wieder die Hand; seine Finger waren naß und kalt, aber beweglich.

»Ja?« fragte Giacobbe.

»Ihre Idee ist dumm. Ich will jetzt gehen«, sagte Farkas.

»Warum?« fragte Giacobbe leise.

Der Regen fiel jetzt stärker.

»Was geht Sie das an?« fragte Farkas. Seine Stimme wurde starr und mechanisch. »Ich habe es Ihnen schon gesagt! Morgen will ich in Ravenna sein.«

»Warum?« fragte Giacobbe wieder.

Farkas hatte große Mühe zu sprechen. »Weil« - er schluckte hart - »ich junge Mädchen mag, gutes Essen, heiße Bäder und Schweizer Vormittage.«

»Ist das alles?« fragte Giacobbe.

Farkas fühlte, wie das Blut langsam aus seinem Gesicht wich. Er bewegte die klammen Finger in seinen Manteltaschen; er versuchte, die tauben Zehen zu bewegen. Sein Herz schlug schnell. Vor dieser Frage werde ich ewig ungestraft davonlaufen, dachte er ärgerlich.

»Ich gehe«, sagte er scharf. Er stand auf, drehte sich um und ging langsam auf den Ausgang zu.

»Gehen Sie nicht«, rief ihm Giacobbe ohne Hast nach. »Gehen Sie bitte nicht. Ich müßte Sie erschießen.«

Farkas hörte seine Schritte hinter sich, gemächliche, freundliche Schritte. Er ging an der mittleren Reihe von Kabinen vorbei, an der Dusche und ein paar Bänken; dort war der Hocker, auf dem Alfieri zu sitzen pflegte, und dahinter sein ›Büro‹, ein dunkles Kabuff mit Handtüchern, Schlüsseln, kleinen Flaschen Sonnenöl, Scheren, einer zerbeulten Konservendose, in der Alfieri sein Essen kochte, und etwas Käse auf einem der oberen Regale. Man mußte, bevor man hereinkam oder wieder hinausging, durch diese dunkle Kabine gehen.

Er beschleunigte seine Schritte. Er drehte sich nicht um.

»Farkas«, rief Giacobbe. Er war im Begriff, ihn einzuholen. Ich muß gehen, dachte Farkas. Er ist verrückt. Jetzt rannte er fast. Er war überrascht, daß er mit Leichtigkeit rennen konnte. Ein angenehmes Gefühl; er atmete gleichmäßig, als bereitete er sich auf einen langen Lauf vor. Er war fast am Kabuff angekommen.

»Farkas!« rief Giacobbe ihm nach.

Schaff es bis zur Brücke und schrei um Hilfe, sie würden ihn hören können am Ufer, dachte Farkas. Sein Atem ging gleichmäßig; er könnte sogar versuchen, noch schneller zu laufen. Er war seit Jahren nicht gelaufen.

»Farkas, stehenbleiben!« rief Giacobbe. Er war dicht hinter ihm. »Sie entkommen mir nicht.«

Farkas trat schnell in Alfieris Büro, drehte sich kurz um und sah Giacobbe an den Kabinen entlanggehen, sein schwarzes Haar flatterte im Wind. Und er sah, daß Giacobbe einen Revolver in der Hand hatte. Es ist eine Frage der Zeit, dachte Farkas. Nur eine Frage der Zeit. In der Ecke stapelten sich Handtücher. Die Regale waren leer: Alfieri mußte seine Habseligkeiten mitgenommen haben. Versteck dich in einer der Kabinen, bis die Deutschen kommen. Er blieb einen Moment stehen und lauschte seinem Atem, er war immer noch gleichmäßig. Giacobbes Schritte waren direkt vor der Tür. Er zögerte einen Moment, hastete dann weiter, öffnete die Eingangstür und trat hinaus ins Vestibül. Durch die Fenster konnte Farkas die zerstörte Brücke sehen, die unaufhörlich hin- und herschwankte. »Farkas«, kam wieder der Ruf. Er bog links ab und fing, leichfüßig an zu rennen, hielt seine Hände, zu Fäusten geballt, an der Brust, wie er es - wann? - vor dreißig oder vierzig Jahren getan hatte, als er mit Daniel über die staubigen Schulhöfe sprintete. Er lief leicht und behende und freute sich daran. Ich bin leichfüßig, dachte er. Wenn er mich sehen könnte! Aber er dachte an niemand Besonderen. Hinter ihm ging die Tür auf: Giacobbe folgte ihm, wenn auch ein ganzes Stück zurück. Eine Frage der Zeit, dachte Farkas. Der Gang war etwa 12 Meter lang; er würde den inneren Gang, der durch die Nebengänge dunkel und kompliziert war, erreichen müssen, sich in einer dunklen Kabine verstecken und warten, warten.

Langsam wurde sein Körper schwer. Ist doch klar, daß ich das nicht durchhalte, dachte er und lief schneller. Da! Er kam an die dunkle Ecke und bog ab. Hier war es nachtschwarz, viel dunkler als vorher, als er mit Giacobbe hier entlanggekommen war. Einige Sekunden sah er nichts, aber langsam tauchten feine Lichtstreifen aus der Dunkelheit auf: Abendstrahlen, die langsam in die Nacht übergingen. Hinter ihm, als er einen Moment den Kopf drehte, war das bleiche, helle Rechteck einer Öffnung, die auf das Meer und das Ufer hinausging. Er rannte

weiter, blieb dann stehen und lauschte. Die Schritte kamen gemächlich näher. Er zögerte kurz, öffnete dann die nächste Tür und lugte hinein: Es war eine der kleinen Kabinen, dunkel und formlos, mit einem schwachen graugrünen Schimmer auf den Bodenbrettern, dem Graugrün der Wellen, die jetzt ruhiger waren. Schnell ging er hinein, schloß die Tür hinter sich und wartete.

Langsam kamen die Schritte auf dem Holzboden näher. Giacobbe war noch etwa 20 Meter entfernt; er konnte nicht sehen, durch welche Tür Farkas gegangen war. Der lauschte: nichts als die langsam, gleichmäßigen Schritte, ohne Hast oder Unmut, fast dahinschreitend, selbtsicher. Dann wieder die Stimme:

»Farkas!«

Er hielt ein paar Sekunden den Atem an und lauschte, an die Wand gelehnt. Die Schritte waren ein paar Meter entfernt. Eine Frage der Zeit, dachte er. Das ist alles. Selbst wenn er mich entdeckt, könnte ich noch Zeit schinden.

»Farkas!« Die Schritte hielten an.

»Farkas, ich finde Sie«, rief Giacobbe laut. Also wußte er nicht, daß er so nahe war.

»Farkas, bitte..«

Giacobbe öffnete eine Tür, wartete und schloß sie wieder. Die Schritte gingen weiter. Farkas sah durch einen engen Spalt zwischen zwei Brettern, konnte aber nichts erkennen. Wieder die Schritte; eine andere Tür ging auf, schloß sich, dann noch eine.

»Farkas!«

Die Schritte machten kehrt und kamen zurück in seine Richtung. Jetzt öffnete Giacobbe eine Tür etwa vier, fünf Kabinen weiter. Eine Frage der Zeit, dachte Farkas ; plötzlich fühlte er sich ganz schwach: Eine kalte, saure Übelkeit überkam ihn, er tastete sich zur Bank und setzte sich. Die kalte, saure Schwäche kroch von seinem Magen nach oben, zum Rückgrat, zum Genick und zur Kehle; seine Finger waren klamm und kalt. Sternchen zuckten ihm vor den Augen. Er strich sich über den Hinterkopf und konnte ein Aufstoßen nicht unterdrücken. Ich hätte nicht so rennen sollen, dachte er. Jetzt wird er mich finden. Er kniff die Augen zusammen und fuhr sich mit der Zunge über die

Lippen. Eine weitere Tür wurde geöffnet und geschlossen, ziemlich nah, aber er konnte nicht sehen, wie nah. »Farkas«, sagte die freundliche Stimme einladend. Die Schwäche breitete sich auf seine Glieder aus ; er stieß die Luft aus, stöhnte und fummelte nach einem Taschentuch; sein Haar fühlte sich klamm an, und sein Kragen - sein Kragen war das schlimmste ; er lockerte die Krawatte, knöpfte das Hemd am Hals auf und fuhr mit der Hand um seine Kehle. Seine Füße fingen an zu prickeln, aber die Sternchen verschwanden eines nach dem anderen. Er blinzelte wieder, als sacht seine Tür aufging»Farkas«, sagte die freundliche Stimme. »Sind Sie da?«

»Ja«, sagte er. »Lassen Sie mich zufrieden. Mir ist schlecht.«

»Kommen Sie bitte heraus«, sagte Giacobbe. »An die frische Luft.«

»Hören Sie, Giacobbe« - er versuchte aufzustehen, mußte es ein zweites Mal probieren. Er fühlte sich jetzt ehr schwach; er griff an die nassen Wände, um Halt zu finden. »Hören Sie, Giacobbe«, wiederholte er.

Er fühlte, wie Giacobbes Hand seinen Arm berührte, ihn freundlich packte und ihn hinaus auf den Gang führte.

»Sie hätten nicht wegläufen sollen«, sagte Giacobbe. »Ich werde Ihnen nichts tun.«

Er führte Farkas den dunklen Gang entlang; am Ende sah er das große, graue Rechteck der Öffnung. Sie gingen langsam. Die Übelkeit war jetzt in seiner Kehle; er hatte Angst, sich übergeben zu müssen; langsam traten die Geräusche zurück, und die Welt fühlte sich gedämpft und sauer an, als wäre er anästhesiert, zählte bis zwölf, dreizehn, vierzehn, brachte dann die Zahlen durcheinander und sagte sechzehn, achtzehn, siebzehn, zwölf, dreiundzwanzig.

»Hören Sie, Giacobbe«, murmelte er. »Lassen Sie mich gehen, mir ist schlecht. Es ist sinnlos, mich hier festzuhalten.« Er fürchtete, daß Giacobbe ihn nicht richtig hören könne, daß er seine Sätze durcheinanderbrachte. Er bemühte sich, seine Stimme zu erheben. »Ich tue für Sie, was ich kann. Ich werde mit den Deutschen sprechen. Ich werde... ja, ich werde ein Stück über Sie schreiben, wenn Sie wollen.« Er wußte, daß der letzte Teil seines Satzes form- und sinnloses Gemurmel war. »Es wäre viel nütz... nützlicher« - versuchte er es wieder - »nützlicher.«

»Schon gut«, sagte Giacobbe. »Es gibt Zeiten, in denen das einzig Nützliche der Tod ist.«

Farkas spürte, wie Giacobbe stehenblieb.

»Haben Sie Angst, Farkas?« fragte er.

»Ja«, sagte Farkas. »Und Sie?«

Die kalte Übelkeit wich aus seinem Kopf und kroch wieder hinunter in seinen Magen. Er spürte, daß er wieder etwas klarer wurde.

»Ich auch«, sagte Giacobbe.

Farkas spürte Giacobbes kalte, trockene Hand auf seiner Stirn; es war wunderbar, diese kalte, trockene Hand zu spüren. »Danke«, sagte er. Die Hand strich sanft über seine Stirn, seine Wange, sein Haar, sanft und zart, mit großer Freundlichkeit; die Übelkeit wich, und Farkas hätte am liebsten diese Hand geküßt. Er lehnte sich an die Wand; die Hand war so kalt und trocken und freundlich. Eine Frage der Zeit, dachte Farkas.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Giacobbe. Farkas merkte, daß er sich bewegte, dann kam ein scharfer, schneller Stoß: Er sah einen Lichtblitz und hörte den peitschenden Knall einer Pistole. Fast sofort fühlte er nasse Wärme um seinen Magen, eine süße, nasse Wärme, die sich langsam ausbreitete. Die Übelkeit war verschwunden. Er spürte keinen Schmerz; er war sehr, sehr müde. Gleich falle ich in Ohn-acht, dachte er.

»Ich setze mich besser«, sagte er, überrascht, von wie weit her seine Stimme kam.

Giacobbes Hand stützte ihn unter dem Arm.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte er.

»Nein«, sagte Farkas. »Ich würde mich nur gern setzen.«

Giacobbe lehnte ihn an die Wand, bückte sich dann und hob von irgendwo eine Decke auf. Farkas blinzelte und sah, daß sie am Eingang waren. »Hier«, sagte Giacobbe. Farkas hatte Angst, daß die nasse Wärme plötzlich herausspritzen würde, wenn er sich bückte. Giacobbe half ihm, rückwärts an der Wand hinunterzugeleiten. Sekundenlang spürte er einen reißenden Schmerz, der aber wieder verschwand. Er saß an der Wand, gestützt von der Ecke. Giacobbe faltete die Decke auseinander und wickelte ihn ein.

»Geben Sie mir eine Zigarette«, sagte Farkas.

Giacobbe steckte ihm eine Zigarette in den Mund und hielt ihm ein Streichholz hin. Dann setzte er sich in den Eingang. Farkas sah vor sich ein Maschinengewehr.

»Können Sie das Wasser von hier aus sehen?« fragte Giacobbe.

»Ja«, sagte Farkas.

Langsam breitete sich die Wärme aus. Er fühlte sich behaglich, warm und dankbar, denn seine Übelkeit war verschwunden, seine Füße waren warm, und sein Kragen scheuerte nicht mehr. Sich in die Ecke schmiegender, kam eine große Ruhe über ihn, als er Giacobbe still und aufmerksam neben dem Maschinengewehr kauern sah. Er fühlte sich, als hätte er eine Dosis Morphium in sich: Der Schmerz des Lebens war verschwunden; seine Haut fühlte sich an, als wäre sie von einer mütterlichen Hand in weiche Baumwolle gehüllt worden, als schmiegte sie sich ohne Ecken und Kanten in einen großen, weichen, kreisförmigen Raum, wo er sich in alle Richtungen ausdehnen und trotzdem an nichts Hartes stoßen würde. Die Wärme um seinen Bauch strömte durch seinen ganzen Körper, erfüllte ihn mit Leichtigkeit. Ja, sein Hirn klarte auf; es war, als zögen Wolken durch seinen Kopf, treibende Wolken, die einen klaren und festen Hintergrund enthüllten, einen geschäftigen, ziehenden, farbigen Hintergrund. Er versuchte, die Finger zu bewegen, es ging nicht.

Jetzt ist die saure Übelkeit im Kopf verschwunden keine schweißigen Hände mehr ich kann die Finger nicht mehr bewegen - vor gar nicht langer Zeit ging es noch aber jetzt nicht mehr mal sehen

Meine Füße sind jetzt sehr warm sehr warm und ich kann die harten nassen kalten Sohlen nicht mehr spüren - Giacobbe hat seine Decke um mich gelegt Giacobbe der auf mich geschossen hat deshalb ist es das Ende wie man sagt wie wer sagt jetzt ist es sinnlos in Anführungszeichen über sie zu sprechen wer immer sie sind

Schnell ich muß sehen ob etwas zu tun ist ob ich etwas vergessen habe Tony Tony Tony ist begraben Tony ist oben im Dorf unter den Hügeln begraben mit vielen Italienern arme Tony ganz allein selbst jetzt noch ohne Freund und Beschützer ich habe sie nicht wirklich geliebt nicht wirklich es war Mitleid dieses Gefühl das ich immer gehaßt habe weil die Frauen es immer mißbrauchen immer aber Tony

nicht Tony war echt Tony war es wert ich hätte sie mit nach Genf nehmen können in eine Villa am See und ihr Selbstvertrauen und Glück geben können Glück sinnlos nachzudenken was Glück ist

War ich glücklich wann war ich glücklich ich könnte fünf zehn Gelegenheiten aufzählen zum See zu laufen welcher See muß der Balaton gewesen sein ja natürlich der Balatonsee Vater war dort Mutter noch am Leben große weiße Villa der Koch war mitgekommen kochte im Hinterzimmer an einem offenen Herd und Daniel und ich gingen vor dem Mittagessen zu ihr die große Köchin war rot im Gesicht von der Hitze wir baten sie um Pfannkuchen sie machte herrliche Pfannkuchen mit Aprikosenmarmelade wir aßen die Pfannkuchen auf dem Hof und schliefen dann nach dem Mittagessen in einem großen Zimmer das ich mit Daniel teilte lagen nackt auf den Betten und schliefen bis fünf und nebenan las Vater die Zeitung aber er nickte ein und wir entdeckten ihn mit der Zeitung über dem Gesicht die ihn vor den Fliegen schützte

Was noch was noch wie war der Name mal sehen der Name des Mädchens mit dem ich glücklich war wie war der Name ich weiß ja ich kenne den Namen o ja Elsa irgendeinen slowakischen Namen hatte Elsa sie war irgendwie ein Luder ja aber junge Männer haben einen Hang für Luder große blonde Revuetänzerinnen Elsa eines Abends als wir an der Donau entlanggingen machte sie mich eifersüchtig mit wem erinnere ich nicht ach ja Radeczki der Journalist starker großer Kerl sehr guter Dichter starb im letzten Krieg in Galizien sie machte mich eifersüchtig sagte aber dann daß Radeczki ihr gleichgültig sei und wir setzten uns auf die unteren Stufen am Fluß und ich küßte sie ein sanfter Frühlingsregen fiel und benetzte mein Gesicht während ich Elsa wie war noch gleich der Name küßte - ihr Mund wie der Regen

Sehr dunkel jetzt

Was noch schnell was noch was noch - erstes Stück das erste Stück schrieb ich in Wien ach ja in der Nähe der Rotenturmstraße in einer Mansarde Vater schickte Geld damit ich studierte aber ich schrieb statt dessen ein Theaterstück eines Tages erschien Vater böser Auftritt ich zeigte ihm das Stück es gefiel ihm nicht ich mißte wieder nach Hause gab das Stück aber dem alten Balogh - in derselben Nacht schickte er einen Boten der kleine Bote klopft an die Tür Mutter ließ ihn ein der kleine Bote brachte eine kleine Botschaft vom alten Balogh

mein Stück gefiel ihm am nächsten Vormittag ging ich zu ihm trug einen neuen Anzug einen neuen taubengrauen Anzug weiß noch wie ich in unserer Halle vor dem Spiegel stand und meinen neuen taubengrauen Anzug betrachtete mein Haar war in der Mitte gescheitelt trug schon ein Monokel hatte Spazierstock und Gardenien im Knopfloch nahm ein Taxi zum alten Balogh der große alte Balogh küßte mich ging mit mir ins Café Newyork, um mich den Kritikern vorzustellen hier sagte er ist ein neues Genie unseres Theaters ach sinnlos abzurechnen

Sinnlos abzurechnen

Nicht viele Momente nicht viele Momente - irgendwann eine lange kalte Fahrt in Deutschland die Ankunft nach einer langen Fahrt ein warmes Mahl im Adlon und wer war die Wiener Sängerin rosig albern und heftig die unerwartet in mein Zimmer kam es gab nicht viele unerwartete Momente wußte immer was geschehen würde wußte immer konnte immer abschätzen oft bereitete ich meine kleinen Glückseligkeiten vor bereitete sie sorgsam vor wie die Handlung eines Stücks alles so gut wie irgend möglich vorbereitet Dekoration Schweizer Seen Südfrankreich Tirol Toskana beste Dekoration bestes Essen und die richtige Temperatur von Champagner und Frauen sorgsam ausgedacht sorgsam vorbereitet mal sehen mal sehen sinnlos abzurechnen

Sinnlos die Vergangenheit abzurechnen sinnlos was habe ich noch vergessen was gibt es noch schnell zu tun nicht viel Zeit es wird dunkel bitte schnell was noch - habe meine Rechnung bezahlt nein habe meine Rechnung nicht bezahlt wen kümmert es was ist mit dem Geld nun ja Geld in Amerika wieviel weiß ich nicht vielleicht zweihunderttausend werden an Daniel und Anna gehen hoffentlich gibt es keinen Ärger damit habe kein Testament gemacht kein Testament aber Daniel ist der nächste Verwandte Daniel und Anna was werden sie sagen wenn sie eines Morgens erfahren morgens kommt die Morgenzeitung heraus Schlagzeile oder wird es keine Schlagzeile Stefan Farkas getötet - Daniel wird es lesen Anna wird es lesen wer wird den Nachruf schreiben wahrscheinlich Rubin die Ratte hat mich nie gemocht immer Ibsen Shaw O'Neill zitiert um zu beweisen daß er mich nicht mochte er wird eine lange Spalte schreiben mein Name schwarz eingerahmt Reden werden gehalten

vielleicht eine Straße nach mir benannt werden welche Straße welche Straße

bitte welche Straße würde mir gefallen - das Gäßchen auf dem Gelierthügel in voller Blüte im Mai wer wohnte dort wer wohnte dort einmal vor langer Zeit war ich dort mit wem ach ja Maria die kleine Maria hübsche dunkle Augen wir setzten uns auf eine Bank ich las ihr Gedichte vor das letzte Mal daß ich Gedichte schrieb war als Maria mit mir durch diese Gasse ging

Was ist das

In dieser Gasse habe ich Maria geliebt habe ich Gizella geliebt und andere warte mal hätte ich ohne sie leben können natürlich aber habe ich überhaupt jemanden geliebt habe ich Maria geliebt nein Gizella nein andere nein Tony nein - habe ich Anna geliebt Anna mit dem Staubgesicht Anna wir haben wenig miteinander geredet sie war Daniels Verlobte als sie mit mir geschlafen hat sie muß mich mehr als Daniel geliebt haben sie hätte es nicht tun können wenn sie mich nicht mehr geliebt hätte aber sie hat Daniel geheiratet - gut für Daniel sie passen zueinander ich hätte ihr weh getan sie war zu zerbrechlich ein zartes kleines Herz hatte sie sie errötete oft sie wäre nicht glücklich mit mir gewesen ich wäre grob zu ihr gewesen Daniel war nie grob sie hat Daniel geheiratet obwohl sie wußte daß er gelähmt sein würde sie wußte daß ich erfolgreich war immer besser gekleidet als Daniel immer erfolgreicher keine Leitung hat über ihn berichtet er wohnte in einer verkommenen alten Wohnung und übersetzte ach ja der arme Daniel nein man kann ihn nicht ständig abtun ich versuche ihn abzutun ab jemand der nicht wichtig ist er ist es aber ist es ist es wo immer ich war was immer ich geschrieben habe ich habe es für ihn getan um es ihm zu beweisen Ich kann es zugeben ohne Scham ich habe es für ihn getan ich wollte daß Daniel versteht ich wollte daß er meinen Namen in großen weißen Lettern über dem Josefstadter Theater und der Komischen Oper und der Shaftesbury Avenue sieht wollte daß Daniel die Kritiken liest habe ihm immer ein paar Kritiken geschickt mit einer zynischen Anmerkung aber ich wollte daß er versteht - so ist es nämlich man schreibt für einen einzigen Menschen nicht für das Publikum oder Geld nicht für Fremde oder Kritiker

Nur für einen einzigen

Ich weiß daß er mein Zeug nicht mochte oh das weiß ich das macht nichts o doch es macht was es hat mich geärgert warum habe ich dieses dumme Religionsdrama geschrieben wer sprach noch neulich darüber ach ja der Abt was für ein Fiasko warum habe ich es geschrieben natürlich wegen Daniel um ihm zu beweisen daß ich solche Stücke schreiben kann um es ihm zu zeigen zu zeigen er schrieb kurzen Brief zurück wie beeindruckt er sei ich weiß er war es nicht wahrscheinlich wußte er die ganze Zeit die ganze Zeit daß das was ich tat Jur ihn bestimmt war er wußte es wollte es aber nicht ansprechen er wollte daß ich es sage er wollte daß ich es zugebe Daniel mein lieber Daniel das habe ich für dich geschrieben - ich habe es nie gesagt aber er hat es erwartet nur habe ich es ihm nie gesagt und werde es auch nie sagen Daniel sitzt jetzt in einem Sessel Giacobbe am Maschinengewehr würden sie sich mögen ja sie würden einander besser verstehen als ich die beiden - was hätte Daniel heute abend getan er hätte gekämpft er hätte nicht kämpfen können er ist ein Krüppel a kann nicht rennen wie ich heute abend er hätte Leonardo und den Abt nicht besuchen können und Tony nicht helfen können - habe ich Tony geholfen nein ich hätte es in der ersten Nacht tun sollen statt herumzuspielen mit Worten zu spielen Theater zu spielen sie runterzumachen sie aufzuziehen ihr klarzumachen daß es nicht der Mühe wert sei sie zu überzeugen wie ich Leonardo überzeugt habe arme Tony ich hätte sofort gut zu ihr sein sollen sie brauchte mich vielleicht brauchte ich sie auch und wir hätten nach Genf gehen und glücklich sein können aber ich habe herumgespielt - Daniel hätte sie nur mit diesen Augen angesehen und sie hätte das Gefühl gehabt daß er ihr wirklich helfen wolle er hätte nicht mit Worten gespielt er hätte nicht können er kann nicht sprechen er ist verkrüppelt er kann nicht sprechen nur schauen

Das Brüsseler Manneken

Was noch was noch bitte schnell es ist jetzt sehr dunkel Giacobbe schnell wie warm es mir vorkommt sonniger Tag wie warm war noch nie so warm wie ein heißes Bad schnell Giacobbe noch etwas zu erledigen - keine Rechnungen sind zu zahlen keine Koffer zu packen keine Fahrscheine zu kaufen nichts mehr kein Haareschneiden mehr kein Rasieren keine Pillen am Morgen keine Ärzte und Schneider und Agenten keine Produzenten Premieren ich habe frei heute abend frei

diese Woche nichts zu tun keine Verabredung keine Steuern und Schecks keine Taxis und Schuhlöffel und Fahrstühle und Manschettenknöpfe keine Restaurants und Lichter nichts ich kann mich diskret auf französisch empfehlen psst einfach leise hinausschleichen wie einmal als Daniel an Mutters Brust saugte oder ist da noch etwas anderes

Schnell Giacobbe o ja natürlich Schreibblock Schreibblock habe dieses Stück nie geschrieben wollte es Daniel so dringend zeigen daß ich über mich schreiben kann wenn ich will ach ja natürlich ich hätte fast den Schreibblock vergessen darf ihn nicht vergessen sobald diese kleine Dunkelheit temporäre Dunkelheit einfach vorübergehende Dunkelheit vergeht sobald der sonnige Tag sonnig bleibt sobald wie möglich muß ich zurück zurück und es fertig schreiben um es Daniel zu zeigen wovon handelt das Stück wovon handelt es schnell Giacobbe

Wovon handelt es

Ach ja alter Mann wie vertraut wie vertraut

Aber ich kann mich nicht erinnern

macht nichts

Wenn ich gleich ins Hotel zurückgehe werde ich den Schreibblock nehmen steht schon alles drin muß nur überarbeitet werden vielleicht ein oder zwei Szenen umstellen ja weiter nichts eine Stenotypistin kann es abschreiben ja in einer Woche wird es fertig sein es muß nur ein bißchen überarbeitet werden und dann kann ich es Daniel schicken ja habe ihm nie direkt ein Stück geschickt er kann es jetzt überarbeiten das wollte er immer er wollte immer helfen und ich habe ihm eigentlich nie geholfen ich habe Tony Leonardo Giacobbe nicht geholfen nein schnell jetzt ich werde das Stück Daniel schicken nur muß ich es natürlich noch fertig schreiben jetzt erinnere ich mich es ist noch nicht ganz fertig es wird noch ein wenig dauern Daniel nicht sehr lange sobald es dämmert kann ich es fertig schreiben ich glaube es wird ganz leicht sein ich brauche auch noch einen guten Titel ich hatte einen Titel ich hatte einen Titel o Gott ich weiß ich kann erst anfangen wenn ich einen Titel habe entschuldige ich kann nicht wie war er noch Giacobbe schnell schnell dann schicken wir es per Luftpost Eilboten zu Daniel damit er es überarbeitet große Premiere ihr werdet alle da sein Giacobbe der kleine Benito Leonardo Tony

alle werden kommen alle werden kommen wie ein einziges großes Ensemble Ensemble Giacobbe natürlich alle Gefährten Gefährten natürlich wie dumm ich hätte es wissen müssen wie dumm es zu vergessen wie konnte ich es nur vergessen wie dumm Gefährten Gefährten zur linken Hand.

»Gefährten zur linken Hand«, sagte er laut. »Natürlich.«

»Wie war das?« Giacobbes Stimme klang besorgt und weit weg.
»Wollen Sie etwas?« Er wandte sich um und wickelte Farkas' Füße sanft in die Decke.

»Gefährten«, sagte Farkas. »Gefährten zur linken Hand. Natürlich.«

»Was für Gefährten?« fragte Giacobbe.

»Der Titel«, sagte Farkas.

»Was für ein Titel?« fragte Giacobbe sanft.

Dummer Giacobbe. Er schloß die Augen und hörte entfernt ein Herz. Eins-zwei-drei-vier, zählte er. Er war im reinen mit sich, denn jetzt wußte er, daß er endlich würde anfangen können zu arbeiten.

»Da kommen sie«, sagte Giacobbe.

VOM INFERNO INS PURGATORIUM

Nachwort zu George Taboris Roman

»Gefährten zur linken Hand«

George Tabori schrieb den Roman »Gefährten zur linken Hand« im November des Jahres 1943 auf dem Sonnendeck jenes überfüllten Schiffes, das, begleitet von alliierten Kriegsschiffen, im ersten offenen Konvoi durchs Mittelmeer rund 5000 Menschen, Flüchtlinge vor allem, von Nordafrika über Algier und Gibraltar nach Liverpool brachte. Tabori war damals 29 Jahre alt. Er kam aus Kairo, wo er als Captain Turner im Auftrag der Briten an einer Rundfunkstation der BBC mit Abhöraufgaben und Propagandasendungen betraut war.

Britische und amerikanische Truppen waren schon im November 1942 in Marokko und Algerien gelandet, hatten die Deutschen erfolgreich bekämpft und waren zur Großoffensive übergegangen. Reichspropagandaminister Goebbels hatte am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast den totalen Krieg ausgerufen, nachdem die 6. Armee wenige Tage vorher in Stalingrad kapituliert hatte. Im Mai 1943 mußte auch das Deutsche Afrikakorps unter General Rommel in Tunesien kapitulieren. Am 25. Juli wurde in Italien Mussolini nach einem Mißtrauensvotum des Großen Faschistischen Rates gestürzt, nachdem die Alliierten auf Sizilien gelandet waren. Mussolini wurde auf Befehl des italienischen Königs gefangengenommen. Die neue italienische Regierung Badoglio gab auf, als auch bei Salerno alliierte Truppen ins Land kamen. Deutsche Soldaten befreiten Mussolini am 12. September, als sie Teile Italiens besetzten. Mussolini stand mit seinen Anhängern weiter auf deutscher Seite und gründete die Repubblica Sociale Italiana, eine von Hitler abhängige Gegenregierung im politischen Chaos des Landes.

Das ist die konkrete politische Situation, die den auf englisch geschriebenen Roman grundiert.

Er ist Taboris zweites Buch, nach »Beneath the Stone the Scorpion« von 1945 (auf deutsch unter dem Titel »Das Opfer« 1996 bei Steidl

erschienen). »Companions Of The Left Hand« erschien erstmals 1946 bei Boardman in London und noch im selben Jahr bei der Houghton Mifflin Company in Boston, diese Ausgabe lag der Übersetzung zugrunde. Der Roman war vor allem in den USA erfolgreich, wie Jan Strümpel in seinem »Text und Kritik«-Essay »Flucht vor der Erinnerung« darlegt, er wurde als Band 1210 in die Reihe »Armed Services Editions« aufgenommen, die zwischen 1943 und 1947 die amerikanischen Streitkräfte in Übersee mit Büchern versorgte und eine hohe Auflage garantierte.

George Tabori hat den Roman seinem Vater Cornelius gewidmet. 20 Jahre später schrieb er für ihn auch das KZ-Stück »Die Kannibalen«, das Tabori 1969 in Deutschland auf einen Schlag berühmt gemacht hat. Cornelius Tabori wurde in Auschwitz ermordet, wurde als Jude Opfer der mörderischen Lebensumstände, die die Deutschen über große Teile Europas und insbesondere die jüdische Bevölkerung gebracht haben. Es sind die gleichen Lebensumstände, in die auch die Hauptfigur des Romans verstrickt ist und aus denen auch sie nicht mehr herausfindet. Aber noch nicht die jüdische Existenz zwischen Sein und Nichts (Sartre) und Taboris abgründigen Scherzen der Verzweiflung steht hier im Mittelpunkt, sondern der Einbruch des Lebens in die Sphäre eines Menschen in der Krise, der sich sein Leben nach den eigenen engen Bedürfnissen, Verdrängungen und Wahrnehmungen weitgehend zugestellt hat. Als erfolgreicher Dramatiker schreitet er die Oberflächenreize des Geschlechterkampfes aus und sieht sich auf der Suche nach sich selbst und der verlorenen Zeit plötzlich realen und gefährlichen Machtkonstellationen gegenüber. Er gerät zwischen die Ideologien und wird brutal gezwungen, sich selbst neu zu erden. Was ihn nicht rettet.

Wie schon dem ersten Roman, steht auch diesem ein Motto voran. Es ist der 56. Sure des Korans entnommen, in der von der plötzlich hereinbrechenden Stunde des Gerichts die Rede ist. »Die Companions of the left hand werden am Jüngsten Tag auf der linken Seite von Gott sein, das sind die bösen Buben...« sagte Tabori mal in einem Gespräch. Im Koran werden die Gefährten zur linken Hand als unselig bezeichnet, als Irrende und Leugner, die in großem Frevel verharren, die nicht glauben wollen, dem Tod geweiht sind - jenen droht »Bewirtung von siedendem Wasser und Brennen im Höllenpfuhl«. Im

Gegensatz zu den Gefährten der rechten Hand, die selig sind und als Reine den »Herrn der Welten« berühren dürfen.

Das Motto und der aus ihm abgeleitete Titel beziehen sich auf jene, die im Spannungsfeld zwischen Himmel und Hölle dem Leben ausgesetzt sind, ob sie wollen oder nicht. »Gefährten zur linken Hand« ist der Roman eines Unbeteiligten, der am Ort unbeschwerter Vergangenheit, in Italien, weder den kriegerischen Ereignissen noch sich selbst entkommt. Darin ist er, Stefan Farkas, Camus' Meursault in der Erzählung »Der Fremde« ähnlich. Vorbild für Stefan Farkas, die Hauptfigur in Taboris Roman, ist der jüdisch-ungarische Dramatiker und Feuilletonist Ferenc (Franz) Molnár, der für seinen bürgerlichen Liberalismus berühmt war und mit seinem bekanntesten Stück »Liliom« von 1909, jener »Vorstadtlegende in sieben Bildern und einem szenischen Prolog«, den für Taboris Werk so typischen Dualismus von Gut und Böse, von Haß und Liebe, von Opfer und Täter exemplarisch auf die Bühne brachte. Die unbeabsichtigte und unfreiwillige Verstrickung in die menschlichen, sozialen und politischen (Kriegs-) Ereignisse in San Fernando an der Adria machen auch aus Farkas einen Gefährten der linken Hand, weil er in seiner von Bindungen und Verantwortungen weitgehend losgelösten, freien Existenz dennoch schuldig wird. Man kann hier wortwörtlich das übernehmen, was auf der Rückseite der Taschenbuchausgabe von Camus' »Der Fremde« steht: »Im Scheitern seiner scheinbar absolut freien Existenz erfährt er, daß Leben Mitleben heißt.« Und dieses Mitleben ist immer auch Mitverantwortung, hier, wie schon im ersten Roman, ein tödlicher Erkenntnisprozeß. Das Buch entfaltet ein ganzes Spektrum existentialistischer Fragestellungen, es stellt deutlich auch die soziale und die religiöse Frage und ist gespannt zwischen Leben und Tod. Der in San Fernando einfahrende Zug gleicht einem Leichenwagen, der Regen fällt auf Zypressen und Gräber - schon der erste Satz spielt mit dem Gefälle zwischen den Gegensätzen. Und was als Rückkehr in die Zukunft des Helden gedacht ist, der in der blühenden Landschaft wuchernder Erinnerungen Ekel und Angst ablegen, Kraft und Selbstvertrauen auftanken will, zeigt sich von Beginn an in morbidem Grau, als heruntergekommen, brüchig und zerschlissen, als dekadent, kränkelnd, häufig dem Tod näher als dem Leben: Zwischen Faschismus und der von weiten Teilen der

Bevölkerung getragenen Hoffnung auf ein Ende des Krieges und Befreiung ergötzen sich die bourgeoisen Bürger und deutschen Besatzer beim Palavern, Nichtstun und Kartenspiel auf den Terrassen der Hotels. Tabori lässt an seinen Sympathieträgern keinen Zweifel: Es sind die Fischer, die Bauern, die Handwerker, die Arbeiter, die Arbeitslosen und ihre Frauen, jene Armen und am Existenzminimum hart Arbeitenden, um deren Seelenheil sich weder die katholische Kirche noch das bürgerliche Unterhaltungstheater eines Stefan Farkas kümmert. Es sind die, auf deren Rücken sich Geschichte austobt, die verzweifelt um ein Minimum an Perspektive kämpfen und als Erfahrung aus der Geschichte der sozialen Bewegungen auf den Kommunismus setzen und dafür ihr Leben riskieren.

Die Romanhandlung spiegelt sich vielfach in literarischen Vorbildern, die im Roman auch Erwähnung finden. Stefan Farkas und seinen Gegenspieler Giacobbe in ihren divergierenden ideologischen Positionen erkennen wir in den beiden Protagonisten von Flauberts »Bouvard et Pécuchet« wieder. Wer neben Taboris Roman die »Pensées« von Pascal liest, wird auf eine ganze Reihe von Anspielungen stoßen: »Da die Menschen nicht Tod, Elend und Unwissenheit heilen konnten, sind sie, um sich glücklich zu machen, darauf verfallen, nicht daran zu denken.« (Pascal) Und daß ausgerechnet der todkranke, zwei Jahre jüngere Bruder von Stefan Farkas, Daniel, Dantes »Göttliche Komödie« übersetzt und vermutlich im Abschnitt »Purgatorium« an sein Lebensende kommen wird, das ist bereits von jenem abgründigen Witz, mit dem wir Jahrzehnte später in den Theaterstücken und Essays von George Tabori häufiger konfrontiert worden sind.

Die vier wichtigsten Romane George Taboris liegen nach rund 50 Jahren nun erstmals auf deutsch vor. Sie ergänzen das ohnehin schon umfangreiche Lebenswerk dieses im hohen Alter noch inszenierenden und schreibenden Künstlers beträchtlich und zeigen ihn als einen bedeutenden ungarischen Schriftsteller, der in jungen Jahren bereits die Verstrickungen des modernen Menschen so darzustellen wußte, daß wir Heutigen uns darin nicht nur wiederfinden, sondern bis in die Abgründe unserer Seele berührt werden. Das und die unterhaltsame, jederzeit gut lesbare Form dieser Romane macht sie auch ein halbes

Jahrhundert nach ihrem Entstehen noch zu einem literarischen Ereignis.

Wend Kässens

S & L Zentaur 2003•10•06